

URANOS

UNABHÄNGIGE
URANISCHE MONATSSCHRIFT
FÜR
WISSENSCHAFT, POLEMIK,
BELLETRISTIK, KUNST

Herausgegeben von
Ferdinand Karsch-Haack
und
René Stelter

Jahrgang 1 (1921/22)

Bibliothek rosa Winkel



Uranos

Unabhängige uranische
Monatsschrift
für Wissenschaft, Polemik,
Belletristik, Kunst

Herausgegeben von
Ferdinand Karsch-Haack
und René Stelter

1. Jahrgang
(1921/22)

Nachdruck mit einem Nachwort
und Register von
Sabine Schmidtke

MännerschwarmSkript Verlag

Bibliothek rosa Winkel
Band 32

Die Vorlage für den Nachdruck stellte freundlicherweise
die Bayerische Staatsbibliothek München zur Verfügung.
Der Nachdruck ist gegenüber dem Original
um 15-20 % verkleinert.

Gedruckt mit Unterstützung
der Gesellschaft für
literarwissenschaftliche Homostudien
(Siegen)

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
unter <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© 2002 MännerschwarmSkript Verlag, Hamburg
Herstellung: Strauss Offsetdruck, Mörlenbach
Printed in Germany
ISSN 0940-6247
ISBN 3-935596-32-4

URANOS

Blätter für ungeschmälertes Menschentum

UNABHÄNGIGE
URANISCHE MONATSSCHRIFT
FÜR
WISSENSCHAFT, POLEMIK, BELLETRISTIK,
KUNST

Herausgeber:
Professor Ferdinand Karsch
René Stelter

ERSTER BAND
JAHRGANG I
1921/22

BERLIN
In Kommission der Karl Schultz-Verlags-Ges. m. b. H.
1922

An den „URANOS“:

*Vogel, mein Vogel, höre auf mich,
laß deine Schwingen nicht sinken!*

Tagore

*Die Wahrheit ist unfölich, man
kann sie wohl geißeln, krenzigen
und ins Grab legen, aber am dritten
Tage wird sie wieder auferstehen*

Johann Wilhelm Baum

*Ohne Maß, wie Gott,
Ohne Schranken ist, wie Gott, die Liebe*

Hafis

Inhaltsverzeichnis

(Die Zahlen bedeuten die Seiten)

- Bergauer, Klaus Ferdinand, Vom Fremdschulajon 32-83 — Die Zauberwelt, eine vierdimensionale Erzählung, mitgeteilt von Hans Nume 164-170 — Krankenpfleger und Pfleger 189-193
- Bonus, Ch., Ich hab dich lieb, Du kleines sanftes Wesen 17 (Gedicht)
- Buttinger, Kurt Felix, Hans Blühers Studien zur sexuellen Inversion 39-41 — Ueber Psychoanalyse 51-53
- Dettinger, Dr. jur., Aufhebung des § 175? 253-256
- Elias, Walter, Bejahen und Verneinen 36-37
- Habicht, Anatola, Magisch-polare Strömungen im Sexualleben 241-245
- Jesper, C. M., Frühlingsboten ? — Sehnsucht! 129 — Aschermittwoch 176 — Nachts 205 (Gedichte)
- K., in Memoriam 143-144 (Gedicht)
- Kersch-Haack, Ferdinand, Ein Batscha und seine Bewunderer 13-14 mit Bild 12 — Eine Liebesgeschichte aus dem Leben des ersten Perserkönigs im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt, aus Xenophon 18-19 — Bitte an die Orientalisten 22 — Homörotik in Christentum und Islam 25-30 — Friedrich der Dicke, König von Württemberg 38-39 mit Bild 38 — Aus Mekka 64-67 mit Bild 65 — Der verlichte Dichter, arabische Novelle des Ibn Haggjat 67-68 — Androgamie (Männerehe) bei den Amoniern 80-82 — Zwei Dokumente über Leonardo da Vinci 84-91 mit Bild 86 — Die Wahrsagerin und die drei Schwestern 91-95 — Spruce-Sodom! 97-99 — Deussen über Nietzsche 104-108 mit Bild 105 — Karl von Holtei (1798-1880) 121-129 mit Bild 123 — Die Paidika der Elegien des griechischen Lyrikers Theognis (540 vor Christi Geburt) 156-163 — Theodor Hermann Pantinus 180-182 — Neue homoerotische Literatur 183-184 — Dostojewskij und die Uranischen 194-205, 234-240 — Schwärmerische Liebe, arabische Novelle des Ibn Haggjat 216 — Unsere Welt, anschauung V
- Kirs, Willy, Mein Freund Hein, Frau Susi und das Unausprechliche 14-17 (Novelle)
- Léclair, Henry, Anthroposophischer Hochschulkursus (Dr. Rudolf Steiner) 246-248
- Lland, Edgo, Bürger heraus! 214-215
- Mulecki, Roman, Auf der Terrasse 144-146 (Novelle)
- Mygind, Eduard, Bulgarisches Freundslied 150-151
- Nume, Hans, sieht Bergauer
- P., Nachklang 84 — Vox coelestis 103 (Gedichte)
- Pullitz, Paul v., Jugend 3-6 — Mystische Welt 34-35 — Der mystische Weg Indiens I 59-63; II 133-135, 208-210
- Püttmann, Eduard Oskar, Äußerungen zu Dostojewskij Teil I 233-234
- Sachs, Ernst, Komm! setz dich her, du sollst die Weisen lesen 163 (Gedicht)
- Schraimert, Curt, An Georg Heym 256 (Gedicht)

- Staller, René, Ziel und Weg 13 — Der Spiegel 5-9, 31-32, 68-69, 116-119, 206-208; 224-233 — Aufruf zur Bildung von Logen 19-22, 96 — Der Krampf 42-47 (Novelle) — Auferstehung 49-50 — Die Bestrebungen der Homocroten als Bewegung, zugleich eine Erwiderung auf „Vereln oder Männerbund“ 73-79 — Die Legende vom Freunde, vom Weibe und von den letzten Dingen, eine Trilogie: Suez, Benares, Neapolis 108-112 — Das erste homoerotische Schauspiel 146-149 (Theaterkritik) — Ueber den Sinn des Uranismus 153-155 — Die soziale Bedeutung des Uranismus 185-189 — Theater des Eros 211-213 (Theaterkritik) — Einem stillen, fremden Mann — An A. . . 223 (Gedichte) — Das Theater des Eros 248-252 (Kritische Beleuchtung) — Uranismus und Internationalität 257-258 — Unser Programm VI — Wir klagen ad VIII
- Strauß, Heinz, Intermezzo: Ein beinahe persönliches Erlebnis 6-7 — Dem betenden Knaben in Sanssouci 32 (Gedicht) — Misere 33 (Gedicht) — Hyacinth 112-116; 135-139 (Novelle) — Die Furcht vor dem Weibe 149-150 (Filmkritik)
- Tschack, Ewald, Der mann männliche Eros in der deutschen Romanik 139-143; 172-176 — Vom Wesen des schöpferischen Menschen 217-223 — Nochmals Theater des Eros 252
- Waldecke, St. Ch., Ashaver, der ewige Jude und der Vogel Phönix, (ein schlichter Brief aus den sensiblen Geschichten) 130-133 — Bunte Farbestinten warfen Lichter 163 (Gedicht) — Dionysoszug 170-171 (Gedicht)
- Walter, Erich, Verein oder Männerbund 9-11; 54-59
- Weil, Arthur, Die naturwissenschaftliche Auffassung über das Wesen der gleichgeschlechtlichen Liebe von Ulrich bis Strinach 100-103
- Zailor, Leo, Sklave 240 (Gedicht)
- Zenu, K. Th., Der Trinkgenosse, ein chinesisches Märchen des Pu Sung Ling 177-180

Unsere Weltanschauung

Die Weltanschauung, die wir im „Uranos“ propagieren wollen, ruht auf den Grundpfeilern Wahrheit, Freiheit, Schönheit.

Wahrheit ohne Fanatismus. Wahrheit, nicht nur äußerliche, als Wissenschaft gesehen, — innere Wahrheit, die der Freiheit sich bedient, wo schonen nötig oder gut ist; — Freiheit, die ihre Grenze stets da findet, wo sie ausüben würde, nach sich zu sein, also nicht Ungebundenheit; — Schönheit, die in vollster Freiheit die Schranke innerer Wahrheit unbeachtet läßt.

Im Ethischen wollen wir dem Sexuellen den ihm gebührenden Rang zuweisen; wir verwerfen es nicht, wir räumen ihm aber auch nicht eine alles dominierende Stellung ein; wir erkennen es als lebensbefähigenden, gleichberechtigten Faktor neben allen anderen ethischen Faktoren an, stets jedoch unter Voraussetzung seiner Beherrschung durch das Geistige. In diesem Sinne treten wir für volle Freiheit im Auswirken der geschlechtlichen Anlagen mit aller Entschiedenheit ein. Wir treten um so entschiedener für die gleichgeschlechtliche Liebe ein, als diese besonders in Deutschland jahrhundertelanger Entwürdigung preisgegeben war und das auch noch heute ist.

In der Sphäre des Religiösen schweben uns vor allem die Lehren der Idealgestalt des Juden Jesus vor, losgelöst von den Schranken seiner Zeit und allem mit ihnen getriebenen späteren Mißbrauch. — Die Lehren des Nazareners mit seinem alles umspannenden Weltblick und seiner reinen Menschlichkeit, etwa so, wie er uns im Evangelium Johannis entgegentritt. Es erübrigt sich hoffentlich, des Längeren zu erörtern, daß diese rein symbolische Auffassung der Gestalt Christi nichts mit konfessioneller Beschränktheit zu tun hat oder auch nur der objektiven Gleich- und selbst Höherstellung der Lebensoffenbarung anderer religiöser Genies entgegensteht.

In der Politik erstreben wir die Anerkennung der Berechtigung jeder nationalen Eigenart, statuieren die Pflicht ihrer Erforschung und die Pflicht, das Verständnis für sie zu suchen und anzubahnen. Möchten die Menschen alle das Gute dort hervorheben, wo immer es sich findet, danach streben, nationale Schwächen zu erkennen, zu bekämpfen und abzustellen. Nur so können wir einst zur Einheit alles dessen gelangen, was Menschennützlich trägt.

Im Sozialen stehen wir aller künstlichen Gleichmacherei skeptisch gegenüber, stellen uns streng auf den Boden der natürlich gegebenen Verschiedenartigkeit jeglicher Veranlagung und erblicken

im majvollen Ringen aller Kräfte mit einander kein Unheil, sondern eine Natur- und Kulturnotwendigkeit, ohne die eine Entwicklung zu Höherem überhaupt nicht mehr in Frage kommen könnte.

Der „Uranos“ stellt sich in bewußten Gegensatz zum naturwissenschaftlichen Begriff des „Kosmos“, zum Mechanismus, er betont die durchgelstete und beseelte Welt, das „Kosmische“.

Persönlichkeiten, die mit uns diese Weltanschauung vertreten und denen unser Arbeiten sympathisch ist, bitten wir um ihr Mitarbeiten oder wenigstens um Fühlungnahme mit uns.

F. Karsch-Haack

Unser Programm

Wir sind uns der großen Schwierigkeiten und Widerstände, auf die wir seit der Herausgabe des „Uranos“ dauernd gestoßen sind, voll bewußt. Sie beruhen, nach der idealen Seite hin, darauf, daß wir mit dem Anspruch, eine Weltanschauung zu verfechten, auftreten müßten und daß es gilt, eine in den Erscheinungsformen der gegenwärtigen Gesellschaft anscheinend ganz heterogene Menge, von der nur ein Bruchteil Homosexuelle sind, zum Kernpunkt einer umfassenden Kulturfrage und einer Bewegung zu machen. Nach der materiellen Seite hin erklären sie sich dadurch, daß wir, weil wir „die Bewegung“ wollen, uns fern halten von Claquewesen, Konzessionen jedweder Art — an wen auch immer — und von Annoncen, die sich nicht mit unseren Bestrebungen vertragen.

Wir verstehen unter „Uranern“ alle diejenigen, bei denen das Mischungsverhältnis der Geschlechter sich mehr zur Mitte hinneigt als bei der Norm, ganz abgesehen von der Richtung des Geschlechtstriebes. Sie alle haben gemischte Züge und unter ihnen tritt der Eros zum eigenen Geschlecht — viel seltener, aber ebenso natürlich ist hier der auf dieses gerichtete Geschlechtsrieh — mehr oder weniger deutlich hervor. Die Richtung des Geschlechtstriebes ist daher keineswegs ein sicheres Kriterium für die Uraner. Er ist in manchen Fällen bei der Norm schon invertiert, während er andererseits, bei Uranern, auch den ausgeprägtesten, noch auf das andere Geschlecht gerichtet sein kann.

Durch die stereotypen Formen Mann/Weib, auf die das Gemeinleben der Gesellschaft eingestellt ist, werden die Uraner, aus denen in langor Reihe große Kulturträger und bedeutende Geister hervorgegangen sind und ständig hervorgehen, an ihrer freien Entfaltung besonders gehindert. Aber auch für die Norm, die genau so, nur einseitiger betont, zwischen den Geschlechtern steht, treffen diese starren Formen, die der vereinfachenden Auffassung

früherer Zeitalter entsprechen, nicht zu. In allen freiheitlichen Bewegungen überhaupt ist stets die Durchbrechung dieser Formen unbewußter Nebenzweck gewesen. Wir erheben eben diese Durchbrechung bewußt zum Ziele, zum einzigen Ziele unserer Bestrebungen, da es alles andere, was wir noch wollen, in sich begreift und haben dieses Ziel mit den Worten „unge-schmälertes Menschentum“ auch auf unserem Titelblatt zum Ausdruck gebracht. Aus den beiden eisernen Rahmen ist den Menschen unseglbares Elend entstanden.

Was den § 175 anbetrifft, so sind wir aus humanitären Gründen und Gerechtigkeitsinn für seine Abschaffung, doch messen wir dem Kampf für und gegen ihn keine größere Bedeutung zu. Das ganze Gewicht der Totalfrage ruht allein auf der Gesellschaft. Er hat mit der um sich greifenden Erkenntnis doch einmal zu tun. Außer bedauerlichen gesetzlichen Härten, die tatsächlich nur ganz vereinzelte Fälle treffen, ändert seine Abschaffung an den bestehenden Verhältnissen gar nichts, wie wir aus den Zuständen in anderen Ländern wissen, wo der fragliche Paragraph nicht besteht.

Der „Uranos“ strebt an, in erster Linie Beiträge zur metaphysischen Klärung des Uranismus zu bringen, Ideen, Versuche und Forschungsergebnisse auf diesem Gebiete zu veröffentlichen. Weiter will er an der soziologischen Begründung des Uranismus arbeiten durch Aufdecken fast unbekannter und von der Mehrzahl nicht beachteter einschlägiger Tatsachen aus dem Kultur- und Völkerverleben. Die naturwissenschaftliche Forschung wird kritisch gewürdigt. Ueber führende Geister und bekannte Persönlichkeiten der Vergangenheit wird Biographisches und Kritisches gebracht, das ihr Leben und Schaffen aus ihrer Natur heraus oder ihre Stellungnahme zur Uranität beleuchtet. Ein wesentlicher Abschnitt der Zeitschrift ist gediegener Belletristik gewidmet, deren Vorwurf aus der Wirklichkeit des Lebens geschöpft ist, oder, bei symbolischer Gestaltung, in Jonen vielen Uraniern eingeborenen Trieben und Kräften zur Einheit und Erkenntnis im Allgemeinen-Menschlichen wurzelt. In Berücksichtigung dieser Geistesrichtung finden auch Aufsätze über Mystik, Lebensweisheit und Lebensgestaltung — zugleich ein Beitrag und eine Mitarbeit im uranischen Geiste an allgemeinen Kulturproblemen — in der Zeitschrift Raum.

Der „Uranos“ ist, weil er eine allgemeine Kulturbewegung vertritt, die in ihren angestrebten Auswirkungen nicht nur einzelne Menschenarten (in jedem Sinne!) angeht, sondern alle Menschen überhaupt, international und hat mit Politik nichts zu schaffen. Es wird in Erwägung gezogen, ihn späterhin mehrsprachig herauszugeben.

In diesem Sinne bedeutet der „Uranos“ nicht eine zufällig auftauchende Zeitschrift, sondern er ist das aus der Not der Zeit geborene kulturelle Organ einer gegenwärtig noch suchenden, rin-

genden Bewegung. So ist es seine Bestimmung, selbst tastend, forschend — werdend — zu sein, und so kann er nur in seinem Geiste bestehen mit der Unterstützung, der geistigen Mitarbeit und engen Führungnahme der Starken, sittlich Ernsten und Gerechten, die sich hervorn fühlen, mit ihm zu kämpfen.

René Steller

Wir klagen an . . . ! !

Wir klagen an, daß die Gesellschaft duldet und gleichgültig hinwegsieht, daß zuwider aller Gerechtigkeit und wahren Sittlichkeit, trotz unzweideutiger Kulturdokumente, Philosophie, Soziologie und klarer Befunde der Naturwissenschaft lebendige Glieder an ihrem Körper verurteilt sind, zu verkümmern und zu verdorren, und daß sie die Menschheit und sich selbst wertvoller Kräfte beraubt!

Wir klagen an, daß hunderttausende von Müttern Kinder gebären müssen, denen von vornherein der Boden für ihre freie, natürliche Entfaltung entzogen ist und deren Menschentum durch Heimlichkeit, Heuchelei und Lüge zerrüttet wird!

URANOS

DEM KOMMENDEN TAG

—: FÜR EIGENE WELTDEUTUNG! :—
FÜR FRUCHTTRAGENDE LEBENSHALTUNG!
—: FÜR ERFÜLLTE GESELLSCHAFT! :—

LEITER FÜR WISSENSCHAFT UND KRITIK: PROFESSOR FERDINAND KARSCH
— LEITER FÜR LEBENSGESTALTUNG UND BELLETRISTIK: RENÉ STELTER —
REDAKTION: BERLIN-CHARLOTTENBURG, KNESEBECKSTRASSE 92 (F. KARSCH-
HAACK) — VERLAG UND EXPEDITION: BERLIN SW. 48, WILHELMSTRASSE 124

Nummer 1

1. März 1921

1. Jahrg.

Ziel und Weg

Karl Heinrich Ulrichs, der erste Vorkämpfer von Bedeutung in der uranischen Bewegung, hatte den Plan gefaßt, im Jahre 1870 die Zeitschrift „Uranos“ herauszugeben; leider wurde er daran durch äußerliche Gründe behindert, sammelte aber, nachdem er die Herausgabe der Zeitschrift zunächst hinausgeschoben hatte — sie sollte nie erscheinen —, die vorerwähnten Aufsätze in einem Bändchen „Prometheus“, das den Untertitel führte: „Beiträge zur Erforschung des Naturbaisels des Uranismus und zur Erleuterung der sittlichen und gesellschaftlichen Interessen des Uraniums“.

In gentiler Doppeldeutigkeit des Gesamtproblems hatte Ulrichs so erkannt, daß nur ein doppelter Vormarsch — der parallel und im gleichen Schritt hätte erfolgen müssen — zur Lösung der homoerotischen Frage führen kann, ein doppelter in dem Sinne, daß die sittliche Frage und die gesellschaftliche Frage wegen ihrer unmittelbaren Beziehung auf einander, als eine einzige aufgefaßt werden kann.

Während nun der eine Weg, der der wissenschaftlichen Forschung (heute fast ausschließlich von medizinischer Seite her) durch Gelehrte von hohem Stande Können und großer Einsicht — es seien nur Namen wie Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld hervorgehoben — weiter beschritten worden ist und auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu erstaunlichen Resultaten geführt hat, ist der andere Weg, der zur Lösung der sittlichen und gesellschaftlichen Frage führen soll, so gut wie gar nicht mehr gepflegt worden. Diese zweite Frage wäre immer gegenwärtig geblieben, wenn von Anfang an aus anderen einschlägigen Wissenschaftsgebieten (z. B. Völkerkunde, Gesellschaftskunde, Geschichte) eine stärkere Beteiligung an der Forschung in einer von der Medizin unabhängigen Weise, aber doch im Zusammenwirken mit ihr, erfolgt wäre. Es hat zweifellos an der mehr naturwissenschaftlichen Einstellung der ganzen Epoche gelegen, daß dies nicht in der geeigneten Form und Ausdehnung geschehen ist.

Es sei aber hierdurch keineswegs etwa behauptet, daß eine in jenem vielseitigen Sinne durchgeführte Forschung eine Lösung der eigentlichen Frage schon herbeigeführt hätte. Die Zeit, die jetzt wohl hinter uns liegt, war nur zu sehr zumeist den Verstand in seiner Wirkungskraft zu überschätzen. Ist er doch aber in Wahrheit nichts als ein einziges, nicht zu überschätzendes Element, das in der Fülle der psychischen Reizungen, die zu Entschlüssen und Handlungen führen, nicht zu hoch angeschlagen werden darf.

Wir stehen zurzeit vor der gerade ihr die Uranier so unbegreiflichen Tatsache, daß, trotz des erbrachten Beweises, Homosexualität sei eine natürliche Erscheinung, „natürlich“ als aus der Arbeitsmethode der Natur fließend, also einen gesunden, stabilen Zustand darstellend, der Uranismus noch immer von der Gesellschaft mit Acht und Bann beletzt wird, und daß die Gesetzgeber einer Verschärfung des Paragraphen, der die Homosexualität betrifft, geneigt zu sein scheinen.

Zum tätigen, fröhlichen Substrat der Lieblingsidee Ulrichs sind wir in die Lage gesetzt worden, den „Uranos“ herauszubringen, und wir werden bestrebt sein, das Blatt den Bedürfnissen der neuen Zeit auf das Engste anzupassen. Uns wird besonders am Herzen liegen, jenen bereits erwähnten zweiten Weg zu beschreiten. Wir beabsichtigen in unseren Ausführungen zu zeigen, wie sich Gesellschaft und Staat voranzener und gegenwärtiger Zeit in den einzelnen Staatswesen zu der Erscheinung des Uranismus gestellt haben und wie es häufig in vollendeter Weise gelungen ist, das Uranierium zum Nutzen und Frommen der Allgemeinheit wie zum Wohlbehnden der Uranier zur Geltung zu bringen. Da weiterhin die sexuelle Veranlagung keine Außerlichkeit am Individuum ist, sondern sein gesamtes Gefühls- und Gedankenleben durchdringt und so seine Wesenart und sein Menschentum bestimmt, wollen wir versuchen, trotz der zahlreichen Abstufungen, die sich in der Natur der Einzelnen anzeigen, einen generellen Ausdruck allgemeingültiger uranischer Natur zu finden. (Wir wollen auf die Ausströmungen der uranischen Seele und des uranischen Geistes hinweisen und deren Nützlichkeit für die Gesellschaft klarlegen. Aber nicht nur in abstrakter Form wollen wir arbeiten, sondern gerade in Bildern und lebendigen Darstellungen wollen wir dem plastischen Bedürfnis der menschlichen Natur zur Überwindung von Vorurteilen Rechnung tragen. Außerdem hoffen wir, die ihnen eigentümliche Denkweise und Gefühlswelt bei den Uranieren selbst fördern zu dürfen und dazu beizutragen, ihr Menschentum voll zur Entfaltung zu bringen. Wir werden daher unter diesem Gesichtspunkte die verschiedensten Kulturfragen im dem Rahmen unserer Zeitschrift darzustellen versuchen.)

Es sei in dieser Vorrede nicht erwojen, aus welchen Motiven heraus jemals eine Erscheinung, die so in aller Natur begründet ist, derartig unter allgemeine Verdammung und gesellschaftliche Acht fallen konnte. Immerhin dürfte es jedem, auch dem entschiedensten Gegner des Uranismus klar sein, daß die uranische Wesenart als wichtiger Faktor in der Kulturentwicklung mitgewirkt hat, sind doch zu einem unverhältnismäßig hohen Prozentsatz die starken Kulturpfeiler und die Wegwaiser gerade Uranier gewesen. Zudem ist es offenbar, daß alles notwendige Naturgeschehen sich seinen entsprechenden fruchtbaren Ausdruck im Kulturleben finden muß.

Wir hätten uns beide der Aufgabe, mitzuwirken, dem Uranierium eine Form zu schaffen, durch die es sich der Gesellschaft einpassen läßt und für die sittliche und gesellschaftliche Hohung des Uranieriums einzutreten, nicht gewidmet,

Wenn wir nicht der Überzeugung wären, daß es sich hier um eine Kulturfrage von allgemeiner Bedeutung handelt, und daß Zeit, Menschentum und Gesellschaft endlich dazu heranzureifen scheinen, nicht in der mehr instinktiven, naturgebundenen Art vergangener Zeitalter, sondern in klarer Erkenntnis diese Naturerscheinung in sich zu fassen. Die Lösung der homosexuellen Frage schließt uns, bei dem erregten Druck falscher Gesetzesmaßnahmen, nicht quantitativ, aber dynamisch zu einer in unserer Zeit brennendsten Kulturfrage zu zehren.

Die Herausgabe unserer Zeitschrift hat sich nur nach Überwindung starker Hemmungen von vielen Seiten vollzogen, und aus Gründen materieller und ideeller Natur auf das Äußerste in der Beschleunigung unseres Weges bedroht. bitten wir um einen regen Leserkreis, besonders auf dem Wege des Abonnements, und um Mitarbeiter, die sich berufen fühlen, mit uns den gleichen Weg zu gehen. Es soll uns eine besondere Freude sein, auch junge Talente, die stichhaltvolles zu sagen haben, zu Worte kommen zu lassen, da wir allein nach ihrem Gehalt die Beiträge beurteilen. Wir hoffen auch, von den Dionisern regen Lesern zu werden und wären für jede Anregung, die uns von ihrer Seite zufließt, besonders dankbar. Nicht nur zustimmende, sondern gerade auch widersprechende Artikel werden uns zur Veröffentlichung genehm sein.

Es mag der Fall sein, daß wir im Laufe der Zeit, durch äußere Umstände gezwungen, kleinere Konzessionen an Form und Inhalt machen müssen, um aus idealen Gründen die Zeitschrift überhaupt in unserem Sinne aufrechtzuerhalten zu können. Sollten Abänderungen bedingt sein, die unsere Auffassung und unser Programm im Wesen heilighen, so werden wir solidarisch von der Lektüre zurücktreten.

Ferdinand Karsch

René Stelter

Jugend

Jugend bedeutet in den Lebenssphären des Menschsein vom Kind bis zum Greis ein besonderes Reich für sich! Jugend hat darum ihr eigenes Recht! Dieser Gedanke, der von Vorkämpfern der Jugend in Deutschland, der Schweiz, Italien und vielen andern Ländern, zumal denen des Ostens immer und immer wieder vertreten und leidenschaftlich verteidigt wird, hat metaphysisch-weltgeschichtlich einen besonderen Sinn. Einen Sinn, der tiefer ist als ihn die Jugend selbst nimmt und bisher genommen hat. Die Jugend kam dazu, ihr Reich und ihr Recht zu beipfen, weil ihr das von den Großen überkommene Reich nicht mehr genügte, weil sie sich von ihm bedrängt und gehindert fühlte. Ein Jahrtausend aber halte ihr dieses Kinderreich genügt; das Reich, in dem der junge Mensch heranzuwuchs, um der überkommenen Kultur teilhaftig und hernach selbst Träger und Förderer dieser Welt zu werden.

Diese Kultur aber ist am Ende. Eine neue begehrt aufzuerstehen. Eine neue Seele beschwört der Erdgeist, der die Kulturwellen über unsern Planeten

gleiten läßt. Diese kommende Seele muß sich erst ihre Welt formen und steht in allem am Anfang.

Sie muß überall beginnen, aus einem Trümmerhaufen zerbrochener toter Gebilde sich ihre Wirklichkeit zu formen, die Welt einzurichten, die den kommenden Geschlechtern ein für eigene Entwicklung freies, schönes und gutes Dasein gestalten soll. Vor diesem Beginnen stehen wir, zwischen Untergang und Aufgang. Wir sind am „Wiederaufbau“.

Wiederaufbau — man sollte lieber sagen: Neuaufbau. Dem eine Gefahr besteht, die schon in jenem Begriffe sich andeutet: daß wir wieder alte Häuser aufbauen, die eben keine Wohnstätte der neuen Seele sein können. Was errichtet wird, muß mit dem Kommenden im Einklang stehen, damit der Atem der Geschichte es nicht abermals in Nichts verweilt. Es muß vom künftigen Ethos beseelt sein. Nicht durch äußeres Wollen, durch Berechnung und Gewaltsamkeit kann solches errichtet werden, sondern nur durch Warten und inneres Hören. Nur dann, wenn das Neue hervorgeht aus der inneren Bindung mit dem Willen des Erdgeistes in dieser Epoche, wenn es die unsrer Zukunft gemäße Sittlichkeit verkörpert, nur dann können wir mit ruhigem Werden, auf Evolution rechnen. Wird aber jetzt Wiederaufbau im Sinn des alten, vergangenen Ethos betrieben, so wird mit gesetzmäßiger Sicherheit die künftige Seele gewaltsam wieder zerstören müssen, und die Folge wäre: weitere Revolution statt Evolution. Die Versuche, den neuen Staat, die neue Gesellschaft, die neue Schule, die neue religiöse Gemeinschaft zu schaffen, haben überall mit der großen Gefahr zu kämpfen, daß sie statt mit der neuen Sittlichkeit mit der vergangenen durchdringt werden.

Wie ist dem vorzubeugen? Es kann hier nur eines helfen: daß man überall auf die Regungen der neuen Seele achte. Nicht aus Neuerungssucht im oberflächlichen Sinn, sondern aus Ehrfurcht und Frömmnis vor dem alles bewegenden Lebenskraft. Darum ist auf allen Anfang zu achten. Aber der entscheidende Anfang liegt im Reiche der Jugend. Man weiß, daß die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife und die ihr folgenden Jahre insoweit für den Menschen entscheidend sind, als sie sein Werden, seine Entwicklung, die innere Zielrichtung seiner Seele bestimmen, daß sie grundlegend sind für alles spätere Tun. Daß die Seele Trägersin des Neuen, Zukünftigen werde, daß sie den Grund dazu in diesem Lebensalter lege: das ist das gelstige-seelische Muß, unter dem die Jugend der Gegenwart steht und aus dem heraus ihre Forderung nach eigenem Recht und eigenem Reich um so verständlicher wird.

Es kommt in der Tat jetzt alles auf den jungen Menschen an. Jung sein, das heißt nicht äußere, sondern innere Jugend; mehr Schaffen-Können/Wegweiser werden zu neuen Ufern.

Ob Spenglers Untergang des Abendlandes widerlegt werden, ob ein Uebergang und Aufgang erfolgen kann, — die Entscheidung darüber liegt letztlich in den Händen der abendländischen Jugend. Das Abendland ist — trotz aller Zerissenheit und trotz des Weltkrieges und seiner Folgen — als großes Kulturphänomen genommen eine Einheit. Von hier aus begreift sich die Bedeutung, die ein Hand-in-Hand-Gehen der Jugend aller europäischer Länder haben würde: ein Zusammenarbeiten und Verständigen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Ethik, ein Zusammenarbeiten unter Heranziehung auch der Jugendkräfte des Ostens und Angloamerikas. Es gibt in allen Ländern Jugend, die Menschlichkeit will. Einst wurde das Christliche jenseits der Erde gesucht. Heute hat es mehr und mehr den Ansehens, als sei das Zeichen

mit der die anbrechende neue Welt siegen werde: Theokratie der Menschheit. Soll sich da nicht die Jugend sammeln, um diesem Ziele zum Durchbruch zu verhelfen? Trotz des Geschicks aller derer, die nichts vom ewigen Weltfrieden wissen wollen, die den Krieg und organisierten Massenmord für ein Unvermeidliches im Völkerverleben mit heroischer Resignation hinnehmen? Soll sie ihren Glauben nicht zusammenfassen zu einem starken Willen? Mit wachsender Verleinerung wird nicht der Kampf aus der Welt geschafft werden, sondern nur die brutale Gewalt der Natur. Der Kampf soll auch nicht besichtigt werden. Kampf und Ringen erteilt erst das Dasein; aber das Wie dieses Ringens soll ein anderes werden, soll keine Massenschlächterei mehr bleiben. Mag der Weg zu diesem Ziele lang sein, noch Jahrhunderte dauern; in erster Linie kommt es auf den Willen an. Nur der Wille zu einer Verständigung der Völker, zu edlem Weltkampf, der Wille gegen den Krieg kann zum Ziele führen. Wenn wir stumpf resignieren, erreichen wir das Ziel niemals. Nur der Wille macht den Weg möglich.

Die Jugend, die sich aus allen Ländern und Lagern kennen lernt, wird die Gegensätze nicht besichtigen, aber sie wird sich in ihren Gegensätzen verstehen und achten lernen; sie wird an den Gegensätzen wachsen; sie wird auch kämpfen und ringen müssen, aber weniger gegeneinander als miteinander. Und aus Haß wird Liebe werden, aus Tierisch-Instinkthafem Menschlichkeit. Der Weg zu einem rein menschlichen Zusammenhalten trotz — besser gesagt — aus den Gegensätzen heraus wird mühselig und schwer sein, aber er muß gegangen werden, wenn überhaupt aus einer zerrissenen und entzweiten Welt wieder Einheit und neues freudiges Leben erblühen soll. Und eines wird den Weg erleichtern: der gemeinsame Wille, der trotz aller Verschiedenheiten der gleiche ist.

Hier wird der Ernst klar, worum es letzten Endes bei dieser Angelegenheit geht und was aus einem Gedankenaustausch der Jugend aller Länder sich zu entwickeln vermöchte: Segensreiches und Fruchttragendes, das heute in seiner ganzen Bedeutung noch gar nicht ausgedacht werden kann.

Anfänge dazu sind von verschiedenen Seiten gemacht worden, aber es fehlte an allgemeiner Unterstützung. Ein solcher Anfang, der im Ausbau besonders glücklich hätte werden können, war die Zeitschrift „Die junge Schweiz, La jeune Suisse“. Diese Zeitschrift hatte Mitarbeiter in der Schweiz, Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, England u. a. Da wurde berichtet über die Jugendbewegungen der einzelnen Länder, über Lebenshaltung und alle Fragen die der Zukunft der Jugend galten. Die Zeitschrift war zugleich Organ der Schweizer Studentenschaft. Damit hatte sie einen bestimmten substantiellen Hintergrund. Daß das Unterrichten schweizerisch war, machte es besonders zu internationalem Austausch geeignet. Hier konnte die Jugend befreundeter und jetzt noch feindlicher Völker sich kennen und verstehen lernen. Wieviel ist getan, wenn die französische Jugend die deutsche Jugend, diese wieder die russische, die russische die ungarische usw. in ihrer Eigenart und Besonderheit begreifen und achten lernt. Wenn man sich klar wird über Gemeinsamkeiten und über Gegensätze, über fruchtbares wechselseitiges Sich-Fördern möglich sein. Man wird im Gemeinsamen den Boden finden, auf dem man zusammenarbeitet, man wird, wo Gegensätze bestehen, vollen Wettbewerb begreifen, aber man wird nicht mehr blödsinnigen Vernichtungskampf wollen. Und man wird vielleicht ein Gemeinsames erringen, das größer ist als alle Sonderinteressen, das wieder ideales Gut heranzuführen wird. Die Zeitschrift

hat ihren Bestand zunächst ungehen müssen, weil sie nicht genug beachtet wurde; vielleicht auch, weil ihr Verlag es an der nötigen Propaganda fehlen ließ. Immerhin sie war ein Beispiel und Wegweiser. Wird ein anderes Unternehmen glücklicher fahren?

Paul von Pillitz

Intermezzo

Ein beinahe persönliches Erlebnis

Ein Anteil zweiter Klasse im D-Zug Berlin—Amsterdam. Am Fenster, einander gegenüber: Er und Sie. Er — hochgewachsen, breitschultrig und brünett, mit einem männlichen, nicht ganz alltäglichen Profil — wie Sie befriedigt feststellt — in einem tadellosen Hombespansakko.

Sie — zierlich, blond, mit vollen, nur ein wenig aufgeworfenen Lippen und einem wirklich bezaubernden Lächeln — wovon Sie überzeugt ist — vollkommen Dame vom winzigen Veraschub bis zu den manikürten Fingerspitzen.

Er reist geschäftlich (ohne Zweifel), Sie nach Hannover zu einer langvermählten Schwester, und langweilt sich . . . Doch da sieht eine Dame so etwas als merken lassen darf, vertieft Sie sich ganz eifrig in den neuesten Courtes-Maler. (Madame beweist Geschmack und kauft sich stets nur einwandfreie Bücher. Anständige Frauen lesen überhaupt nur solche — besonders öffentlich!)

Doch trotzdem langweilt Sie sich. Und Er schaut unbekümmert aus dem Fenster. Ist das nicht rücksichtslos?

„Ein Feuerstrom durchrieselte die junge Frau, als der Geliebte ihre Hand ergriff . . .“

„Ach bitte, haben Sie nicht etwas Feuer?“

Er reicht ihr das brennende Streichholz und Sie entzündet mit leichten Krätzen eine Garbaty. Dann wieder Schweigen.

Sieht Er denn nicht, daß Sie sich langweilt?

Nun steht Sie auf und greift nach ihrer Tasche, die über ihm im Nicht liegt:

„Verzeihung . . .“

Eine Wolke von Veilchen und Chypre hüllt ihn ein, und während Er ihr beim Herunterholen der Tasche behilflich ist, streifen sich zufällig die weiße und die braune Hand . . .

„Verzeihung.“ Ispeit Sie abermals und blickt ihn wie dem bezaubernden Lächeln verwirrt und schuldbehaftet an. Er aber hat sich schon wieder gesetzt und hinter eine Zeitschrift verschaut.

Sie kratzt indes in ihrer Tasche, ohne eigentlich zu wissen, weshalb sie diese nötig hätte. . . . Zu ärgerlich! Nun ist dabei die Zigarette ausgeganzelt. Während Er ihr ein zweites Streichholz reicht, lächelt Er etwas:

„Gnädige Frau achten zu wenig auf Ihr Feuer!“

Sie beißt sich auf die Lippen; der Tranklug! Zu dumm! Was wird sich dieser Mensch jetzt denken? Wenn sie nicht ausgerechnet nach Hannover

reste — in die Provinz! — Sie sähe ihn ja überhaupt nicht an — den Eisklotz! Man darf die Männer nicht verwöhnen. Nur in der Not, . . .

Da sinkt die „neuste“ Courtes-Mahler just zu Boden. . . Beim Blicken kann der Eisklotz Madame's Fuß bis zum blaueisernen Strumpfband hinauf bewundern. Zudem ruht seine Wange eine Weile an der ihrigen. Sie ist nun wirklich ganz verlegen!

Merkt Er noch immer nichts? Ist Er so unerröthend, oder? Madame fällt plötzlich etwas ein, wovon man in Berlin so viel gesprochen hat. Und mit direkt zudäuseliger Wit vertieft Sie sich wieder in ihren Roman, sagt gar nichts mehr. Sich so die ganze Reise verderben zu lassen! Da hätte sie ebensoviel ins Dattentüppee gehen können!

Oberlob, Hannover ist im Steigt! Da steht auch schon die Schwester, heftig winkend, auf dem Bahsteig. Und ein paar Schritte weiter, ein jünger Student, die Wangen von freudiger Erwartung geröthet. Er schwenkt die hunte Mütze über dem Kopf. . .

Und siehe da: Ihr Gegenüber winkt zurück! Dann Hezen sich die beiden jungen Männer in den Armen! Madame verfährt sich vor Empörung: jetzt ist ihr alles klar. Mit dem Instinkt der Frau errät Sie alles — und Franca irren nie!

Mit einem lauten Seufzer wendet Sie sich an die Schwester: „Man macht sich gar keinen Begriff, welchen Gefahren alleinreisende, schutzlose Frauen heute ausgesetzt sind! Wo bleibt die Polizei?“

Die Schwester nickt bekümmert und verständnisvoll . . .

HEINZ STIEGLITZ

Frühlingsboten

Noch deckt das graue Eis
Des Waldes tief versteckten Welker
Und graue Streifen alten Schnees
Verwahren den jungen Knospen
Nach der Wee zum Licht
Doch sonnensehend ragen
Dunkler Tannen Wipfel
Aus dem Wald
Die Buchen knospen
Und die violetten Hühner
Liegt auf dem Fleck,
Durch den geht stilles Rauschen
Und schneidichtvolles Rauschen
Durchschauert all das Kelmen,
Die Stare hört keh heut schon zwäshent
Die Sonne will am neuen Saaten blitzen
Und mit dem Orlawie kommt
Die Taube heim

C. W. JENSEN

Der Spiegel

Dunkler Raum. Im Hintergrund nichts als ein großer Spiegel.

Redende Figuren: der Feminine, der Invertierte — der Geliebte, der Liebhaber
— der Lebemann — der Helfer — das Weib, der Mann — der Meister.

Der Feminine: Wo bist du, mein Freund? Sieh, mein ganzes Sein schreit nach dir! Das ist kein lockender Ruf mehr, wie im verlebten Vogel im Lenz ausstoßen, es ist auch nicht dem Brüllen des Stiers in der Brunstzeit vergleichbar: das ist der Schrei des Blutes, der zum Himmel gollt. In ihm liegt von dem Drang der Keime: Sie aus ihrer engen Schattenwelt zum Lichte streben, von dem Drang alles Ungeborenen zum Leben, von der unsagbaren Sehnsucht in den Augen trauriger Tiere nach einer Seele. Fühlst du, was strömender Regen für älteres, unfruchtbares Erdreich bedeutet? Weißt du was die Welt ohne die Sonne wäre? Das Verschmachten unfruchtbarer Erde und die Eiskälte und Finsternis einer sonnenlosen Welt ist mein Leben, wenn du mir fern bleibst. Und sieh, ich bin doch der wahrhaft Gebende. Du gibst nur, indem du dein eigenes Leben angebrochen mit mir lebst, ich aber breche mein Leben tausendfüßig nach den Wandlungen deines Ich. Du kennst nicht die Seligkeit des Gebens wie ich, des Sterbens in sich selbst und Wiedergeborens, aber deine Gabe, daß du dein Leben mit mir lebst, ist die größere denn sie verleiht mir eine Seele. Du allein bist mein Gott, denn du nur kannst mich schaffen, auf daß ich ein Wesen werde! Mein Haupt, in dem das Ungeborene sich drängt und mich fähern macht, wolle ich selig an deine Brust betten; mit dem Schlage deines Herzens wird in mir das Leben zu erwachen beginnen. Meine suchenden Glieder wolle ich bebend an deine Stärke lehnen, wie zitternder Eisen sich an den wuchtigen Stamm schmiegt auf daß mehr Schritt nicht mehr schwankend sei und des Weges unbewußt. Mit besessenen Augen will ich jeder deiner Bewegungen folgen und mich an dein Mienenspiel verlieren; ein Zucken deiner Wimper kann mich sterben lassen. In dir schaue ich ahnend die geläuterten Mächte, ich bin nun Erde. Und langem will ich für dich, mein Freund, den wilden Erdtanz. Ich will ihn im rasenden Wirbel in stehender Liebe tanzen. Alle zukünftige Menschheit schimmert gestalltes in mir. Nenne mich nicht arm, denn ich trage in mir, was du nie aus dir haben kannst. Und aus den mystischen Figuren meines Tanzes mache die zu Fleisch, die die Gottheit will. Dann werde ich, von der heiligen Geburt erschauend, dir erlöst zu Füllen sinken. Doch wenn du Erlösender, du Gestaltender, einst im Ringen armatest und Schatten deine göttliche Stirne verfinstern, dann lehne du dich an mich an denn ruhe du dich aus an meinem Herzen. Ich weiß süße, einschläfernde Weisen, die wie Wiegenlieder der Mutter klingen; ich weiß geheimnisvolle Zaubersprüche, starke Zauberriten aus der Zeit von Urbegien, wie nur manches Weib sie noch aus sich finden kann. Damit vermag ich deinen wilden Krampf zu lösen, das strömende Herzbild zu hemmen, dein fliehendes Leben zu halten. Nur kühle dich, mit rauhen Händen in die seltsam verschlungenen schlammigen Fäden meines Seins zu greifen; es ist eitelfindlich wie kostbare Spitzen und zart wie durchsichtiges Gewebe aus Moskau, es müßte zerreißen.

Er kniet vor dem Spiegel wieder und breitet sehnsüchtig die Arme aus.

Wo bist du, mein Freund?

Als Antwort erscheint auf der dunklen Fläche des Spiegels, von unten, möglichem Lichte grell bestrahlt, bis zu den Beinen die Gestalt eines äußerlich vernachlässigten, groben, tierischen etwa fünf- bis dreißigjährigen Mannes: Zuhältertypus, gemeine Gesichtszüge, offene Weste, zerrissenes rotes Halstuch, kurze Pfeile im Munde. Er mustert selbstgefällig und köhlt mit cynischen Erpresserblick den Femininen.

Die Gestalt im Spiegel löst sich allmählich mit dem erblässenden Lichte wieder auf.
René Stieler.

(Wird fortgesetzt.)

Verein oder Männerband

Die noch so junge homöeritische Bewegung läuft bereits Gefahr, auf einer irrigen Selbstschätzung heraus auf Wege zu geraten, auf denen sie, in ihrer Stollkraft geschwächt, ihr Ziel schwerlich erreichen dürfte.

Das Ziel ist: Beseitigung der gesetzlichen Schranken, von denen das Leben der Invertierten eingeengt ist, und Überwindung der Vorurteile der Gesellschaft, die infolge gefühlsmäßiger Abneigung und gedankenlos überkommener moralischer Anschauungen die gleichgeschlechtlich Liebenden mit Verachtung und vollständiger Achtung belegt, also „gesetzliche und gesellschaftliche Gleichberechtigung.“

Welche Mittel und Wege führen zu diesem Ziel?

Die Abschaffung der betreffenden Gesetzesparagrafen kann, solange solche Fragen nicht sachlich, wissenschaftlich, ohne Voreingenommenheit betrachtet, sondern an sie Moralbegriffe herrschender Religionssysteme angelegt werden, und solange Religion de facto noch eine öffentliche, politische Angelegenheit ist, letzten Endes nur mit Mitteln der Politik erreicht werden. Mit Recht bestrahlt man daher den Zusammenschluß der gesetzlich Geächteten in Kampforganisationen, um durch politische Arbeit, Regierung, Parteien und Parlamente für die Sache der Gerechtigkeit zu gewinnen.

Die gesellschaftliche Gleichberechtigung, menschliche Gleichbewertung kann nur durch dauernde, in die breitesten Schichten aller Gesellschaftsklassen zu tragende Anklänge erungen werden. Und diese Tätigkeit ist zum Teil, zumindest solange die gesetzlichen Schranken nicht beseitigt sind, natürlischer Natur; sie erfordert auf jeden Fall eine breite und straffe Organisation, die Mitarbeiter und Geldmittel zur Verfügung stellt. Die hiesigen unternehmen Schritte bewegen sich durchaus in der richtigen Bahn.

Soweit braucht man also eine Bewegung, deren Organisation und Verein der Charakter reiner Zweckverbände tragen. In Wirklichkeit zeigen jedoch die Vereine auch ein anderes Gesicht.

Alle, deren geschlechtliche Veranlagung bekannt ist, werden durch die nun einmal vorhandene Abneigung ihrer Mitmenschen in völlige gesellschaftliche Isolierung gedrängt. Sie müssen sich daher ihre eigene Gesellschaft schaffen, die ihnen Ersatz bietet für das, was man ihnen draußen versagt. Selbst zur Wiedererlangung einer befriedigten Existenz, deren viele bei Bekanntwerden ihrer Homosexualität verlustig gehen, kann ihnen diese beifül-

lich sein. Insofern werden also die Vereine ein über das Wesen der Kampforganisation hinausgehendes Gepräge aufweisen. Sie werden Geselligkeit pflegen, ihre Mitglieder werden sich freundschaftlich gegenübersehen, das Ganze könnte den Charakter eines Familienlebens tragen. Das erotische Moment müßte als selbstverständlich und vollkommen private Angelegenheit in den Hintergrund treten und hätte keine andere Rolle zu spielen, als in jedem anderen gesellschaftlichen Kreis. Die Art des Zusammenseins brauchte sich in nichts von dem heterosexueller Personen zu unterscheiden; dasselbe Ding nur mit anderen Vorzeichen. Man ist aber die Zahl dieser von der Gesellschaft getriebenen Personen nur klein und für die Bestimmung des Charakters der bestehenden Vereine unwesentlich. Die große Masse der Homosexuellen lebt innerhalb der Familie und des Gesellschaftskreises, in die sie hineingegeben sind. Sie stehen im allgemeinen Berufsleben und betätigen sich, falls sie wissenschaftliche, politische, künstlerische Interessen haben, im Verein mit den anderen. Niemandem oder höchstens wenigen Eingeweihten ist etwas von ihrer Veranlagung bekannt. Sie bedürfen nicht der homosexuellen Gesellschaft als „Gesellschaft“, sie sind keine Parias und denken auch kaum daran, es freiwillig zu werden. Die bestehenden homosexuellen Vereine sind für sie einmal die Instanz zur politischen Vertretung ihrer Interessen, obgleich viele aus unpolitischer Gesinnung und Indolenz heraus auch daran kaum denken, und andererseits, und zwar zum wesentlichsten Teil, die Stätte, wo sie Bekanntschaften zwecks Anbahnung eines erotischen Verhältnisses anknüpfen können. Dies muß um der Wahrheit willen klar ausgesprochen werden: Der weitaus größte Teil aller Invertierten sucht in den Verbänden, Vereinen, Gemeinschaften das „erotische Erlebnis“, der End- und Selbstzweck aller dieser Vereine — mögen sie sich auch irgendein sachliches oder ideales Mäntelchen umhängen — ist „erotische Natur“.

In dieser Feststellung ist keinerlei moralische Bewertung enthalten. Der Invertierte hat das gleiche Recht wie die „Normalen“, deren Erotik sich auf Ballen, Tanzvergügungen auslebt, die ja auch meist bewußt oder unbewußt Mittel zum Zweck sind. Es geht aber hieraus hervor, daß das geistige Niveau dieser Kreise ein denkbar tiefes sein muß. Und die Erfahrung bestätigt dies. Denn in dem Moment, wo das Erotische allen bewußt als Endzweck hervortritt, werden andere sachliche und geistige Bestrebungen völlig in den Hintergrund gedrängt. Es herrscht die Sexualität, die Geilheit. Mögen sich auch eheliche Zwecke die größte Mühe geben, die Zusammenkünfte durch Vorträge wissenschaftlicher Natur, durch künstlerische Darbietungen inhaltlich wertvoll zu gestalten, mag auch das Verhalten der Anwesenden auf solchen Abenden auf innere Anteilnahme deuten, niemand glaubt allen Ernstes daran, daß diesen Dingen irgendwelche anziehende Kraft angewohnt. Denn die einen hebeln draußen, in der vornehmen Welt, ihren Kreis, der ihnen dies alles und besser bietet, hier suchen sie nur Befriedigung ihrer erotischen Triebe, das einzige, das ihnen dort verwehrt ist. Die andern haben eben keine geistigen Interessen; was ihnen geboten wird, ist ihnen bestenfalls Unterhaltung, meist eine Zugabe, die sie mit in Kauf nehmen müssen. Der Rest der Ernsthaften, die draußen keine Heimat haben und sie hier suchen, kommt dagegen nicht auf. Und so entwickelt sich unter dem Deckmantel einer politischen Aktion, einer geistigen Bewegung, einer erzieherischen Gemeinschaft, einer natürlichen Geselligkeit eine Atmosphäre, die von ausgesprochenen, doch allen ganz bewußten

rein ertischen und sexuellen Wünschen getränkt ist. Jeder wittert von dem andern, warum er kam, was er will. Nennt das Kind beim richtigen Namen! Ein offenes Aussprechen würde die Atmosphäre reinigen, das offene Geheimnis bewirkt eine ungesunde Luft.

Niemand hat das Recht, diesen Zustand zu verurteilen, es kommt nur darauf an, das klar auszusprechen, was ist. Dem dieser Zustand ist ein notwendiger, bedingt durch die verständnislose Haltung der Umwelt. Werden natürliche Dinge unterdrückt, Menschen in ein Schema gepreßt, für das sie nicht passen, und in Acht getan, weil Natur sie nicht nach der Schablone der Mehrzahl schuf, so rächt sich dies letzten Endes an der Gesamtheit. Denn alle Auswüchse, auf die man so gern zeigt als Beispiele für die verderbliche Wirkung der homosexuellen Veranlagung, sind Krankheiten, für die die Gesellschaft selbst verantwortlich gemacht werden muß, und unter denen nicht nur die zunächst Betroffenen, sondern auch sie selbst zu leiden hat. Das einzige Heilmittel, das es dagegen gibt, ist die Beseitigung des Ausnahmezustandes und die verständnisvolle Einstellung zu jeder naturgegebenen wie auch immer gearteten Veranlagung.

Da nun lediglich infolge äußerer Verhältnisse sich die geschilderten Zustände entwickelt haben, ist auf die Frage, ob durch Einwirkung von innen heraus etwas wesentlich zu bessern wäre, ob durch irgendwelche Maßnahmen sich das Niveau des Vereinslebens heben ließe, mit einem glatten „Nein“ zu antworten. Denn es käme darauf an, die Erotik an die Stelle zu bringen, die sie bei gesundem Zustand einnehmen müßte, nämlich aus der Rolle des gesuchten Erlöbnisses, des beabsichtigten Endzwecks in die des zufälligen — nicht notwendigen — Erlebens, der unbenutzlichen Folgeerscheinung. Dies wäre erst dann möglich, wenn die Homosexuellen ein Leben innerhalb der Gesellschaft führen könnten, das sich in nichts von ihrer Umgebung unterscheidet, und ihre Veranlagung eine so selbstverständliche Voraussetzung wäre, wie die normaler Menschen. Hieran ist vorläufig nicht zu denken. Ein Uebel aber wäre zu beseitigen, und das ist: die mangelnde Selbsterkenntnis, die fehlerhafte Selbsteinschätzung. Man vergibt sich nichts, wenn man die Dinge sagt, wie sie sind. Es ist immer unklug, den Kopf in den Sand zu stecken. Vor allem höre man auf mit Präntationen, die man zu erfüllen nicht in der Lage ist und die später nur zu Enttäuschungen führen müssen. Man mache sich über den sittlichen, erzieherischen und kulturellen Wert der einseitigen Zweckverbände nichts vor, sondern nehme sie, wie sie sind. Sie sind die einzige Form, in der Homocroten sich zusammenschließen können. Alle Bestrebungen aber, die darauf abzielen, mit homosexuellem Menschenmaterial Männerbünde zu gründen, von denen im Gegensatz zu den Vereinen Wirkungen geistiger kultureller Art sowohl auf die homoerotische Bewegung selbst als auch auf die allgemeine Gesellschaft ausgehen sollen, all diese Bestrebungen sind abzulehnen nicht nur, weil sie nutzlos sind, sondern sogar zu Ergebnissen führen würden, die zu den Interessen der Bewegung im Gegensatz ständen. Dies auszuführen sei die Aufgabe eines nächsten Aufsatzes.

Erich Walter

Gerade um auch andere Meinungen zu Worte kommen zu lassen, bringen wir gern den vorstehenden Aufsatz. Unsere Anschauung deckt sich in vielen wesentlichen Punkten nicht mit der des Verfassers. Nach Erscheinen des zweiten Aufsatzes wollen wir hierauf eingehen. D i e R e d a k t i o n





Ein Satyros und sein Bräutigam nach einem Gemälde von Brontschelgof

Ein Batscha und seine Bewunderer

Die Batschas oder Tanzknaben bilden in ganz Turkestan (Mittelasien) eine feststehende Einrichtung. Jeder Reihe hält darauf sein Haugesinde durch einen oder mehrere Tanzknaben zu vervollständigen und Aermere für sich zusammen, um einen Batscha besolden zu können. Außer den privaten Batschas gibt es noch öffentliche Tanzknaben, die bei ihren Eltern verbleiben oder, wenn verwais, sich einem Unternehmer unterstellen, der sie zu einer Truppe zusammenhält, für ihre Ernährung und Kleidung sorgt und sie in Gesang und Tanz unterrichtet, einem Leiter, der meist selbst ein Batscha war. Während der russischen Herrschaft standen solche Truppen unter einer gewissen polizeilichen Kontrolle. Einige wandern von Ort zu Ort. Besonders zahlreich sind sie in den größeren Städten, wie Huchara, Samarkand, Chodschent, Karschi, Chokand. Wenn, wie in Taschkent 1872, ihr öffentliches Auftreten inolge einer Choleraepidemie untersagt worden war, hat dieses Verbot höchstens ein Jahr hindurch aufrecht erhalten werden können, da das lebenslustige und spielfrohe Volk der Sarten ihre Wiedereinführung stürmisch forderte. Weil die mohammedanische Prüderie den öffentlichen Tanz von Mädchen in Turkestan verbietet, wird deren Stelle bei dem allgemeinen Verlangen und Bedürfnis nach Tanzschauspielen bei allen Völkern der Erde hier durch Knaben mit bartlose Jünglinge ersetzt.

Einige Batschas jeder Truppe, wahrscheinlich die mädchenhafteren, lernen einen besonderen, den *Pranentanz*, bei dem sie als Mädchen gekleidet und geschmückt mit langem, liegendem Haar auftreten; nach dem Tanze gesellen sie sich je zu einem der Zuschauer, um sich von ihm liebkosen zu lassen. Andere Tänze, von männlicher gearteten Batschas getanzt, leihen ihre Namen von ihrem Ursprungsort ab, wie Aighan, Shrazi, Kaschgari, die von je einem Knaben ausgeführt werden, und Kabuli, ein mehr gymnastischer Tanz, zu dessen Darstellung zwei Partner gehören. Die Tänzer erscheinen bartlos, in losen weiten Bekleidern und meist roten, wallenden Gewändern; sie lassen sich auf einem Teppich nach uslatischer Art auf den Knien hockend, nieder und werden von ihren Bewunderern umringt (sieh unser Bild). Man läßt sie mit Tee, Koniekt und Früchten bewirten. Dann beginnt die ihre Tänze begleitende Musik zu spielen. Die Tänze der jüngeren Knaben sollen durchweg anständig, ja zurückhaltend sein; die der älteren meist von verlebten, oft lusternen Gehärdn begleitet. Sehr beliebt ist der Druck der Hand auf die Brust mit folgendem Entgegenstrecken der hohlen Handfläche zum Zuschauer hin, entsprechend dem Handkußwerfen der Europäer. Nach dem Tanze bietet der Batscha einem auserwählten Zuschauer unter Liebesgesängen eine Tasse Tee, die dieser dankend annimmt und mit einem Geldgeschenk belohnt. Jeder Batscha und jede Truppe hat ihre besondern Verehrer.

Wenn der keimende Bart sich nicht mehr verbergen läßt, muß der Batscha seinen Tänzerberuf aufgeben. Die meisten Tanzknaben haben Freunde gewonnen, mit denen sie weiter zusammen leben, andere verstehen es, sich Freunde zu erwerben, deren Neigung nicht gerade die erste Jugendblüte ist. Nichts hindert den Batscha, ein geachteter, ja wohlhabender Bürger zu werden. Uebrig übernimmt der Batscha ein Techaus, in dem seine früheren Bewunderer Stammgäste werden, oder er schwingt sich zum Leiter einer Truppe von Batschas empor.

Nach übereinstimmender Verankerung last aller Beobachter diesen die Batscha außer dem Vergnügen der Menge an Tanzschauspielen auch der Befriedigung vitaler Bedürfnisse des gleichgeschlechtlich vorangetanen Teils der turkestanischen Bevölkerung, so daß die Berechtigung vorliegt, Batscha auch mit *Lustknabe* zu übersetzen. Dukmeyer hat offenbar diese Auffassung im Sinne bei seinem Bericht von sieben Dozenten einer Medrese (turkestanischen Universität); diese Lehrer, der älteste Muderris (Professor) an der Spitze, unterschlugen ein rundes Stückchen, um sich gemeinsam einen Batscha leisten zu können. So unglaublich das für unsere Verhältnisse erscheint, liegt für Turkestan kein Grund vor, diese Geschichte als unglaubwürdig anzuzweifeln.

F. K. H.

Mein Freund Helu, Frau Susi und das Unausprechliche

Wärner läßt den Kopf hängen. Warner, der mich, den Draufgänger und impulsiven Kerl, bei Vergaloppierungen, die mir wohl so unterlaufen, immer wieder in seiner sonnigen, ruhigen Art zur Reison anrufen weiß; dann, wenn ich schon denke, die ganze Welt hätte sich gegen mich verschworen und mich gewappnet bis an die Zähne nach allen vier Himmelsrichtungen im heronischlagen will — so bin ich nun einmal. Er lacht dann achelmisch, belaub etwas überlegen, der Lump. Und wenn unsere Aussprache vorüber ist, sehe ich alles in so rosigem Licht wie er, und bekomme unumwunden, das heißt mir — man darf seinem Freunde niemals Recht geben — daß ich mal wieder aus myrer Kampfesfreude nur die eine kleine Schattenseite an der Sache gesehen habe. Ihm sage ich höchstens, daß er die Welt vom Forum seiner drei Semester Nationalökonomie betrachtet, aber sonderbar, er versteht den tieferen Sinn und quittiert lachend mit einem Kell. Wie kommt es nur, daß mein Junge . . . zum Teufel sucht aber wenn er es mir doch nicht sagen will? Ich kann nicht fragen; ich weiß, er kommt zu mir er kann ja doch nichts auf dem Herzen behalten.

Seit zwei Jahren leben Warner und ich im Bunde zusammen, seit drei Jahren ketten wir uns. Er war noch Primaner, als wir uns an einem Vortragsabend zum ersten Mal sahen. Seine Worte bei der Diskussion, die zart aus seinem innersten Erleben strömten, fanden ein unmittelbares Echo in meiner Brust. Ich wußte, so fühlte, so dachte auch ich. Da streifte sein Auge mit dem feuchten, weichen Schimmer mich und blieb wie gebannt an mir haften. Es kam mir vor, als zuckte er zusammen — empfand er, wie sehr ich seinen Gedankengängen folgte, wie meine Seele mit der seinen vibrierte? Von nun an hat er nur noch für mich gesprochen, das hat er mir später, als wir uns näher kannten, mitgeteilt. Ihm sei es gewesen, als lebten alle anderen Menschen um ihn nicht mehr. Die ganze Woche über bis zum nächsten Vortrag löste mir seine liebe Stimme in den Ohren, sah ich sein ernstes, und doch kindliches Gesicht. Am nächsten Vortragsabend saß ich schon vor der Zeit auf meinem Platz und fühlte, er würde zu mir kommen. Ohne einen Augenblick zu schwanken, wie von magischer Gewalt getrieben, näherte er sich mir und setzte sich neben mich. Seine Nähe beseligte mich, ich wagte

nicht zu denken, nicht zu hoffen vor Glück. Da berührten sich während des Vortrags zufällig unsere Kniee, und ich fühle og dem felsen Erbeben, wie ein Schauer durch den Leib des jungen Menschen rann. Namenloser Jubel brach in mir durch: nun wußte ich, daß er auch für mich empfand. Leicht knüpfte sich ein Gespräch beim Aufbruch an und schon nach einigen Begegnungen fühlten Werner und ich, daß wir durch die gleiche Gesinnung und durch den unerklärlichen Drang, dar den einen Menschen aus seinen Tiefen zu dem anderen treibt, für die Dauer zueinander gebunden sind. Wir machten Pläne, wählten uns in Gedanken unser Heim aus. Er wollte während seines Studiums in Berlin bei mir und mit mir leben. Die Mutter, einen Vater hatte er nicht mehr, hatte das intuitive Verständnis seiner Frauennaturen für die Wesensart ihres Jungen. Als sie mich kennen lernte, faßte sie Vertrauen zu mir und willigte in unseren Bund ein. Nun hatte ich Werner bei mir. Aber was wird einst werden? Ich will jetzt nur glücklich sein in unserer starken, kameradschaftlichen Liebe. Von anderen, die einen ähnlichen Entschluß gefaßt haben wie wir, weiß ich persönlich nichts; so will ich gläubig abwarten, wie das Leben uns gestaltet und sich selbst gestaltet. Nur das eine weiß ich; es ist meiner Vorstellungskraft unmöglich, zu denken, daß ich jemals wieder ohne Werner sein könnte.

Er schenkt mir den Tee ein. Dieses Plauderstündchen nach meiner Geschäftszeit gehört nämlich zu den anheimelndsten Augenblicken meiner unruhigen Existenz. In dem Trübel des Geschäftslebens draußen erscheinen sie mir oft wie stille, sonnenbeschienene Inseln. Ich will den Jungen aufheitern und sage ihm, auf seinen neuen Schicksal deutend, etwas mokant, daß dies wohl die Krautwähe wäre, die ihm Susi aus einem alten seidenen Schal genäht hätte. Susi ist nämlich die Frau meines ehemaligen Schulkameraden Hein, und diese beiden Menschen sind die liebste Beziehung von Werner und mir, denn Werner, seit er fern von der Mutter ist, hat sich wie eine Klette an Susi gehängt. All die kleinen und auch die höchst wichtigen Angelegenheiten, als da sind Susis Kleider zum Beispiel, pflegen sie bis aufs i-Pünktchen miteinander zu besprechen. Ich freue mich über ihr nettes Verhältnis, aber mein Freund Hein, kommt mir vor, denkt wohl manchmal anders darüber. Und ich kann doch nichts tun, als ihn anlachen. Das glaube ich ganz genau zu wissen, vorstehen würde er uns wohl niemals. Teufel, was habe ich nur angerichtet! Jetzt zittern die Lippen meines Jungen und mühsam rührt er die Tränen hinunter. Sollte etwa Susi ... ach, Unsinn! Selbst in meiner Bestürzung muß ich fast lachen. Jetzt erzählt mir Werner zögernd, in abgebrochenen Sätzen, wie Susi bei ihrem letzten Zusammensein sich kühl und ablehnend verhalten, ihn kaum eines Wortes gewürdigt hätte. Mit vorwurfsvollen Augen habe sie ihn angesehen, beinahe mit Verachtung. Es kann nur das sein ... das ... Und nun sehe ich, wie sich auf Worners Antlitz ein phantastischer Schmerz malt, und wie sich seine kühllichen Züge verdüstert. Das ist zuviel! Was will man denn von uns! Ich stürze zum Telefon, will Freund Hein zur Rechenschaft ziehen, aber Werner mahnt mich in seiner stillen Art. Ich fühle eine Aussprache muß sein, nun mag es biegen oder brechen! Aber doch vorsichtiger will ich es beginnen, als ich es anfangs beabsichtigte: „Hein, ich muß dich in einer wichtigen Geschätsangelegenheit, du weißt, Meier u. Co., dringend sprechen.“ Ist das noch die Stimme von Hein, als er mir reserviert, doch nur mit mühsamer erzwungener Ruhe, antwortet: „Du wußt ja, daß am 36 Büroschluß ist, ich habe hinterher keine Zeit mehr.“ Und fort ist er vor

Apparat. Zehn Minuten vor halb sechs! In einem Augenblick raffe ich meine Sachen zusammen, stürzte die Treppe hinunter, erhaschte glücklich ein Auto. Noch atemlos, stellte ich Mein in seinem Büro gegenüber. Ich merkte, wie sein Blick forschend und schein auf mir ruht. Nun sehe ich ihn gerade und scharf in die Augen. Er wendet sich verlegen ab. Ich möchte schreien: „Hein, mein alter Kumpan, kennst du nicht mehr deinen Schulkameraden? Haben sich auch vor deinen Augen durch die . . . Tatsache alle Linsen verschoben, wie vor den Augen der anderen?“ Aber ich zwinge mich vorläufig zur Ruhe. Schnell ist das fingierte Geschäftliche erledigt, er greift zu Hut und Mantel, scheint zerstreut, spricht kaum ein Wort. Fast stumm schreiten wir nebeneinander das Stück Friedrichstraße hinunter. An der Behrenstraße macht er Anstalten, sich zu verabschieden, um seine Bahn zu nehmen: „Entschuldige mich, meine Frau wartet!“ Und wieder rüht mich ein forschender Blick. Da fühle ich, jetzt muß es heraus: „Hein, ich liebe ja Werner!“ Er ist wie gebannt, blickt mich einen Augenblick, setzt sich über meine Köhheit, starr an. „Und du wagst es, das Unaussprechliche beim Namen zu nennen!“ Er will gehen. „Ich habe gesagt: ich liebe, Help. Dürft dieses Wort dir so unaussprechlich? Denke an deine Liebe zu Susi. Kennst du dir nicht vorstellen, daß mein Gefühl für Werner ebenso stark ist? Würst du aus Kontrahententinken, aus Vorurteilen dich zu mir verhalten, wie es dein Verstand und dein wahres Gefühl nie rechtfertigen kann? Mein Gott, mach doch die Augen auf, Hein, sieh in dich selbst hinein! Bist du denn blind, sind sie alle blind? Du kennst mich doch wie kaum ein anderer, seit Kindheit an. Bin ich nun plötzlich, nach all den Jahren, in einem Augenblick zum Scheusal geworden?“ Er bleibt unschlüssig stehen — dann läßt er sich, noch immer zögernd, von mir in die nächste Konditorei ziehen. Abermals längeres Schweigen. Ich fühle, wie etwas in meinem Freund arbeitet. Ich will ihn nicht unterbrechen. Möchte es rasen, möchte er sich doch durch jenes Gefühl, durch jenes allgemeinen menschliche Gefühl, das den einen von uns empfinden läßt, wie der andere ist, da wir ja alle etwas von allen Menschen haben, zum vollen Verstehen durchringen! Endlich hebt er langsam den Kopf in die Höhe und in dem mir vertrauten Gesichtsausdruck sehe ich, daß das Menschliche in meinem Freund gesiegt hat. Ich weiß, nun ist kaum mehr etwas zu fürchten. Es gluh die lieben alten Züge, nicht die Maske. „Sag' mal, Willi, wie hast du denn mir gegenüber all die Zeit seit unserer Jugend an empfunden? Mich packt ein beklemmendes Gefühl, um nicht mehr zu sagen, wenn ich bedenke, daß andere Wünsche vielleicht in unserem Verhältnis von deiner Seite aus eine Rolle gespielt haben. Mir ist, als hätte ich Susi Abbitte zu leisten. Ich weiß nicht, was mich schon als Knaben immer zu dir hingezogen hat. Du wärest reifer, verständnisvoller als die anderen. Du begriffst alles, wenn man litt und mit sich nicht fertig werden konnte, und du verstandest in deiner fröhlichen Art, einem wieder seinen Frieden zu geben. Als ich Susi liebte und mich verheiratete, hat ich sie inständig darum, dich als etwas Selbstverständliches mit in den Kauf zu nehmen. Aber nun ist mir jener Gedanke gekommen! Sage mir nun aufrichtig, wie hast du dich zu mir gestellt?“ Ich wollte längst, ich habe ihn. „O, du wärest nie böse, auch jetzt bist du gar nicht böse, und ich lache aus vollem Halse. Sieh, Hein, ich habe mich wohl ähnlich zu dir gestellt, wie du zu mir. Auch dein Wesen hat mich sympathisch berührt, auch du hast mich angezogen und mir viel gegeben. Aber ich konnte dich doch und wußte, daß von Liebe zwischen uns nie die Rede sein könnte. Was du eben xv“

dacht hast, ist durchaus Unsinn. Muß jede Frau sich nicht auf Männer einstellen. Die von vornherein nicht für sie da sind, und jeder Mann nicht desgleichen auf solche Frauen? Du siehst Oesperster, mein alter Junge, aber leiden mag ich dich doch, genau wie früher, als du mit deinen kleinen Sorgen noch zu mir kamst." Heln schweigt wieder. Ich habe das Empfinden, als schwebt noch eine Frage auf seinen Lippen. Da sagt er ganz unvermittelt: „Und du meinst auch, daß zwischen Werner und Susi . . . Du weißt, ich zweifle nicht an Susi, und ich fühle auch mit innerer Gewißheit, daß ich keinen Grund habe, aber ich kann doch nicht verstehen. . .“ Wieder muß ich anlachen. Da scheint es ihm endlich wie Schuppen von den Augen zu fallen, und herzlich stößt er 's mum Lachen mit ein. „Nun ist alles klipp und klar, was?“ „Ja, Willi! Was will man denn eigentlich von euch! Ich verstehe nicht mehr, wie ich vor einer halben Stunde noch anders denken konnte.“

Wir brechen auf, gehen Arm in Arm wie früher, sprechen von der Schulzeit, unseren Spielen, unseren Dabonstrichen, springen dann über, an zu Susi, ich zu Werner, und wir merken beide, wie gleich doch die Liebe ist. Vor seiner Wohnungstür räuspert sich Heln. Er verstohmt plötzlich. Unterwegs hat er mich noch gebeten, zu Susi mitzukommen, Susi müsse ja alles begreifen. Gerede sei durch eine Wirtschaftlerin von mir auf dem Wege von Zuträgerelen zu den Ohren seiner Frau gekommen. Etwas verlegen bittet mich jetzt Heln: „Willst man kann es Susi doch nicht sagen, es ist doch unmöglich, daß das Frauen verstehen. Ich will dir Freund sein und Werner Freund sein, aber was Susi anbetrifft, nein, es ist unmöglich!“ Da plötzlich öffnet sich unerwartet die Tür und die entzückende junge Frau steht vor uns. Sie küßt Hebe dann steht sie auch mich und streckt mir in freudiger Erregung beide Hände entgegen. Ich fühle, auch hier ist alles im Lot. Sie sagt: „Ich weiß alles und verstehe euch.“ Ich küsse ihr stumm die Hand. Im Zimmer finde ich Werner mit strahlendem Gesicht. Als Werner in seiner jugenhaften Begeisterung stürmisch ausruft: „Susi, du bist doch ein ganz herrlicher Kerl!“ da weicht der letzte Rest jeden Schattens von uns dreien und wir sehen uns erlöst an, als erwachten wir aus einem häßlichen, sinnlosen Traum.

Willi Kitz

Ich hab Dich lieb, Du kleines, sanftes Wesen . . .

Ich hab Dich lieb,
Du kleines, sanftes Wesen.
So friedlos bist Du,
Schaust nach immer Neuem
Und weißt doch nicht,
Was Du und wie Du bist.

Ich hab Dich lieb,
Du kleines, liebes Mädel.
Du weißt es wohl,
Und weißt es dennoch nicht.
Du schmeigst Dein Wesen
Üblich an das meine:

Du glaubst, ich führe Dich den rechten Weg,
Und weißt nicht, wie so ganz ich Dich durchschaue,
Dein Weg zum Glück nur mit dem meinen geht.

Ch. Bönnig

Eine Liebesgeschichte

aus dem Leben des ersten Perserkönigs im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt, nach Xenophon

Dem sonst so nüchternen griechischen Geschichtsschreiber Xenophon verdankt die homoerotische Menschheit die Erhaltung einer köstlichen „Liebesgeschichte“, die sich um den 530 vor Christi Geburt gestorbenen ersten Perserkönig Cyrus abspielt haben soll. Als nämlich Cyrus noch ein 15- bis 16jähriger Knabe war, wollte er zu längerem Besuche bei seinem Großvater von mütterlicher Seite, dem Könige der Meder, Astyages, bei dem er sich so viel Liebe erwarb, daß, als er wieder nach Persien heimkehren mußte, kein Auge seiner Umgebung trocken blieb. Bei der Trennung verabschiedeten sich seine Verwandten vom Cyrus nach medischem Brauche mit Kuß auf den Mund. Ein Meder nun, namens Artabazus, „ein Mann von hervorragenden Verdiensten“, der die Verwandten den Cyrus küssen soll, blieb, gebildet von der Schönheit des Knaben, zunächst hesitierend zurück. Sobald jedoch alle Verwandten sich entfernt hatten, trat er an den Knaben mit den Worten heran: „Lieber Cyrus, erkennst du mich allein nicht als Verwandten an?“ — „Wieso“, fragte Cyrus, „bist auch du ein Verwandter?“ — „Allerdings!“ lautete die Antwort. — „Darum also“, versetzte Cyrus, „hast du mich auch so angesehen! Denn ich meine, das ist wahrzunehmen zu haben.“ — „Ja!“, sagte der Meder, „immer wollte ich mich dir nähern, aber, bei Gott, ich war zu scheitern!“ — „Das war nicht nötig, da du ja mein Verwandter bist!“ erklärte der Knabe, „ging zugleich auf den Meder zu und küßte ihn. Nach erhaltenerem Kusse fragte der Meder, „herrscht auch bei euch in Persien dieser Brauch, die Verwandten zu küssen?“ — „Freilich“, sagte Cyrus, „wenn sie nämlich nach einiger Zeit einander wiedersehen oder wenn sie Abschied von einander nehmen.“ — „Da wäre es also an der Zeit“, warf der Meder ein, „mir sogleich noch einen Kuß zu geben, denn, wie du siehst, nehme ich jetzt Abschied von dir.“ Cyrus küßte ihn wirklich noch einmal, wandte sich dann ab und trat seine Reise an. Aber noch hatte er keine große Strecke Weges zurückgelegt, als der Meder auf schweißtriefendem Rasse ihn einholte. Wie Cyrus ihn erblickte, fragte er, „hast du etwas vergessen, das du mir sagen wolltest?“ — „O nein!“ lautete die Antwort, „ich komme nur nach einiger Zeit wieder.“ — „Ja! bei Gott, lieber Vetter, nach sehr kurzer!“ entgegnete Cyrus. — „Wie? nach kurzer?“ bestritt der Meder, „du weißt also nicht, daß für mich jeder Augenblick eine Ewigkeit ist, wenn ich deines holden Blicks entbehre.“ Da mußte denn Cyrus unter den Abschiedsritzen lachen, gab dem Meder den Trost, bald wieder zum Besuche nach Medien zu kommen und schloß mit den Worten, „dann kannst du mich, wenn du willst, jeden Augenblick sehen.“

In der weiteren Geschichte des Cyrus taucht beim Xenophon der Meder Artabazus dann noch öfter auf; er wird vom Cyrus geladen, empfängt mehrfach kostbare Geschenke von ihm und erhöht durch seine Heiterkeit und witzigen Einfälle die Genüsse der königlichen Tafel.

Paul Brandt erklärt¹⁾ die diese „Liebesgeschichte“ enthaltende „Kyropäideia“ des Xenophon für den ältesten der uns erhaltenen griechli-

¹⁾ Bei Magnus Hirschfeld: Die Homosexualität des Mannes und des Weibes, Berlin 1914, Seite 662.

sehen Romane. Er stimmt darin mit Walz, Währmann, Höpner u. a. überein, denen die *Kyropaideia* ein politischer Tendenz-Roman ist. Ob dann diese Liebesgeschichte als freie Erfindung Xenophons anzufassen ist, oder auf Tradition beruht, mag dahingestellt bleiben; Xenophon selbst führt sie ein mit den Worten: „Es wird erzählt.“ Der gründlichste Kenner des griechischen Romans, Erwin Rohde, scheint die *Kyropaideia* nicht als Roman anzufassen zu haben, denn er hat sie in sein Hauptwerk²⁾ nicht aufgenommen.

F. K. F.

Aufruf zur Bildung von Logen

Organisch und mit Notwendigkeit hat sich unsere Bewegung vollzogen in einer Zeit, die durch vorausgegangenes begriffliches Schaffen, das auf anderen Gebieten geleistet wurde und dessen Auswirkung bis tief in die Massen gedrungen ist, endlich reif ward, sich solcher komplizierten Erkenntnis mehr abstrakter Natur zu öffnen und nicht mehr ausschließlich nach dem Schein der Körperwelt zu urteilen. Immer käftiger schlugen die Kreise nach außen. Auf die wissenschaftliche Entdeckung, so unbegreiflich es klingt, in der Tat — Entdeckung, Neuland, folgte die Propagation der Erkenntnis, auf die Propagation die noch unvollkommene Panschal-Organisation.

Jetzt, da durch die geschaffene Elementar-Organisation die gehaltvollen und gestaltungsreichen Elemente endlich erschließbar sind, gilt es, sie unverfälscht zu aktiver Dynamik zusammenzufassen und so den äußerst bedeutungsvollen Kreis zu ziehen, der durch seine weltumtragende, wirkungsvolle und schlagkräftige Zusammensetzung für die Homosexuellen einfach eine Lebensfrage bedeutet, der aber in seiner wachsenden Peripherie segensreich weit hinausquillt über ihr eigenes Interesse, und, wo er dem Marschtag der Zeit abgelauscht ist, zu einer kulturellen Tat wird, die der Zeitgeist verlangt; es gilt die Bildung von Logen ernsthafter, gebildeter und einflußreicher Homosexuellen zum Zwecke wichtigster Kulturarbeit, zunächst Homosexualität, da gerade sie nach der befreienden Tat drüben, und reif, überreif für sie sind. Zieht sich doch durch das Leben der Wertvolleren die Sehnsucht darnach wie ein roter Faden, sind sie doch in erster Linie von Kindheit an in der natürlichen Entwicklung ihrer Persönlichkeit gehemmt und durch die falsche, stereotype Form der Sitte — wo doch nur Fluß ist und Bewegung — umgebogen worden zu einem Leben, das nicht ihres ist, zu einem verlorenen Leben, das sie so leicht in Lüge, Leichtsinn, Verachtung und Skepsis verstrickt, und nicht nur auf sexuellem Gebiet zu einem inneren Leben, durch das ihr eigenes mit seinen besonderen Fleiß- und Seelenfähigkeiten, die doch ihre Auswirkung im Leben wollten, nur in den höchsten Momenten ihres Daseins mit durchschimmert, als dumpfes, unbewusstes, sehnsuchtsvolles Gefühl.

Die Logen, die in allen größeren Städten ins Leben gerufen werden, haben zur Aufgabe die unmittelbare Wahrheit vom wirbelnden Fluß der Geschlechter innerlich der bloßen Ideen „Mann“ und „Weib“ durch geeignete Mittel

²⁾ Der griechische Roman und seine Vorläufer. 2. Auflage. Leipzig, Bredow & Härtel, 1900.

mit allen ihren Folgerungen ins lebendige Leben hineinzutragen, auf daß endlich im Rahmen der Gesellschaft und bei hellem Tageslicht ungezählte Menschen, von denen die Homosexuellen nur eine extreme Gruppe bilden, sich zu ihrem Glücke und zum Wohle der Allgemeinheit frei entfalten können zu der menschlichen und sozialen Aufgabe, die ihrer Natur gesetzt ist. Als Neben Zweck mögen die Logen, je nach ihrer Beschaffenheit und besonders dort, wo äußere Gründe einer Ordeneinstellung nicht im Wege stehen, sich in esoterischer Arbeit aus diesem Born mit den Entstehungsbedingungen der ausgeprägteren Mitglieder, ihrem Sinn im Weltganzen und ihrer Bedeutung in der Gesellschaft beschäftigen, wie auch mit der Schaffung eines auf den lebendigsten Faktoren des Lebens, den geschichtlichen, — den wahren Mächtern — gegründeten neuen Weltbildes. Doch soll man sich nicht in zwecklosen Spielereien verlieren und niemals darf man von der realen Basis, die zur Gründung der Logen den Anlaß gibt, abweichen; aus ihr allein schöpfen die Logen ihre volle Daseinsberechtigung. Es handelt sich um eine Kulturmission, denn es handelt sich um Erlösung, wie jede wahre Kulturmission eine Erlösung sein muß. Die Logen sind unpolitisch, ihre Aufgabe ist eine kulturelle, also rein menschliche, die nicht unterdrückt werden darf, wenn man nicht der Entwicklung homöomorph in die Arme fallen will — und sie siegt schließlich doch nach Kampf und Zeitverlust. Das politische Leben wie das Wirtschaftsleben stehen völlig jenseits ihrer Sphäre. Den Outsiders sei noch zu ihrer Beruhigung gesagt: Wir gehen nicht etwa darauf aus, Homosexualität zu „predigen“, streben wir doch gerade die Entfaltungsmöglichkeit der Persönlichkeit nach ihrer ureigenen Natur an.

Ein Privatinteresse sind die Logen keineswegs, sondern sie werden im Anschluß an die schon bestehenden Organisationen ins Leben gerufen. Sie sollen als Zentrum der Kampfesorganisation die Richtlinien im allgemeinen, nach Maßgabe ihres weiteren Gesichtsfeldes und ihrer höheren Ziele abgeben. Die Zeit verlangt, daß nach fruchtbarer wissenschaftlicher Forschungsarbeit der Schwerpunkt von hier in aktive sich auswirkende Kulturarbeit verlegt wird, die das eigentliche Entwicklungsmoment im Leben ist und allein umgestaltend auf dieses einwirken vermag. Wenn jemals das ursprüngliche Ziel der Freimaurer: — Gewissensfreiheit und unbehinderte Forschung in Aufsehung gegen das Dogma der Kirche — die Gründung von Logen rechtfertigte, so schöpft auch eine Logengründung der Jetztzeit, die sich eine gleichwertige Aufgabe stellt und Vorurteilen wie Zwangsvorstellungen von gleichem Stärkegrade und ähnlicher Natur gegenübersteht, ihre Rechtfertigung in volstem Maße aus sich selbst. Es besteht keine Vereinigung, die sich Gleiches zur unmittelbaren Aufgabe setzt, nämlich die erkannte Wahrheit vom Übergange der Geschlechter mit allen ihren Folgerungen und Ansätzen in das lebendige Leben der Gesellschaft hineinzutragen, und es kann auch in anbetreff der gegebenen Situation wie des zu erstrebenden Zieltes keine Verfolgung in diesem Sinne in anderer Form als in der Form von Logen lebensfähig und durchsetzbar sein.

Gebiete der Ordensarbeit wären beispielsweise: Erpresserwesen, Presse, Landerng von geeigneten Blütern, die der Mentalität der verschiedenen Schichten der Bevölkerung angepaßt sein müssen, Theaterwesen, Organisation und Propaganda im allgemeinen, Aufklärung führender Persönlichkeiten, Unterstützung und Heranbildung von wertvoller Jugend, Anknüpfung internationaler Beziehungen auf der unverrückbaren Basis des eigenen Volkstums, Leitung und Organisation innerhalb der dazu geeigneten homöomorphischen Vereine, von Vortrags- und Studien-Cykeln, die durch Auswahl und angepaßte Behandlung

des Stoffes, besonders die unterdrückten spezifischen Elemente von persönlichem und sozialem Werte auslösen sollen.

Die Logen sind also ihrer Natur nach keineswegs ein Parallelunternehmen zu den bestehenden wissenschaftlichen, literarisch-künstlerischen oder gesellschaftlichen Vereinigungen, sondern stellen eine innerlich notwendige, neue, ganz andersartige Gründung dar, die unpersönlich ist, exklusiv, und die kein ihr eigentliches Gebiet kennt; sie sind berufen, gerade die bereits organisierte Arbeit auf wissenschaftlichem und literarisch-künstlerischem Gebiete zu unterstützen.

Aus den Zuständen in anderen Ländern wissen wir, daß durch das Nichtstehen des Paragraphen die Verhältnisse keineswegs im Prinzip andere sind. Nur der Hebel, der in rastloser Arbeit bei der Gesellschaft selbst angesetzt wird, ist imstande, die störrische Anschauung, auf die es nicht ankommt, zu ändern.

Betreffs der äußeren Modalitäten sei hierdurch zu einer Diskussion in dieser Zeitschrift aufgefordert. Es sei vorgeschlagen, daß die ersten Zusammenkünfte in allen größeren Städten im Frühjahr stattfinden möchten (der genaue Termin wird bekanntgegeben werden), daß sich in Berlin eine Kommission bildet, die ihrerseits in den anderen Städten einen oder mehrere Vertrauensmänner ernimmt, deren Vertrauenswürdigkeit durch ihr Ansehen und ihre soziale Position gewährleistet sein muß. Diese mögen nach eingehendster Prüfung zur Auswahl der Geeigneten in ihrer Stadt schreiten. Maßgebend für die Zulassung sei vor allem Ernst, wertvoller Gehalt, aktives Wesen und volles Verständnis für die Ziele, die angestrebt werden. Ueber die Zulassung zur ersten Versammlung kann nur nach persönlicher Unterredung beschlossen werden, wie auch der Versammlungsort nur persönlich mitgeteilt wird. Allen Briefen ist Porto beizulegen; sie werden auf Wunsch mit der Antwort zurückgesandt. Die Vertrauensmänner in den einzelnen Städten sind ihrerseits natürlich berechtigt, zunächst nur postlagernd zu korrespondieren. Die Logen werden in den Richtlinien von Berlin aus instruiert, mögen sich aber in bezug auf Entwicklung, Ausgestaltung und Grad ihrer Exklusivität volle Freiheit bewahren.

Ich möchte ausdrücklich nochmals betonen, daß die Logengründung keine Privatangelegenheit ist, sondern daß ich mich hier nur zum Sprachrohr für einen aus der Zeit machtvoll herauströmenden Ruf mache, und daß ich nur auf einen Pfad hinweise, der früher oder später doch zu beschreiten ist, da er eine organische Entwicklungsetappe in unserer Bewegung darstellt. Die geeigneten Kräfte sind vorhanden.

Möge in den klaren Köpfen die Erkenntnis durchbrechen, daß nur die zielbewußte Arbeit der vereinigten Intellektuellen und Talentsreichen unsere menschenwürdige Lage zu ändern vermag und daß eine solche Aenderung sich nur vollziehen kann im Rahmen der weiteren Präge von der gesellschaftlichen und menschlichen Anerkennung der Uebergangstypen im allgemeinen, also nur im Kulturganzen.

Mögen die Erkennenden unverzüglich zur Tat schreiten!

René Steller

Die vorläufigen Mitglieder der inzwischen bereits gebildeten Kommission
Ferdinand Korsch, René Steller, Dr. Jur. Theodor Altrens.

Vorstehender AnsatZ ist ja Nr. 1 der „Freundschaft“ Anfang d. J. in verkürzter Form bereits veröffentlicht worden. Die darauf bezügliche Korrespondenz war an die Redaktion der „Freundschaft“ unter „Logen gründung Anagenos“ zu richten. Die noch auf diesen alten Aufruf bezügliche nächste Korrespondenz hole man „postlagernd“ am 20. März d. J. ab, ebenso begebe man sich möglichst gegen diesen Tag zur Post, falls durch die unvermeidliche Verschleppung oder die Unzulänglichkeiten bei postlagernder Korrespondenz bisher noch keine Antwort in Händen des Absenders ist. Alle Korrespondenz, die Logen betreffend, ist von jetzt ab an Herrn Professor Karsch, Charlottenburg, Knesebeckstraße 92, zu richten. Es wird dringend ersucht, Postlager-Antworten in Zukunft möglichst zu vermeiden.

Bitte an die Orientalisten

Otto Stoll bestreitet in seinem wertvollen Werk „Das Geschlecht. Leben in der Völkerverpsychologie, mit zahlreichen Abbildungen.“ Leipzig, Voss u. Komp., 1908, Seite 97f, jegliche Beziehung der gleichgeschlechtlich veranlagten Frau zu kulturellen Vorstellungen und Handlungen im Völkerverleben im Gegensatz zum gleichgeschlechtlich veranlagten Manne. Er glaubt sogar, diesen postulierten Gegensatz durch das zurückgezogene Leben der Frau genügend erklärt zu haben. Dem hat dann Karsch-Haack, „Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker“, München, Ernst Reinhardt, 1911, Seite 467 und 491, mit aller Entschiedenheit widersprochen; Stolls Ansicht sei grundfalsch und nur ein Ausfluß unzureichender Kenntnis der Tatsachen. Denn nach van der Tuuk gebe es nicht nur balinesische Frauen in Männerkleidern und solche, die sich in einen Mann „verwandeln“, sondern auch als Männer gekleidete Mädchen im Tempeldienst, der an andern Orten durch kenneche Inzinzuren versehen würde. Diese Hinweise in van der Tuuks „Kawi-Balinesisch-Niederländisch Woordenboek“, Batavia, 3 Bände, 1897 bis 1901, sprechen mit ausreichender Deutlichkeit für das Vorkommen inandergeschlechtlicher Formen des Tribudentums in der malaischen Welt, insbesondere bei den Halbern. Sie deuten überdies klar an, daß es hier sogar zu einer eigenartigen Verwendung der Tribude im religiösen Leben gekommen sei und Stolls Behauptung vor der Wirklichkeit nicht zu bestehen vermöge. Der Verfasser bedauert seine Unkenntnis der malaischen und indischen Sprachen, die es ihm unmöglich mache, den angedeuteten höchst interessanten Stoff weiter zu verfolgen.

Die Redaktion richtet deshalb an die Kenner der Sprachen des Orients die herzlichste Bitte, diesem Gegenstande näher zu treten und erklärt sich zur Aufnahme ihrer diesbezüglichen Studien und Ergebnisse in den Spalten des „Uranos“ bereit.

Redaktion des „Uranos“,
Berlin-Charlottenburg 2,
Knesebeckstraße 92 (F. Karsch-Haack)

LESEFRÜCHTE

Aus „Solegelmensch“ von Franz Werfel.
Kurt Wolff-Verlag, München:

Richter:

Du stehst zur Stand vor deinem Richter hier
 Doch, lieber Angeklagter, glaube mir.
 Ihr Richter, so wie ich, eisgrau, antik,
 Ist komponiert vom Erdenspenthalt,
 Und steht zumal mit dem vertrockneten Jus
 Auf — sagen wir — auf kriegerischem Fuß.
 Was habe ich nicht alles schon gesehen
 An lässlichen Mordey der Justitia,
 Und nicht nur ich, — ein jeder sieht sie ja.
 Der Zeitung liest, in den Rubriken steht.
 Da ist vor allem eins: Der **Tatbestand**.
 Dem der Respekt der ganzen Gilde gilt.
 Ist der nur rund und sauber bei der Hand,
 Und schließt er sich zum flückerlosen Bild.
 Verknüpft sich Alibi und Widerspruch,
 Wird nur des Falls Mechanik offenbar,
 So meinen wir, Der **Wahrspruch** wäre wahr,
 Doch grad der **Tatbestand** ist unser Fluch,
 Denn was sich auch begibt im Lebensreich
 An Taten, Füllen und Begebenheiten,
 Da ist kein Fall, der einem anderen gleich
 Zu nennen ist und aus ihm herzuleiten.
 Was aber schon einzig die **Oerichte**?
 Die grobkonstruierte szenische Geschichte.
 Sind Zweifel da, bannt sie der Psychiater,
 Der Clown der Wissenschaft im **Rechtstheater**,
 Allein das **Unsagbare**, **Venerable**,
 Das **Leicht-Verwischte**, **Zart-Imponderable**,
 Die **Feinheit Gottes**, den **Gestalten-Duft**,
 Den **inbilen Blick**, die **Schwingung in der Luft**,
 Des **Tonfalls Wunder**, das **gebröckelne Licht**.
 Das alles sehen wir armen Richter nicht.
 So strafen wir mit profanem Gewissen,
 (Soweit wir das Gewissen losgerissen
 Von unseres **Erdensstoffes Staunne**,
 Von **Schlafsucht**, **Esssucht** und **Verdauung**),
 Kurzum, wir armen Richter strafen nur
 Das **Grobverbrochene**: **Diebstahl**, **Raub** und **Mord**. —
 Doch, daß die **menschliche Natur**
 Oft mehr in einem **leichtverbrauchten Wort**

Als durch zehn ausgewählte Mörder sündigt,
 Das wurde uns noch nicht verkündigt.
 Ich frage: Kann der allergrößte Dichter
 Sich so verstricken fremdem Seelengesetz,
 Daß er verstünde sein Kausalgesetz?
 Und ich soll's können, — ein profaner Richter?
 Nein, Angeklagter! Hier zum Schluß
 Schlag' ich dir vor ein reformiertes Jus.
 Wir ändern radikal das Rechtsgehahren,
 Und stürzen um das ganze Strafverfahren.
 Weil keiner doch die utverborgnen Schichten
 Des Andern kennt, sehr heimlichstes Geflecht,
 Sollst du als erster dich nach eigenem Recht
 In dieser öffentlichen Sitzung richten!
 Nimm hier die Zeichen, streng und würdevoll
 (Er übergibt Thamal Amtsanzeige und Rolle, steigt
 vom Richterstuhl, den Thamal sogleich einnimmt,
 und hockt sich auf die Pokier vor dem Schemel.)



Mitteilungen

Die Heft werden bei Vierteljahrsabonnement im Inland unposto zugestellt unter
 Stichband — als Beleg, mit entsprechendem Aufschlag. In allen inneren Angelegenheiten
 und mit den Manuskripten wende man sich gefälligst schriftlich an die Redaktion (Ma-
 nuskrifte möglichst Maschinenschrift). In Fragen des Bezugs und des Inseratenwesens an
 den Verlag. Wir ersuchen dringend darum, Pseudonyme und postlagernde Korrespondenz
 zu vermeiden, da sich dies mit unserem Ziel nicht in Einklang bringen läßt und
 die Wirkung unserer Arbeit dadurch abgeschwächt würde. Bei den Darbietungen bitten
 wir zu berücksichtigen, daß, wer Vielen bringt, Allen etwas bringen wird. Das weitere
 Wirkungsfeld, welches wir anstreben, bedingt dies. Jeden Sonntag Vormittag zwischen
 11 und 12½ Uhr wird wenigstens einer von uns, sich Besuchern auf schriftliche Anmel-
 dung hin zur Verfügung stellen.

Die Redaktion



URANOS

DEM KOMMENDEN TAG

:- FÜR EIGENE WELTDEUTUNG! :-
FÜR FRUCHTTRAGENDE LEBENSHALTUNG!
:- FÜR ERFÜLLTE GESELLSCHAFT! :-

LEITER FÜR WISSENSCHAFT UND KRITIK: PROFESSOR FERDINAND KARSCH
— LEITER FÜR LEBENSGESTALTUNG UND BELLETRISTIK: RENÉ STELTER —
REDAKTION: BERLIN-CHARLOTTENBURG, KNESEBECKSTRASSE 42 (F. KARSCH-
HAACK) — VERLAG UND EXPEDITION: BERLIN SW. 48, WILHELMSTRASSE 124

Nummer 2

15. März 1921

1. Jahrg.

Homoerotik in Christentum und Islam

Für jede sachgemäße Untersuchung über Christentum und Islam bedarf es einer grundsätzlichen und durchgreifenden Unterscheidung zwischen dem, was deren Gründer sich darunter gedacht haben mögen und dem, was unter dem Einfluß ihrer Nachfolger aus ihren Absichten geworden ist. So liegt es auch bei der Prüfung des Verhältnisses der Homoerotik zum Christentum und zum Islam. Schwierig auseinander zu halten ist im Christentum die reine Lehre Jesu Christi und die Lehre der christlichen Kirchen, im Islam die im Koran niedergelegte Lehre Muhammads und die Sunna oder Praxis.

Die Lehre Jesu ist dargestellt in den vier Evangelien des Neuen Testaments der Bibel. In ihnen hat Jesus nirgends ein Urteil über gleichgeschlechtliche Liebe gefällt. Möglicherweise erblickte der Schöpfer der christlichen Lehre im gleichgeschlechtlichen Leben weder indoors- noch lebenswertes. Vielleicht hat Weber recht, der im Verhältnis Jesu zu seinem Jünger Johannes sogar eher mehr als rein freundschaftliche Beziehung sieht, die er mit der von David zu Jonathan, von Montaigne zu Boethius, von Johannes Müller zu Bonstetten auf eine Stufe stellt; hat doch der Evangelist Johannes sich selbst als den Jünger bezeichnet, den Jesus lieb hatte. Wie dem aber auch sein möge, in Ansehung geschlechtlicher Dinge überhaupst hat Jesus sich niemals so scharfer Wendungen bedient, als er sie freigebig an Zöllner und Pharisäer verschwendete. Im Gegenteil! Erinnerung sei hier an Lukas 7,47: „Der Sünderin werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat“ und an Joh. 8,7, wo Jesus den Widersachern einer ehebreeherischen Frau entgegen: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe zuerst einen Stein auf sie.“

Ganz anders steht es beim Propheten Muhammed. Dieser muß ein starker Verfehrer des weiblichen Geschlechts gewesen sein. Hat er doch außer

seiner gesetzlich als solche geltenden Sklavinnen nicht weniger als zehn Ehefrauen sein eigen genannt, von denen Chadidscha, Aischa, die Jüdin Rihana, Hafsa, Umma Habiba und Maimuda die bekannteren sind. Obgleich geschlechtlichen Gefühlen dürfte er persönlich völlig ablehnend gegenüber gestanden sein. Der Koran berührt die homoerotische Frage flüchtig an zwei Stellen. Da heißt es in Sure 4, die Weiber, zoöfenbüt zu Medina, 20: „Wenn zwei Männer unter sich durch Unzucht sich vergehen, so strafet beide; wenn sie aber bereuen und sich bessern, so laßt ab von ihnen; denn Gott ist versöhnlich und barmherzig.“ Und in Sure 27, Die Ameise, zoöfenbüt zu Mekka, 55: „Erlaubbet euch auch des Lot. Dieser sagte zu seinen Leuten: Begeht ihr nicht Schandtaten, deren Schändlichkeit ihr selbst einseht? 56: Wollt ihr auch etwa außer den Weibern auch lustern nach den Männern nahen? Wahrlich, ihr seid törichtes Volk! 57: Die Antwort seiner Leute war keine andere, als daß sie sagten: Jaget Lots Familie aus der Stadt, denn diese Menschen halten sich für sündenrein.“ Wenn, was nach Nöldeke festzustehen scheint, diese Aeußerungen wirklich Mohammeds sind, so verurteilt der Prophet den gleichgeschlechtlichen Verkehr und erklärt ihn für strafbar, obgleich in mildester Form. Endes, der 1664 den Himmel Mohammeds als sodomitisch beschimpft, verwechselt des Propheten Himmel mit dem seiner knabenliebenden Anhänger.

Somit besteht ein gewisser Gegensatz in der unverfälschten Lehre Jesu und der Mohammeds. Markwürdigerweise ist dieser Gegensatz dann von den christlichen Kirchen und von der Sunna in das gerade Gegenteil verkehrt worden.

Da die Lehre Jesu nicht gegen die Homoerotik eifert, so muß die hitere prinzipielle Feindscliekeit der christlichen Kirchen gegen sie einer andern Quelle entstammen. Diese Quelle ist die Auffassung des Apostels Paulus, eines Eiferers, den nach die rückständige jüdische Denkweise des Alten Testaments beherrschte, nach welcher die Ausübung gleichgeschlechtlicher Begierden göttliche und menschliche Strafen und zwar den Tod verdiente (Röm. I, 24, 26—27, 32). Diesen Standpunkt haben alsdann alle christlichen Kirchen, die bisher richtig protestantische Kirchen hießen, sich zu eigen gemacht. Aus ihm resultierten auch die Strafgesetze der christlichen Staatsbehörden und in ihm wurzelt wesentlich die Unduldsamkeit der christlichen Volkseele. Die zahllosen einzelnen Gesetze und Statuten selber, so kennzeichnend sie sind, interessieren hier weniger, mehr, ob und wie sie gehandhabt wurden und was für Unheil sie angerichtet haben. Andeutungen mögen genügen.

Die Spanier beschuldigten sie von ihnen übertraupen, leicht besiegten und fast wehrlosen Indigener der „Sünde wider die Natur“ und wüteten unter ihnen wie wilde Tiere, derart, daß eine edlere Natur, der Bischof de las Casas, anfangs des 17. Jahrhunderts sich gedrängt fühlte, in einer Verteidigungsschrift sich der harnlosen amerikanischen Eingeborenen anzunehmen. In Frankreich wurde hoch 1725 ein lehrhügelicher Edelmann, Etienne Benjamin de Chaffours, wegen „sodomitischer Unzucht“, nachdem er Ingeheim erwürgt worden, auf einem Scheiterhaufen den Flammen übergeben. Noch 1750 sind auf dem Grévuplatz in Paris zwei Päderasten öffentlich verbrannt worden und kurz vor der französischen Revolution wurde der Kapuzinerpater Pascal wegen Sodomie hingerichtet. In dem heute so freien Italien, vor dem Weltkrieg Zucht und Dorado vieler deutschen Päderasten, stand während des 13. bis zum 16. Jahrhundert nach den Statuten zahlreicher Städte auf

Sodomite Todesstrafe, meist Feuertod oder Erhängen, freilich vielfach erst im Rückfall oder falls an mehreren vollzogen oder bei gewaltsamer Bekehrung. So war es in Ancona, Bologna, Carl. Castellarquato, Corsica, Cremona, S. Elpidio, Faenza, Ferrara, Florenz, Genua, Jesi, Locarno, Lugano, Mirandola, Monterubbiano, Osimo, Parma, Ravenna, Roma, Salò und Treviso. Am 25. Juli 1808 wurde in Rom ein Mann sogar wegen sodomitischer Kuppelrei gehängt und 1839 wurde in Lucca eine Kommission zum Aufspüren der Sodomiten mit weltlichen Vollmachten ernannt. In der Schweiz wurden, im Mitte des 15. Jahrhunderts, zu Basel achtzehn lombardische Soldaten wegen Kirchenraubes, Sakramentsverletzung und gewaltthätiger „sodomitischer Unzucht“ verbrannt, um ihresgleichen vor Uebertretung der Sitten des Landes zu warnen; und in Zürich ist Richard Puller von Hohenberg, Ritter aus einem wasenischen Adel, der einzige Sohn Wyrichs und Oheim Franz von Sieblingens, am 24. September 1483 zum Feuerfode gebracht worden mitsamt seinem jungen Diener, dem schönen Antor Schüring, als dessen Liebhaber er sich öffentlich zu zeigen pflegte. Im alten Deutschland wurden noch im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ein paar in Reval und Riga sich aufhaltende Russen wegen Falschmünzerei und „unnatürlicher Sünden nach deutscher Städte Sitte“ zu Tode gesotten und verbrannt. Der Zar forderte Genugthuung und die Auslieferung der Magistrats-Personen, welche dieses Urteil über seine Leute ausgesprochen hatten. Dies geschah nicht, im Gegentheil soll der Zarweisen entfallen sein, daß selbst dem Zaren ein gleiches begegnet sein würde, wenn er gleiche Verbrechen bei ihnen begangen hätte.“ Von den Niederländern wurde im Mai 1648, unter Major Verbeck in Batavia, „ein Schiffs-Kapitän Jongo Pieter von seinem Schiff des Nachts genommen, ins Gefängnis gelockt und mit Feuer verbrannt wegen begangener Sodomikerei, sein Partaß aber, welches ein einjähriger Waise von ungefähr 13 oder 14 Jahren, wurde von der Schloßbrücke mit einem Sack voll Steinen hinuntergeworfen und ertränkt.“ Dahin in Holland organisierten 1730 die Behörden der 19 Städte Amsterdam, Delft, Groningen, Haarlem, Heusden, Kampen, Leiden, Leeuwarden, Middelburg, Naarden, Rotterdam, Rysswyk, Schiedam, Vianen, Voorburg, Waerden, Zuidhorn, Zutphen und Zwolle systematische Päderasten-Verfolgungen zur höchsten Ehre Gottes! Von 250 gerichtlich vorgeladenen Personen sind 87 ums Leben gebracht und zwar 2 enthauptet, 15 gehängt, 30 erwürgt und z. T. nachher verbrannt, 8 gesengt und nachher gewürgt und 2 achtzehnjährige Hausdiener, jeder besonders, in eine Tonne mit Wasser gesteckt und ersäuft worden (s. Römer). Dasselbe Holland aber duldet und duldet noch heute in seinen indischen Kolonien unter den anspruchlosen chinesischen Kulis, von denen mehrere 100 000 dort beschäftigt werden, während der chinesischen Frau die Auswanderung nicht gestattet wird, das *maupantat* (englische Bezeichnung für die Vorspiele der Podikation); die holländischen Beamten sollen das sogar unterstützen, lediglich aus kapitalistischem Interesse. In Irland ist am 5. Dezember 1640 der Bischof John Atherton „wegen unnatürlicher Sünden“ zu Dublin gehängt worden. Und die Verbrechen Englands an ihrem Dichter Oscar Wilde leben noch frisch in der Erinnerung des größeren Teils der lebenden christlichen Menschheit. In seinem Werke „Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat von der Gründung des Christentums bis auf Justinian I.“, Mainz, 1836, konnte der Professor der Theologie und Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Obelßen, Caspar Riffel, z. T. mit vollem Recht schreiben: „Die unnatürlichen Laster, welche

von den heidnischen Gesetzen nicht nur unbestraft bleiben, sondern wie die gemeine Wollust öffentlich und gesetzlich ausgeübt würden, forderten die christlichen Regenten zur gerechten Rache auf, um diese tiefe Entwürdigung der Menschheit mit aller Strenge zu verhindern. Die härteste Strafe, der Feuertod, wurde über beide Schuldige erkannt.“ Es kann kein Zweifel bestehen, welche Entwürdigung der Menschheit die schmachvollere sei: Befriedigung päderastischer Wollust oder grausame Befriedigung der „gerechten Rache“ an ihr durch Tortur und Feuertod.

Wer die Geschichte des Islam, für dessen Begründer Muhammed „Gott verähnlich und barmherzig“ auch gegen den Uraling ist, studiert, wird zwar unmenschlichen Brutaltäten ganz wie in der christlichen Welt überall begegnen, auf gerechte Racheakte des beleidigten diabolischen Instinkts jedoch wird er kaum jemals stoßen. Diese Rache wird gerechterweise Allah anheimgestellt. Wohl gab und gibt es auch im geschichtlichen Islam Gesetze gegen gleichgeschlechtliche Unsitte; doch allermeist beschränken sie sich auf Androhen der Bestrafung von Mißbrauch des Kindes unter 12 Jahren, von Entführung und Gewaltanwendung als wohl angebrachten Schutz der Schwachen und Wehrlosen. Zwar schreibt 1848 der fanatische Kaiser der Päderastie und der Päderasten, Ferdinand Woyne, von im Koran den Päderasten angeordneter Todesstrafe. Aber das kann nur ein Ausfluß seines blindwüthigen Fanatismus sein und den Beweis für seine Behauptung hat er nicht geliefert. Nach ihm und dem verstorbenen Berliner Anatomielehrer Robert Hartmann 1865 soll das „scheußliche und widerige Laster der Päderastie“ im Koran, durch die Keigsartikel und im militärischen Strafkodex des Islam streng verpönt sein, im letzteren mit 300 Peitschenhieben bestraft werden. Allein in solcher Verallgemeinerung können diese Aufstellungen nicht zutreffend sein. Von einem gründlichen Sachkenner, van den Berg, wird 1894 die Existenz eines besonderen militärischen Strafkodex für die Türken z. B. entschieden in Abrede gestellt. Pischon meint, alle Strafgesetze im Islam gegen Päderastie ständen, mit Ausnahme derer gegen Mißbrauch und Gewaltanwendung, nur auf dem Papier. —

Homerothik ist wesentlich empfunden, nicht denken, ist vorwiegend Sache des Herzens, nicht des Kopfes, ist daher rein persönliche Angelegenheit. Sie findet inohgedessen ihren reinsten und stärksten Ausdruck im uralischen Dichten. Nun ist äußerst bemerkenswert, daß eine christliche homoerotische Lyrik so gut wie gar nicht vorhanden ist. Die christliche Volksseele sollte dementsprechend rein heteroerotisch, rein diotisch sein, was nach allen Erfahrungen unmöglich scheint. Oder für homoerotischer, ihr uralischer Anteil würde vom Kirchenchristentum zu ewigem Schweigen verurteilt, fast vollständig unterdrückt und bis auf den letzten Hauch erstickt. Wie hätte es sonst geschehen können, daß im Kirchenchristentum, das auf 645 Millionen gegenwärtige Bekenner geschätzt wird, sowohl zu einer Geschichte der homoerotischen Volkslyrik als auch zu einer solchen der uralischen Kunstlyrik jettliches Material fehlt. Dennoch hat die christliche Volksseele nicht vollkommen versagt. Sie hat dem Kirchenchristentum zum Trotz einen einzigen wahrhaftigen und großen uralischen Lyriker hervorgebracht, der natürlich dem beißenden Spitz seines zeitgenössischen kräftigen diotischen Lyrikers, Heinrich Heine, verfallen mußte, ohne dadurch verkleinert zu sein, den deutschen Dichter August Graf von Platen-Hallermünde. Es war eine in jeder Hinsicht edle Natur und jeder Liebhaber von Geschichtsgleichen

befindet sich bei ihm durchaus in der denkbar besten Gesellschaft. Nicht nur jedem Urning, jedem vornehm denkenden Menschen sollte Platens prächtige Sentenz zur Lebensregel werden:

„Niemand tomt's der Mühe nicht, zu zogen,
Und wahr und frei zu sprechen kletter Jeden,
Du bald wir Aste rühn in Sarkophagen.“

Dagegenüber, hat der historische Islam ungeachtet erheblich geringerer Bekennerzahl — es soll heute etwa 250 Millionen Muslime geben — tausenden homoerotisch empfindender in allen Jahrhunderten beständig die Zunge gelöst und Uhtands Aufforderung: „Singe, wem Gesang gegeben“ — im Islam ist und war sie schon Wirklichkeit geworden. Die Masse der kleinen arnischen Islamdichter ist erstauulich. Aber auch den großen Dichterkönigen hat ihre Anerkennung der homoerotischen Natur, sogar ihre Selbstbelebigung nicht geschadet. Alle Islamvölker haben auch unter ihren größten Lyrikern homoerotische Bekenner, die semitischen Araber den Abu Nuwas († 810), einen Zeitgenossen des Harun ar Raschid, Abu Tammam († 845), al Buchturi († 897), so die arischen Perser den Saadi († 1291) mit seinem Busan (Lustgarten) und Gullstan (Rosengarten), Hafis († 1389), Dschami († 1492), so die mongolischen Türken (Osmanen) den Pursuli († 1562), Bakal († 1600), Fasil († 1810) mit seinem „Buch der schönen Jünglinge“. Sollten diese und zahlreiche andere auch nicht alle homoerotisch vorantagi gewesen sein, so haben sie sich doch in das arnische Empfinden und Wesen vollkommen einzufühlen vermocht, um es wahrheitsgetreu schildern zu können. Von Abu Nuwas wird berichtet, er sei gleichzeitig mit dem volksbekanntesten Mystiker al Kerchi gestorben und zu Grabe getragen. Ueber 300 Muslime hätten des Mystikers Leiche geleitet, keiner der des Dichters das Geleit gegeben. Als jedoch ein Muslim ausgerufen, ob denn Abu Nuwas nicht auch ein Muslim sei, hätten alle 300 das Geleit auch über des Dichters Leiche verrichtet. Es darf wohl angenommen werden, daß diese anbilligliche Zurückhaltung der gläubigen Muslime nicht dem Abu Nuwas als arischem Dichter galt. War er doch auch ein Freigeist, der Glaubens- und Sittenlehren des Islam hospitätelte und das konnte und kann der fromme Muslim am wenigsten vertragen.

Den Beschluß mögen einige verdeutschte Verse Je eines Dichterkönigs der drei großen Islam-Völker bilden:

Abu Nuwas (arabisch)

Die Rose, die von Dornen ist umgeben,
Ist schöner Knab', der muß mit Wächtern leben.

*

Bagdads schöne Hauptmoschee, ich seh' es,
Satans Rettungsfalle ward
Gott erbaute unter einem Stern sie
Von nicht unheilvoller Art
Im gefüllten weiten Raum sind Knaben,
Schön, gazellenhaft, geschaart.
Weh, wean grambekommen die Verliebten
Schmerzvoll, was sich zeigt, gewahrt
Dort, im Hofraum, wird mit Herzenswunden
Und Verwirrung nicht gespart.

*

Zum Sohn Beschirs, dem lieblichen Hamdan, —
 Als uns der Leute Augen glotzten an,
 Und er mir vorschlug, ihm vorausschreiten,
 Damit er folgen könne mir vom weiten, —
 Sprach ich: Ouh' du voraus, so wissen alle,
 Daß du der Koppler, ich als Mieter walle.

*

Der schlunke Rumpf, der Knebenwitz entzückt —
 Wen eine Dirn und wen ein Bab' beglückt.

Dschami (persisch)

Kann es meine Sehnsucht stillen, daß ich ihn vom weiten
 Seit vorübergehn, und das auch nur von Zeit zu Zeiten.

*

Der Schah von Gasna rief den Geist in Schmerzen auf und sprach: Nur das
 Vom Leben lebt' ich, was verging in deiner Liebe, mein Ajaf!

*

Hatte deine Liebenden in Ehren:
 Schah's Ruhm beruht auf seinen Heeren!

*

Spielt mir nicht immer an auf schöne Stadtauführer!
 Denn von aller Welt bist du mein einziger Herzerführer!

*

Ein Siegelring der Herrschaft ist deines Mund's Rubin,
 Des Bärtchens Fantesestrich als Inschrift schmückt er ihn.

*

Proh macht mich dein Anblick, melner dich betrübt; wie wär' es sein.
 Könntest du mir immer sichtbar und ich dir unsichtbar sein.

Fasil (türkisch)

Aleppo

(aus dem „Buch der schönen Junglinge“)

Der Schöne von Aleppo Narben hat
 Auf Wangenmitte wie an Orübehens statt.
 Wer ihn mal sah, der fühlt im Herzensgrunde
 Den Süch und gar nicht schließt sich seine Wunde,
 Ein artig Wunder dieser Aleppner!
 Ein Augenwink — und schon fühlt er sich Diener
 Und horrt der Bitte Wort nicht erst — o nehm!
 Er schmeichelt sich in deine Seele ein,
 Wie Zuckersaft in Kindermund, — beidri
 So völlig den, der ihm schon angehört.
 Erinnern lebt in mir an diesen Ort,
 Als wohnt' ich seit den Patjarchen dort.
 Ein jeder Stein der Stadt, so auserlesen,
 Ruft mir ein andres Bild von Hochgenüssen
 Zurück, die mir darin vergönt gewesen,
 Und wär' es eine neue Art zu küssen.

F. Karsch-Haack

Der Spiegel

(Fortsetzung)

Dunkler Raum, im Hintergrund nichts als ein großer Spiegel.

Redende Figuren: der Feminine, der Invertierte — der Geliebte, der Liebhaber — der Lebemann — der Helfer — das Weib, der Mann — der Meister.

Der Invertierte: Es blümmert wie aus weiten Fernen in mir auf, daß einmal in meiner Kindheit, ich mochte drei oder vier Jahre alt sein, die Gestalt eines nackten Jünglings, die ich in meinem Bilderbuch schaute, mich unerklärlich stark beehrte. Ich sah den lieblichen Jüngling im Traume wieder, und kaum erwacht, verknagte ich sehnsüchtig nach meinem Bilderbuch. Ich weiß noch, als hätte sich alles erst heutegetragen, daß ich mich schämte, das Bild vor aller Augen aufzuschlagen. Ich sah mir andere Bilder an, solange jemand in meiner Nähe war, aber kaum war ich unbeobachtet, so ergötzte ich mich wieder an der leuchtenden Nacktheit. Und doch wollte ich noch nicht den Sinn der Bröle. Weshalb schämte ich mich? Ich glaube, ich schämte mich, weil ich liebte. Ob diese Liebe auch sonst in mir durchgebrochen wäre zu anderen Zeiten und unter anderen Umständen, vermag ich nicht zu sagen. Der Keim zu ihr muß ja in mir geruhet haben. Vielleicht ruht er auch in allen Menschen. Vielleicht hat er nur in jener Phase meiner Entwicklung, gerade an jenem Tage, in jener Stunde und Minute, und vielleicht gar nur durch jenes Bilderbuch durchbrechen können, und hätte sonst auf immer geschwiegen.

Als aus dem Knaben ein Mann zu werden begann, tauchte wiederholt im Traume der schöne Jüngling vor mir auf. Mein Bilderbuch hatte ich längst vergessen, an den nackten Jüngling hatte ich all die Jahre lang nicht mehr gedacht. Der Traum beunruhigte mich, ich saß laut nach, dann wußte ich plötzlich, daß die Erinnerung aus meinem alten Kinderbuch stammte. Der Traum wurde immer leidenschaftlicher. Der Jüngling tanzte vor mir in weiten Gewändern aus leuchtender Seide, er tanzte anmutiger und zarter als die Frauen, die ich im Ballett gesehen hatte; er tanzte wilder, leidenschaftlicher als sie, und er tanzte nur für mich. Um wuchsen unter meinen Augen bald Frauenbrüste, bald welches, wallendes Frauenhaar. Dann trug er auch manchmal, statt seiner weiten Gewänder, die zierlichen Tolletten der Damen vom Ballett.

Er war geschmeidig wie eine Schlange, schön wie eine Göttin, und soß, demütig und sanft wie kaum das sanfteste Mädchen. Ich mußte ihn lange und inbrünstig bitten, dann ließ er, mit abgewandtem Gesicht, vor Scham erglühend, sein Gewand zu Boden sinken. Oder wir spielten zusammen; ich jagte ihm nach, suchte ihn zu erhaschen, stolperte, fiel zu Boden, während er, neckisch lachend ob meiner Ungeschicklichkeit, schwebenden Laufes an mir vorbeigitt und mich spöttisch umkreiste. Immer wilder wogte meine Sehnsucht, ihn zu greifen. Unser Spiel wurde zum leidenschaftlichen Wettkampf. Hatte ich ihn gepackt, so schrie er kellend wie im Todesangst auf und sank erschöpft an meine Brust. Ich riß ihm das Gewand herunter.

Die Träume versanken wieder. Jetzt bin ich ein vollentwickelter Mann, und ich stolze vor männlicher Art und männlicher Kraft. Wohl vermag ich es, Frauen als Mann näherzutreten, und keine würde je mein wahres Fühlen erraten, aber im Innern irrt es und läßt mir keinen Frieden. Die Sehnsucht nach dem Traumgefährten beherrscht mich utag stärker, je mehr ich mich dem Jünglinge zu entziehen trachte, und ich ringe danach, mich von ihm zu

befreien, ich kämpfte darum einen blutigen Kampf Tag und Nacht, denn als Mann habe ich eine schamhafte Scheu in mir, aufzufallen, mich irgendwie von den anderen zu unterscheiden, und als Mann beuge ich den Nacken vor allen Autoritäten und allen gesellschaftlichen Konventionen.

Mein Mark verdorrt, mein Leben ist zur Unfruchtbarkeit verdammt, du beherrscht meine Tage und meine Nächte. Mein Kampf gegen dich ist ein Kampf gegen Windmühlen. Unfähig bin ich zu schaffen ohne dich, nutzlos bin ich meinen Mitmenschen, nur du Weib-Mann kannst mich fruchtbar machen, kannst meine Schöpferkraft in Ekstase erleben.

Doch wo lude ich dich? Ich habe eine angesehene Abneigung, mich unter jenen Massen sehen zu lassen. Auch finde ich dich nicht dort. Schamhaft bist du und zart wie die empfindlichste Blume. Neckisch und armützig bist du. Du bist wild, leidenschaftlich und unergründlich wie der Ozean. Geliebte bist du, und Mutter bist du zugleich, wie kein Weib. Geheimnisvoll bist du, als krenzten sich in dir die lebendigen Fäden aller schöpferischen Mächte. Wenn du deinen Tanz vor mir tanzt, schaue ich den Stoff, der seiner Gestaltung durch mich harret, und nie geahnte Kräfte regen sich in mir.

Wo bist du, daß ich deine Zartheit schätzend in meine Arme schleüße, daß ich meine Kraft und meinen Kampfeswillen erhöhe, dadurch, daß du selig an meine Brust gelohnt, auf meinem Weg kitzelnd mit mir wanderst? Wo bist du, Weib-Mann, der du allein aus Lüge und Verworfenheit mich befreien, der du allein durch deine Liebe schlummernde Kräfte in mir entwickeln und mich erlösen kannst? Lauf wie das Hüftorn des Jägers halte mein Ruf durch die Täler!

Im Spiegel erscheint die Hauptstraße einer Großstadt. Es mag drei Uhr nachts sein. Die Straße ist fast ganz in Dunkel gehüllt, nur in großen Abständen brennen noch Laternen. An den Häusern schleichen versteinerte Prostituierte beider Geschlechter und „Freier“ entlang.

Im matten Schlotter einer Bogenlampe bleibt ein Prostituiertes stehen: Geschrockenes Gesicht, affektierte Gesten, gemeine, schamlose Dirnenzüge. Lüstern zwinkert er kaum merklich dem Invertierten zu und verschwindet gleich darauf in einer Seitenstraße. Das Bild löst sich auf.

René Stieler

(Wird fortgesetzt)

Dem betenden Knaben in Sanssouci

Sehnend streckst Du die Arme zum Himmel auf, wenn er auch grau in Wolken Dein spottet! Flehst Du um Sonne, um Licht und um ewige Reinheit?

Nimm mein Gebet und anschließ' es mit Deinem!

Laß sie vereint und gemeinsam das Glück von den heldischen Mächten ertragen! Gib mir doch Du, dessen Arm nie erlahmt, einen Teil Deiner Hoffnung und Kraft!

Proh will ich dann unter Menschen mich mischen — das traute Geheimnis im Herzen — und keinen König fortan um den Reichthum beneiden!

Heinz Stratz

Miserere

Die Stirn gezeichnet, mit zerzaustem wirren Haar,
 Von Rasenden verfolgt, gesteinigt und mit Schmutz
 Beworfen, sucht er im Gotteshause Schutz,
 Wo tröstend aus dem Dunkel über dem Altar
 Ihn grüßte Lionardos „Letztes Abendmahl“,
 Zusammenbrechend unter namenloser Qual
 Gewährte hier er seinen Tränen freien Lauf;
 Und während draußen das Gehel der Meute schwall,
 Schrie sein durch die Verfolgung aufgezetzter Grül
 In irren Stammellauten zu dem Heiland auf:
 „Du Allerhöchster, der nur Erbarmen kennst
 Und seinen Tempel auf der Liebe Fundament
 Erbaut — bist Du niemals hart und ungerecht?
 Und hast als Mißklang mich in Deine Welt gesetzt,
 Gestattest, daß die Menschheit mich zu Tode heizt?
 Ist jeder, der nicht so wie sie empfindet, schlecht?
 Und diese Liebe, die aus reinem Herzen quillt,
 Ist sie des Lasters und der Hölle Spiegelbild.
 Und nicht ein schönes, kostbares Geschenk von Dir?
 So ich, der seine Bürde unter Stöhnen trägt,
 Es wert bist, daß man mich wie einen Hund erschlägt.
 In Ketten schmiedet mich, gleich einem wilden Tier —
 Weshalb erschufst Du mich, und legtest diese Gier
 Mir tief ins Herz hinein? Willst Du mein Blut
 Zu Deiner Ehre fließen sehn? Wohltau: es sei!
 So gebe ich Dir Dein Geschenk nun selbst zurück!
 Doch Deine Schergen treibe nicht mein letzter Blick —
 In Deine Ohren gelten soll mein Todesschrei!“
 Schon tastet der Entschluß nach dem versteckten Ort,
 Als plötzlich am Altar, in heller Flammenschrift,
 Ein Spruch des Trostes aufleuchtet: „Aber stier war,
 Den hatte Jesus lieb — der lag an selber Brust . . .“
 Erwachend und durchglüht von neuer Lebenslust,
 Ergreift der Einsame das Kreuz auf dem Altar,
 Durch die Berührung schon mit seinem Los versöhnt,
 Er sieht den Finger, an des Heilands Brust gelohnt,
 Das Lächeln, das verklärt um seine Lippen spielt. —
 Und während ein vorbeiliegendes, reines Licht
 Erlösung kündend aus des Heilands Augen bricht,
 Verzehret ihn das Leid, das seine Brust durchwählt,
 Und er versteht, daß alles Leid auf Prüfung sei,
 Daß Läuterung ihn aus der Menge hoch erhebt,
 Daß auch in seiner Liebe Gottes Odem lebt!

Da nahm er stumm sein Kreuz — und trug es: stolz und frei!

Heinz Strauß

Religion Mystik Lebensweisheit

Der folgende Aufsatz leitet eine Aufsatz-Reihe des Autors über Mystik ein.

Mystische Welt

Was ist Mystik und wo liegt ihr Reich? — Zwei Fragen, von denen die erste viel schwerer zu beantworten ist als die zweite. Beginnen wir mit der Lösung der zweiten.

Die Menschen haben die Welt zu verschiedenen Zeiten in einem verschiedenen Lichte gesehen. Im Alltag sind die Dinge stumpf und unlebendig; in besonderen Stunden aber, der Weihe, des Festes erhalten sie einen neuen, besonderen Glanz. Leben sie irgend tiefer aus sich heraus und strahlen ihre Kräfte in uns hinein? Oder sind wir es, aus denen neue Gesichte, neue Gehöre aufsteigen? Reichen sich, da die Dinge und wir in besonderer Blüte stehen, Himmelskräfte die goldenen Eimer?

So, wie wir die Welt ansehen, so sieht uns die Welt an. Aber nach umgekehrt ist's. Ein Sonntag macht uns heiter, schwergraue Wolken bedrücken uns. Es wirken also Kräfte von außen wie von innen her. Woher kommen sie? Wohin gehen sie?

Die Intensität dieser Erlebnisse ist bei den Einzelnen wechselnd. Sie ist ungleich größer bei den bedeutenden Menschen, als bei den Durchschnittsmenschen. Aber jeder (auch den Ärmsten überkam wenigstens eine Ahnung davon) hat es einmal unter fröhlichen gelösten Menschen, in Natur, Kirche, Konzert oder einer begnadeten einsamen Stunde erfahren, wie das Wunder des leichten goldgewölkten oder des schweren dunkelblauen Rausches durch ihn ging.

Und da war er schon mitten in der Mystik.

Er erlebte eine innere Schau und wurde von ihr erfüllt. Blut und Seele erfrühen die Bindung mit den Säften des Lebens.

Die Pforte zum Reiche der Mystik ist die Intuition. Sie ist der magische Schlüssel, der zum Reiche der Mysterien führt.

Die Mystik will das Tiefste und Letzte. Nicht aber alle Menschen wollen sie. Viele wollen nur das Tiefe und Vorletzte. Ihnen graut vor dem Wegreißen der letzten Schleier. Denn das Tiefste und Letzte ist jedenfalls nicht dieses Leben, was ihnen jetzt wohlgefällt oder woran sie leiden. Ihr eigener Lebensdrang hindert sie, die entscheidenden Schritte zu tun. Aber sie lassen gern ihre Lebenskruste, die Schicht des Seins, in der sie gerade weilen, von innen aus der unächtigen Schicht des reinen Seins aufsteigenden Dämpfen durchfeuchten und empfinden dabei wolffüßiges Grusein, auch Schauer der Ehrfurcht, oft sogar kokettieren sie nur damit (wie es manche Spiritisten nicht alles tun).

Aber die das Tiefste und Letzte wollen sind die eigentlichen Mystiker. Sie mögen von philosophischen oder religiösen Bezirken kommen. Das Bewegende, Aufstachelnde, Belebende in beiden Reichen ist ohne Mystik nicht denkbar. Bei der Philosophie kann man genau sagen, wo sie anfängt und Mystik anfängt; nämlich: unsere Erkenntnismittel entspringen nur dem Willen

zum Leben, dem Selbsterhaltungstrieb, aber nicht dem Willen zur Wahrheit. Wo also unsere Erkenntnismittel aufhören auszureichen, setzen die mystischen Werkzeuge ein. Kant würde sofort Mystiker, als er Gott als praktisches Postulat forderte. Es ist Tatsache, daß die Wahrheit, das heißt, das essentielle Sein mit dem Leben nicht identisch ist.

Bei der Religion darf man sagen, daß in ihr das Mystische überall, da anhebt zu wirken, wo das mythische Element in ihr, die Versinnlichung und Versinnbildlichung des Zusammenhanges eines religiösen Menschen mit dem Göttlichen über die Stoffe hinausreicht, die aus der Erscheinungswelt genommen sind. Da aber das Göttliche schon ein aus der Erscheinungswelt Hinausdrängendes ist, so ist Religion a priori mit Mystik verwebt. So praktisch nüchtern sie sich auch gehalten mag, in ihrem Gewande sind es die mystischen Fäden, die das lebendige Kleid der Gottheit ausmachen. Religion ist immer Bindung mit dem Absoluten und ohne dies sinnlos. Je tiefer man im Religiösen sich diesem Absoluten nähert, desto mehr schwindet das praktische Gewebe und das mystische bleibt allein.

Mystik ist aber auch in allen andern Reichen der Menschheit zu spüren. Sie rauscht im Waldesbach, blüht auf einer Glockenblumen-Wiese, duftet im Duft der Rose, lacht verloren im blauen Himmel, lüchelt in der Fülle der Fruchtbarkeit von Korn und Rebe. Sie hat einsaugende und ausströmende Kraft. Deshalb uns die Natur im Frühling nicht nur überwältigt, umblüht, zum Nehmen einladet, sondern auch zum Abgeben und Sichverlieren. Mystik hat immer das Dasein durchzogen, es voll, schwer und reich gemacht. Wo wirkliche, fröhliche Wissenschaft sich entfaltet, hat ihr Einschlag nicht gefehlt. Der Buchstabe tötet, aber auch der Verstand, der nur das Erzeugnis des Gehirnapparates ist, mag dieser auch so tadellos funktionieren. Erst wenn der Verstand das Blut des Lebens durchströmt, wird er zur Vernunft lebendig, zeugend, unendlicher Geist.

Der Geist kommt schließlich an eine Grenze, wo der Verstand nicht mehr weiter kann. An dieser Grenze machte Kant halt und ließ seinen Willen, seinen intuitiven Drang Postulate der praktischen Vernunft erzeugen, deren wesentlichstes Gott ist. Der Weg aber führt weiter ohne Verstand. „Credo quia absurdum est!“ Wer ihn ging, wurde Myste, Onästiker, Heiliger. Es gehört immer eine große Selbstüberwindung und heroische Leichtfertigkeit dazu, den Weg weiterzuwandern. Und viel Instinktsicherheit. Ohne die wird der mystische Wanderer vom rechten Wege abgelenkt und ein frecher Taschenspieler oder ein Ver—rückter, das heißt, ein aus dem Wege Gerückter. Mit ihr aber gelangt er zu dem Frieden, der wie Christus und Schopenhauer sagen, höher ist als alle Vernunft.

Dieser letzte und entscheidende Weg verlangt Entsagen allem äußeren zufälligen (oder kausal-notwendigen) Treiben. Denn die Lust der Mystik ist höher als alle Erdentagslust und ebenso ihr Leid. Ihr Weg geht über schwindelnde Abgründe, über starre Gebirgseinsamkeit, durch vereisende Welt-raumkälte. Es trägt dann nur noch die eigene innere Kraft, die, mit der des absoluten Kernes identisch, von ihm angezogen wird: bis er sie in sich ver-löscht — Nirwana — oder — „Ruhe findet, mein Gott, in Dir!“ (Augustin).

Paul von Pulitz

Bejahen und Verneinen.

Die meisten Menschen verneinen jeden ihren unangenehmen Zustand, weil er eben unangenehm ist. Wenige, nämlich nur die Gewissen, Verantwortungsgefühl und etwas Intellekt Besitzenden, legen ihrer Verneinung eine einigermaßen kritische Begründung unter, die wenigsten machen den Versuch, einen besseren „idealen“ Zustand gedanklich zu konstruieren. Aber nur die Weisen wagen es, einen ihnen unangenehmen Zustand zu bejahen.

So ist es heute Mode (die große Masse der Verantwortungslosen von vornherein ganz ausgeschaltet), daß der Arme den Zustand der Armut verneint und der Reiche den Zustand des Reichums. Die sozialistische oder kommunistische Gesellschaft ist für sie die Ueberwindung. Und „man“ findet das bei den Armen verständlich und bei den Reichen verdienstvoll. Ausgangspunkt ihrer Ideologie ist stets die Unannehmlichkeit, die sie auf Grund des vorgeblich „ungerechten“ Zustandes am eigenen oder am Leibe anderer erfahren. Also Verneinen des Unangenehmen schlechthin aus Prinzip, über die eventuelle Berechtigung der Ungerechtigkeiten nicht nachdenkend, die Möglichkeit der Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit nicht ins Auge fassend.

Wieviel höher steht mir da der Arme, der die Armut (wohlverstanden nicht seine, sondern die Armut als einen notwendig gegebenen Zustand) und der Reiche, der den Reichtum bejaht (wohlverstanden, es ist nur von den Menschen mit Verantwortungsgefühl die Rede). Für sie ist es Inläskutabel, von dem Angenehmen oder Unangenehmen des Zustandes auszugehen, sondern sie suchen unabhängig vom gerade Bestehenden und sehen Licht- und Schattenseiten die naturgegebene Notwendigkeit zu ergründen. Ihre Erkenntnis (empirisch natürlich, denn kann man eben Zustand anders als empirisch erkennen?) ist ihnen dann für ihre Konsequenzen maßgebend. Und sie tragen die schwere Bürde ihrer behandelnden Entscheidung, denn den Armen hält „man“ für verdorrt und den Reichen für niederträchtig. Das schließt nicht aus, daß derselbe Arme versucht, reich zu werden, und der Reiche seinen Reichtum unter die Armen verteilt. Denn sie bejahen ja nicht die Notwendigkeit ihres persönlichen akuten Zustandes, sondern das Prinzip der Armut und des Reichums als dauernde Erscheinung, als die Notwendigkeit der Gerechtigkeit und damit auch des Unangenehmen. Aber, welches auch ihr Los ist, sie stöhnen jedenfalls nicht über „Ungerechtigkeit“.

Und die, welche auf Grund empirischer Erkenntnis zur Verneinung des Gegensatzes von arm und reich kommen? — Die gibt es nicht, da man empirisch nur einen Zustand erkennen kann, der bereits bestand. Eine Zeit ohne diese Gegensätze aber gab es noch nicht. Sie müssen also auf rein gedanklichem Wege zum Verneinen dieser Gegensätze gekommen sein, ihr Gehirne ist eine Theorie, die nicht auf Gegebenem aufbaut, sondern auf Voraussetzungen, deren Bestehen erst einmal zu beweisen wäre. Empirisch kann ihnen dieser Beweis nicht gelingen, und ein gedanklicher Beweis ist, solange es sich um Dinge handelt, aus denen praktische Konsequenzen zu ziehen sind, untauglich.

Dann wäre also jeder Zustand zu bejahen und keiner Aenderung fähig? — Nein, nur diejenigen, die ihren Ursprung in den allen Menschen gemeinsamen Eigenschaften und Trieben haben. Man kann die äußere Schale verändern, aber nicht die motorischen Kräfte, die irgendeinen Zustand lebendig erhalten, umlegen oder töten. Zum Beispiel: man kann die Form einer staatlichen

Gemeinschaft ändern — Monarchie, Oligarchie, Demokratie —, aber nie das Prinzip unterwerfen, auf dem jede beruht, nämlich die des Führens und Geführtwerdens, des Befehlens und Gehorchens.

Wenn sich aber nun die Menschen ändern? — Dann ändern sich auch die Zustände. Aber die Menschen ändern sich nicht über Nacht, sondern wenn sie es überhaupt tun, für uns kaum merkbar, jedenfalls so langsam, daß sich gleichzeitig, nach außen garnicht sichtbar, auch die Zustände mitändern, etwa wie das Wachsen irgendeines lebenden Wesens. Und tritt das Anderssein des Menschen plötzlich einmal in Erscheinung, dann sind auch die Zustände bereits ihnen angepaßt. Höchstens sind noch äußere Hüllen zu sprengen, äußere Formen zu ändern.

Und Revolution? — Es hat nie welche gegeben. Man hat ein altes Haus zerbrochen, manchmal sich wieder das alte, manchmal sich ein neues aufgebaut, die Menschen darin blieben dieselben und mit ihnen das Wesen, die Art und Weise ihres Zusammen- und Gegeneinanderlebens. Revolution ist nur die plötzlich in Erscheinung tretende und dem Menschen bewußt werdende Evolution. Die in ewiger Entwicklung ständig entstehenden Energien finden Hemmungen, sie sammeln sich eine Welle, um dann mit einem Male das Hemmnis wegzuschleppen. Die Richtung ihrer Wirkungskraft war schon vorgezeichnet, kein Umwälzen, sondern ein plötzliches Vorwärtswälzen fand statt. Wie ein Fluß die Dämme, der Dampf die Wände, die Knospe ihre Hülle, die Pippe ihre Kapsel, das Küken das Ei zerbricht. Die alte Form platzt, aber die Entwicklung geht weiter, von dem zeitlich kurzen Toburwobohu, das bei solchem Ereignis notwendigerweise eintreten muß, im Grunde unberührt.

Für die Veränderlichkeit oder Unveränderlichkeit eines Zustandes der menschlichen Gemeinschaft ist letztes Endes das Wesen des Menschen maßgebend, und zwar nicht dieses oder jenes Individuums, sondern das der Gattung „homo sapiens“.

Wie erkenne ich nun aber das Wesen des Menschen? — Dazu muß man ein Weiser sein. — Und woran erkenne ich den Weisen? — Daran, daß jemand instande ist, einen Zustand zu beurteilen, abgesehen von den aus ihm für ihn selbst resultierenden Konsequenzen und ohne den Zustand zu bewerten, also — „jenseits von Gut und Böse“.

Walter Elias

Kameradschaft und Liebe

Aus „Stufen“ von Christian Morgenstern (München 1918), S. 13f.

Mancher sucht sein Leben lang Kameradschaft — aber man muß mit diesem Bedürfnis im Herzen nicht zu Frauen gehen. Sie wollen eine jede, ausschließliche geliebt sein, sie wollen aus aller Kraft die Episode der Liebe, aber ohne sie dabei als Episode aufzufassen. Sie wollen ein ganzes Leben in Beschlag nehmen, aber dafür kein Leben der Kameradschaft, sondern ein Leben der Liebe geben. Ein Leben der Liebe aber ist ein Unding, wie ewige Musik oder ewiger Frühling. Die Liebe verführt die Seele zur Kameradschaft, sie ist kalt und heiß, eifersüchtig und unberechenbar, die Kameradschaft, die Freundschaft ist allein wahre Seelenliebe, sie ist bis zu jedem möglichen Grade unegoistisch, sie ist der höchste Zustand zwischen Mensch und Mensch. Die Liebe ist das Mittel zum Werden des Kindes, aber die Freundschaft ist das Mittel zum Reif- und Säuwerden deiner selbst.



Friedrich der Dicke, König von Württemberg (nach Moll's von Kästner)

Friedrich der Dicke, König von Württemberg

Aus dem Liebestoben des Königs von Napoleons Gnaden, Friedrichs des Dicken, des ersten Königs von Württemberg (1797 bis 1816), geboren 1754, hat Albert Moll schon höchst interessantes Material zusammengetragen.¹⁾ Die Schilderungen eines von Moll nicht benutzten Zeitgenossen Friedrichs I., der Geheimsekretär des Bruders des Königs, des Herzogs Ludwig Alexander (Louis von Württemberg) war und, was er berichtet hat, aus eigener Wahrnehmung wissen konnte, bestätigen und ergänzen vielfach Moll's Darstellung. Einiges davon sei hier mit Uebergang offensichtlicher Gehäblichkeiten mitgeteilt. Der Hof des

¹⁾ Albert Moll in: Die ehfrähe Sexualempfindung, dritte Auflage Berlin 1899, Seite 135—136; 188 Fußnote *); ferner in: Berühmte Homosexuelle, Wiesbaden 1910, S. 33.

Königs, der Glanz und Pracht liebte, war außerordentlich reich an Aemtern und Officern, 7 Oberhofschätzen, 15 Kämmerlein- und Hofmeister und 300 Kammerherren scharten sich in den Gemächern des Monarchen, umgeben mit größtentheils sehr schönen jungen Pagen und Jagdjunker, mit denen der König sich gern in nächster Nähe umgab und die er meist nach kurzen Diensten mit einträglichen Stellen, hohem Adelstrug und andern Auszeichnungen belohnte. Bei den Abendzirkeln des Königs am hiesigen Hofe in Stuttgart und Ludwigsburg las bald Maitland vor, bald wurde musiziert, bald trieben ungebildete aber schöne Jagdjunker und Pagen ihr Wesen, das den König belustigte; dabei herrschte ein mehr als laxer Ton. Der einflußreichste Günstling des Königs war der General von Dillen, der, als Bereiterjunge namens Dillenbus in den Dienst des Hofes gekommen, des Königs Mignon, schon sechs Jahre darauf geedelt, 1810 baronisiert, 1812 zum Grafen gemacht und ohne alle militärischen oder administrativen Verdienste mit all diesen Ehren überschüttet wurde. Dieser Graf Dillen beherrschte den König vollständig, bereicherte sich mit und ohne dessen Wissen auf alle mögliche Weise und kultivierte besonders den Handel mit Staatsämternstellen „in der schamlosesten Form“. Er war es auch, der eine Industrie erlund, die später selbst von sehr hochgestellten Personen des Württembergers Hofes unter der Hand getrieben wurde; sie bestand darin, daß man gegen eine gewisse Summe jungen Leuten den Titel eines Hülfsbeamten verschaffte, um sie dadurch vom Militärdienste zu befreien. Die dauernde Abhängigkeit des Königs von seinem ehemaligen Mignon zeigte sich drastisch bei Konferenzen Friedrichs mit dem Geheimsekretär seines Bruders durch fortwährendes Anrufen des stets zugezogenen Günstlings mit der Frage „Pas vrai Dillen?“ F. K. H.



Hans Blüher's Studien zur sexuellen Inversion

Erst vor wenig mehr als zwei Jahrzehnten hat das wissenschaftliche Studium der sexuellen Abirrungen, insbesondere der Homosexualität oder Inversion begonnen. Alles, was vorher über diesen Gegenstand geschrieben wurde, war mehr oder weniger bloßes Anhäufeln von — zum großen Teil minderwertigem — Material. Die Psychoanalyse Sigmund Freuds war der erste Schritt, der die Sexualpsychologie und das Studium der Inversion auf eine wissenschaftliche Basis brachte. Den zweiten Schritt tat Hans Blüher in seiner Studie: Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen (ein Beitrag zur sexuellen Inversion)¹⁾ und einem späteren zweibändigen Werk: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft²⁾.

Es ist beabsichtigt, später in einer Reihe von Einzelaufsätzen eingehender über die Grundlagen der Psychoanalyse wie über die Schriften Blüher's zu berichten. Es kann nicht umgangen werden, hier wenige Worte über die Erklärung der Inversion durch Freud voranzuschicken. Während man früher wenigstens die typischen Fälle der konträren Sexualempfindung, die aus-

¹⁾ Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild von Max Maria von Weber, Leipzig, Ernst Koll, 3 Bände. — Erster Band 1864, Seite 125—134

²⁾ Bernhard Welke, Berlin-Tempelhof, 1913.

³⁾ Eugen Diederichs, Jena, 1918—1919.

schließliche Homosexualität, als etwas angeborenes auffaßt, allerdings ohne sich klar Rechenschaft abzulegen, was denn hierbei angeboren sei, führt Freud die Inversion auf frühzeitige Erlebnisse zwischen dem Kindesalter und der Pubertät zurück, die bestimmend auf das ganze Leben wirken; ja, er legt überhaupt eine apriorische Verknüpfung des Sexualtriebes mit einem bestimmten Objekt. Während für die alte Auffassung die Tatsache zu sprechen schien, daß ein großer Teil der Invertierten, vor allem die den Sexualtrieben bekanntesten, stark feminine Merkmale zeigten, stand sie dem keineswegs seltenen, aber weniger auffallenden rein männlichen Typus, der weder körperlich noch seelisch weibliche Merkmale aufwies und der auch von Weininger als „Päderast“ streng vom gewöhnlichen Homosexuellen geschieden wurde, ziemlich ratlos gegenüber.

Freud zeigt uns wenigstens den Weg, den wir zu beschreiten haben — das Rätsel selbst ist auch heute noch nicht vollständig gelöst.

Nans Blüher, ein Mann mit scharfer psychologischer Beobachtungsgabe und Mitbegründer des Wandervogel, nutzte seine Tätigkeit in diesem Bunde jugendlicher Männer aus, um den großen Wirkungsbereich des mann-männlichen Eros an frischen und gesunden Menschen zu studieren. Er beobachtete den schwärmerischen Zusammenschluß der Jünglinge und Knaben, regelmäßige Liebesgeschichten, die gelegentlich, doch keineswegs als Regel, zu sexuellen Handlungen führten. Rührende Abschiedsszenen mit Umarmungen und Küssen gab es da, Sehnsuchts- und Liebesgedichte wurden geschrieben. Hier bemerkte Blüher bald, daß zwischen diesen Freundschaften, die — keineswegs aus moralischer Ablehnung — ohne sexuelle Handlungen blieben, und den anderen, die zur orgasmischen Phase durchstießen, kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller Unterschied bestehe. Manche Wandervogel gingen zur Befriedigung sexueller Bedürfnisse zu Frauen — oft ohne Liebe — (wie Schopenhauer ohne Liebe ins Bordell ging), während ihr Eros ganz und abschließlich sich am eignen Geschlecht betätigte. Viele der Wandervogel wurden später ganz „normal“. Ihre Freundschaften mit den Wandergenossen wurden das, was man im gewöhnlichen Leben Freundschaft nennt. Andere blieben invertiert.

Der Schluß scheint berechtigt: in jedem Menschen findet sich eine invertierte Komponente der Sexualität — und eine normale. Je nachdem, welche die stärkere ist, haben wir den Normalen oder Invertierten, im Falle näher Gleichheit den Bisexuellen vor uns.

Wesentlich erweitert wurde Blühers Auffassung durch umfangreiche Literatur- und Menschenstudien, deren Resultat in der oben erwähnten „Rolle der Erotik“ niedergelegt ist. Er geht hier so weit, die Entstehung des Staates als Männerbund dem mann-männlichen Eros zuzuschreiben. Wir können heute noch nicht sagen, wie weit wir ihm bierhin rechtgeben können, daß der Staat tatsächlich aus dem Männerbund entstanden ist. Umsomehr aber werden wir seiner Behauptung beistimmen, daß in allen Männerbünden der invertierte Eros die treibende Kraft ist, auch wenn niemand, oder nur wenige innerhalb des Bundes sich dessen bewußt sind. Hier unterscheidet sich der Männerbund grundsätzlich vom Zweckverband, in welchem man zu einem klar bewußten Zweck zusammen kommt. Ein Zweckverband kann jeden Augenblick zu einer männlichen Gesellschaft werden. Männerbünde sind z. B. studentische Verbindungen, die oftmals ein ganz ähnliches Bild aufweisen wie der Wandervogel, Mönchs- und Ritterorden (der Tempelorden wurde von Schiller zu dem unvollendet gebliebenen invertierten Drama „Die Maitheser“ verarbeitet), mili-

ürische Kameradschaften, der Freimaurerbund und viele andere; Schilp-zweckverbände sind die meisten Sportvereine, reine Zweckverbände dagegen die meisten homosexuellen Vereinigungen.

Im Männerbund spielt der vollmännliche Typus *inversus*, von Blicher nicht schlecht mit dem Namen *Männerheld* belegt, die führende Rolle, während der feminile Invertierte über überhaupt keinen Platz hat, neben ihm aber der „äußerlich“ invertierte Typus, dessen Sexualität ganz auf das weibliche, dessen Eros aber mehr auf das männliche Geschlecht eingestellt ist. Es gibt viele Männer, die für homosexuelle Handlungen nicht die geringste Neigung haben — ohne daß sie diese bei anderen verurteilen oder gar verfolgen — und die doch viel eher die Frau als ihre Freunde verlassen würden. Sind sie Psychologen genug, so geben sie ohne Umschweife zu, daß der mann-männliche Eros ihnen dieses Verhalten gebietet.

Ein Typus bedarf heute noch der besonderen Erwähnung. Blicher hat ihn zuerst im Wandervogel beobachtet und richtig erkannt. Man kann ihn überall finden. Als ruchbar geworden war, daß im Wandervogel homosexuelle Handlungen vorkämen, standen dort sofort Leute auf, die mit ungläublichem Eifer gegen solche Entzimmungen ankämpften. Es waren meist anständige, nervöse Menschen, und es kam eckige Male vor, daß gerade sie bei gleichgeschlechtlichen Attacken erlappert wurden. Hier haben wir des Rätsels Lösung — es sind Invertierte, die mit ihrer Natur innerlich nicht fertig werden und die gegen ihre Inversion ankämpfen. Sie „verdrängen“ diese, wie Freud sich ausdrückt. Die Verdrängung mißlingt und sie erkranken neurotisch. Blicher nennt sie deswegen den Typus *inversus neuroticus*.

Schon wir die Literatur durch, so finden wir allenthalben stärkere und schwächere Spuren des mann-männlichen Eros. Auch Goethe, der Frauenliebhaber, ist reich an ihnen. Ich erinnere an das seelisch tiefe Freundschaftsverhältnis zu Schiller. Und Schiller selbst? Blicher hat recht, wenn er meint, es sei kein Zufall, daß Oothe die Frauengestalten gelingen, Schiller, dem Zögling eines Interantes und Schöpfer einer männlichen Gesellschaft reinsten Wassers in den Räubern, dagegen die Männer, während seine Frauen fast armutsmäßig mißgedacht und denaturiert sind: Elisabeth — Jeanne d'Arc — Maria Stuart.

Wir werden auch Nietzsche begreifen, für den die Frau so gut wie gar nicht existiert, daß er sie in seinen Schriften nicht ein einziges Mal ernst nahm. Es ist zweifelhaft, ob Nietzsche sich seiner Inversion voll bewußt war. Vielleicht ist die Annahme eines nervösen Zusammenbruches als Folge einer Unterdrückung der Inversion eine plausible Krankheitsursache, als Hirnparalyse auf syphilitischer Basis, eine Anschauung, die scheinbar durch nichts gestützt, aber von seiner Schwester und seinen Freunden heftig bekämpft wird.

Wir sehen am Obigem — und es wird uns immer klarer werden —, daß der mann-männliche Eros im allgemein menschlichen Leben eine viel größere Rolle spielt, als selbst die Invertierten gewöhnlich annehmen. Es ist Blichers Verdienst, diesen Tatbestand als erster klargestellt zu haben.

Kurt Felix Bottlinger

Wir möchten nur an die festsinnigen spekulativen Darstellungen Hölls und das Lebenswerk Ulrichs von vor mehr als fünfzig Jahren erinnern! Als Auftakt zu unseren Blicher-Erörterungen (sich unter Mitteilungen) erscheint uns die Auffassung des Autors von allgemeinem Interesse, da typisch für die Einstellung vieler Intellektueller der jüngeren Generation. Wie selbst fassen — in physiologischer und biologischer Hinsicht! — auf dem auf der exakten Forschung beruhenden Zwischenstufen-System. Die Redaktion.

Der Krampf

Kommerzienrat Klaus Mathas saß seiner Tochter Edith am Abendtisch gegenüber. Er hörte nur zerstreut auf ihr teilnahmsvolles Geplauder: „Vaterchen, dir ist nicht gut, schon seit mehreren Wochen nicht. Nun will ich aufpassen, daß du dich recht pflegst“. Und emsig wälzte sie ihm gewaltige Portionen auf den Teller, goß ihm den Wein ein, animierte ihn immer wieder zum Essen. Es wäre kaum nötig gewesen. Er aß gedankenlos, mechanisch, bot nicht den leisesten Widerstand auf.

Sie knabberte nur an etwas Kekes herum und trank einen Schluck Wein. „Wie gut, Vaterchen, daß du früher zu essen gewohnt bist als wir! So kann ich dich jetzt immer unter meine Obhut nehmen. Dabei ist das garnicht so leicht, wenn ich dich so schlommen sehe, während sich bei mir selbst doch schon etwas der Appetit meldet. Stich mal das köstliche Roastbeef an! Was gäbe ich dafür, wenn ich da jetzt hineinbeißen dürfte!“ Und schon wanderte eine neue Scheibe unter ihrem übermütigen Lachen auf seinen Teller. „Ich darf ja nichts essen, lieber gleich tot.“ Ein warmer Strahl von innigstem, schier grenzenlosem Blick verklärte plötzlich ihr selbes, frauliches Antlitz. Ein Jahr war sie erst verheiratet. In ihren Zügen spiegelte sich noch ständig jener süße, mystische Kampf, den das Mädchen im weiblichen Menschen mit der Mutter zu führen hat. „Kurt, Vaterchen, Kurt würde ja nichts anrühren, wenn ich nicht mitesse!“ Damit schwieg sie plötzlich, versenkte sich in ihre Gefühle, gab sich ihnen im Uebermaß des Glückes voll hin.

Schon während des letzten Teils der Mahlzeit war es gewesen, als hätte sich der Kommerzienrat mit eiserner Kraft gesammelt, als wollte er immer wieder einen Anlauf machen, um seiner Tochter etwas mitzutellen, dessen Ernst und Bedeutung die nervöse Überspanntheit seiner Züge verriet. Es war, als würgte er an den Worten. Schon hatte er die Lippen geöffnet, da schlug ihm jener Schauer von Glück entgegen, der die Gestalt seines Kindes vor ihm erbeben machte. . . . Und er verstand jenes Glück. Auf seinem Gesicht lag jetzt Schweigen und unbefrührbare Entschlossenheit. Irgendeln Verdammnisurteil mußte in ihm gefällt sein. War er selbst der Gerichtete? Seine Augen ruhten mit jener durstigen Zärtlichkeit auf Edith und ihrer Seligkeit, wie sie nicht mehr Menschen und Dinge treffen kann, wie sie nur auf einem heißersehnten Glück ruhen können, das einem auf ewig versagt ist.

Jählings erlieb er sich, Edith, noch benommen von ihren Träumen, weltentückt, sah ihn mit verschleierte[n] Augen zärtlich an: „Sag, Vaterchen, kannst du, kann ein Mann überhaupt verstehen, was Glück ist?“ Er zog sie von ihrem Sitz empor, preßte sie an sich, drückte seine Lippen in ihr Goldhaar: „Ich kann es, Kind.“ Sie schwieg verwirrt, dann: „Wenn man einen Menschen hat, dem man alles ist, die Erfüllung aller Kindersehnsucht, aller Jugendträume und der für einen ganz das Gleiche ist . . . aber doch die andere Welt, jene Welt, ohne die man nicht sein eigenes Wesen finden kann, nie in Wahrheit lebt, und . . .“ Sie stockte, sie mußte instinktiv herausfühlen, daß sie dem Vater Schmerz verursachte und konnte sich doch keine Rechenschaft darüber geben. Sie lächelte nur an seiner Brust den kurzen, schweren Atem. „Vater, verzeih! Und wenn man einen Vater hat, der einen so liebt und so versteht, wie Du mich, der alles für einen tut, und der so rechtschaffen, so gerecht ist wie du, und so namenlos gut ist, ein kleines Väterchen, das schon soviel gelitten hat, dann kann man furchtbar stolz auf ihn sein. O ihr beide, Kurt und du, verzeih! Du und Kurt! Laß sie nur alle anders reden; das

„Leben ist ja so unaussprechlich schön!“ Sie merkte in ihrer wachsenden Erregung nicht, daß der Vater leise zitterte, sie konnte seine schmerzverzerrten Züge nicht sehen. „Mein Kind, mein eigen Fleisch und Blut, ich werde lebhabe an deinem Glück über mein eigenes Dasein hinaus. Ich schwöre dir. Nie soll ein Schatten durch mich auf dein Glück... auf mein Glück fallen; ein einziger Schatten wahl, mein Mädchen, aber es liegt im Lauf der Welt, die Sonne deiner Jugend wird ihn bald vertrieben haben, und erinner dich daran, daß es so mein Wunsch ist, und daß es mein Wunsch ist, die unsterbliche Erfüllung meiner Sehnsucht zu finden in meinem eigenen Blut, in dir. Aber du kannst mich nicht mehr verstehen, mein Liebling! Geh jetzt, sonst wird es zu spät für dich.“

„Vater, ich habe dich doch durch meinen Überschwang nicht etwa sentimental gestimmt; das fehlte auch gerade noch. Du weißt doch, das alte deutsche Gemüt. Aber Glück ist Glück!“ Zärtlich streichelte sie seine Wangen. Er drückte sie leidenschaftlich, fast wie ein Verliebter, noch einmal an sich: „Ich habe ja nur noch dich auf der Welt, mein Kind!“ Sie mußte sich von ihm losreißen, griff eiligst nach ihrer Handtasche und rief noch von der Türschwelle her halb überglücklich, halb weckisch: „Auf Wiedersehen denn morgen abend. Vatschen, zur Filterung und zum tête-à-tête!“

Klaus Mathes brach, als die Tür ins Schloß fiel, völlig zusammen. Erschlichzte wie ein Kind, und seinen bebenden Lippen entrang sich immer wieder, wie im hartnäckigen Selbstgespräch, der Sehnsuchtschrei: „Alles Verlangen stillen, endlich glücklich sein in meinem eigenen Fleisch und Blut über das Orakel hinaust. Kein Schatten, mein Gott, Mut, kein Schatten!“

Dann ging er in sein Arbeitszimmer hinüber, schob die Schublade seines Sekretärs auf, leise, damit ihn niemand von den Bedienten hörte, gerade als wäre er ein Dieb in seinem eigenen Hause. Dort lag der Revolver, er lud ihn, prüfte den Lauf, steckte die Waife zu sich. Dann verlor er sich in Nachsinnen, strich sich, wie entsetzt von sich selbst, über die Stirn, schloß den Revolver wieder im Fach ein. Er sah nach seiner Taschenuhr, es war noch nicht Zeit. Stumpfsinnig ließ er sich in einen Klubsessel, nahe am Ofen, fallen und starrte vor sich hin.

Klaus Mathes besaß ein weiches, feintimiges Profil; die Haare waren zu den Schläfen schon leicht ergraut. Er ging glatt casiert. Besonders auffallen mußte für einen Mann die weiße, zarte Haut und der volle, weiche Ausdruck der Augen, die selbst jetzt im Schmerz ihre Eigentümlichkeit nicht verlagern konnten.

Morgen früh würde man ihn hier mit durchschossener Schläfe finden. Seiner Tochter allein würde er einen großen Schmerz bereiten, aber ihre starke Jugend würde bald überwinden, und sie hat ja den geliebten Mann zu Seite. Erfahren würde sie so nie etwas; nichts könnte dann mehr ihr Glück trüben. Mein Gott, schon in wenigen Stunden würde er nicht mehr sein. Erstaunt hob er den Kopf in die Höhe, erstaunt, daß er jetzt noch lebte, ruhig wie vorher lebte. Ihn störte der Luxus seiner eigenen Wohnung, die üppigen Tapeten, die schweren, kalten Möbel, die in ihrer eingebildeten Vornehmheit verächtlich zu ihm herüberzuschauen schienen auf seine Nacktheit, auf seine arme, hilflose Menschlichkeit. Lüstern kokettierten die Bronzefiguren, als trauten sie sich schon, nach seinem Tode in irgendeine laue, verlogene Salonatmosphäre zu wandern. Für ihn nicht mehr dies! Für ihn eine verschwickene Höhle, wo er sich hinkauern könnte wie ein verrockendes Tier. Oder nein, die Sehnsucht stillen nach der Weite: eine endlose Ebene, das Meer, der Blick von Berges-

höhen. Für ihn war ja das Leben ein immerwährendes Gefängnis gewesen. Für seinen Körper und für seine Seele. Mein Gott, mein Gott, alles war Lüge und Verzerrtheit, und Unsichtigkeit für die anderen, vom Anfang bis zu diesem Ende. Schluchzend sog er sich die Hände vor Gesicht.

Früherzeitig war er über seine urtümliche Wesensart aufgeklärt gewesen; er hatte einen jungen Freund gefunden, der in denselben Anschauungen aufgewachsen war, der auch seine beruflichen Interessen teilte. Damals war er sich noch seines Glückes unbewußt gewesen. Er hatte den Bund, der ganz geschaffen war, zwei Menschen gleicher Natur glücklich zu nipchen, gewaltsam getrennt. Der andere erschloß sich, er war zur Trennung geschritten, nicht weil er sich aus seinem Inneren nach einer anderen Lebensweise sehnte oder aus Ueberdruß, sondern nur weil er fürchtete, daß vielleicht doch etwas durchsickern könnte, weil er sich gehoramt glaubte in seinem Bemühen, sich eine gesellschaftliche Stellung zu erringen. Dann hatte er noch die irrlie Meinung gehabt, daß seine geschlechtliche Veranlagung sich wohl würde durch „Umgewöhnen“ unterdrücken lassen. Wenn nicht, so würde er sie ruhig hinnehmen. In der Großstadt würde sich immer Gelegenheit bieten, auf heimlichen Pfaden dem Geschlechtstriebe hin und wieder Nahrung zu tun. Er hatte sich an seiner Natur versündigt, er hatte sich nicht Rechnung darüber abgelegt, wie innig der Geschlechtstrieb mit dem ganzen Wesen verknüpft ist, nur eben ein Anstoß aus diesem selbst ist. Er erniedrigte sich zum dressierten Affen; seine Vorbilder waren die „normal“ veranlagten jungen Leute, und, o Nonens, sein Dressier zur Unnatur und zur Verlogenheit war er selbst. Er hatte es bald wundervoll gelernt, Gefühle, die in ihm aufstiegen, zu unterdrücken oder gar, wenigstens im Ausdruck, in ihr genaues Gegenteil zu verwandeln, nur um nicht mit einem jungen Mädchen verglichen, für feigheit gehalten zu werden. Zuletzt wollte er selbst nicht mehr, wer er eigentlich wäre und wie er fühlte. Maske, Verstellung, Verlogenheit waren ihm zur zweiten Natur geworden. Er hatte geheiratet und es fertig gebracht, seiner Braut Liebe vorzutäuschen, auch fast selbst daran geglaubt. Hinterher fühlte die Frau, obgleich sie nie darüber gesprochen hat, ihm die Vorwürfe gemacht hat, daß ihr Zusammenleben keine Ehe war, daß sie keinen Mann geheiratet hatte; ihr feinstes weiblicher Kern blieb unerläßt, sie litt, weckte hin. Die Schande und die Aufregungen, die dann durch ihn, den Erpresser, in ihr gemeinsames Leben traten, gaben der Frau den letzten Stoß. Zwei Kinder waren seiner Ehe entsprossen; der Knabe war leicht erregbar gewesen, nervös, das Mädchen schien gesund.

Vor zehn Jahren war er, der Erpresser, ihm zuerst begegnet. Er hatte den frischen Burschen, der schon damals ein gewiegter Zuhälter war, in einer zweideutigen Kassettenime kennen gelernt. Seine unterdrückten und entarteten Triebe hatten sich hemmungslos an dieses Individuum geklammert. Die Natur hatte sich gerächt; ehemals sinnlos gemäßigert, trieb sie jetzt zur rückhaltlosen Bejagung des Gemeinsten. Mit der intellektuellen Anerkennung der gesellschaftlichen Achtung war für ihn auch keine Grenze der Sittlichkeit und des feineren Gefühls mehr gegeben. Was sollte ihn noch die Frage nach dem „Wie“, alles „Was“ war ja gleichwertig gerächt. Als Porin, für den man ihn ansehen würde, wenn man es wüßte, wollte er sich zerstörend in der Kloake ausleben, und dann wieder in der weißen Toga sich bei hellem Tageslichte mit der Maske unter den anderen bewegen.

Doch es sollte anders kommen. Der durchtriebene Bursche hatte es verstanden, seinen Namen und seine Adresse auszusplundern. Seit zehn Jahren war er ihm nun nicht mehr von den Personen gewichen. Polizei und Gericht,

mit denen allein hätte sich schon eine günstige Wendung finden lassen; der Bursche war ja Zuhälter und Einbrecher gewesen, als er ihn kennen lernte, aber die Familie, die Freunde, die Bekannten, die ganze Gesellschaft! Er war zu stolz. Und dann schien es ihm auch zu spät. Mein Gott, vor fünfundzwanzig Jahren hätte er sich anders bestanden sollen!

Die Frau war gestorben. Der Sohn hatte sich als junger Leutnant erschossen. Allgemein lährte man das Ende bei solcher bekannten Schwermut auf den Zustand plötzlicher geistiger Umpachtung zurück. Er, der Vater, war besser unterrichtet. Der Erpresser war, eine neue Geldquelle witternd, zu einer Zeit, als Mathes sich seiner für immer entledigt zu haben glaubte, an den Solus herangetreten. Da hatte sich der junge Mensch aus übertriebenem Ehrgefühl und Furcht vor dem Skandal das Leben genommen. In einem Abschiedsbrief hatte er den Vater beschworen, der Familie und ihrem Namen nicht Unchre zu machen.

Klaus Mathes stöhnte laut auf bei diesen Erinnerungen, sein Kind, sein süßer Knabe. Der Erpresser hatte sein Werk gründlich getan; löst stand der Kommerzienrat vor dem Ruin. Sein Vampir hatte eine volle Etage in einer Querstraße des Kurfürstendamms inne, spielte Tag und Nacht, hielt Welter zu Scharen aus. Er war ein Gentleman geworden, eine beliebte und geachtete Größe in allen Bays des Westens. Die letzte mögliche Summe hatte er von ihm vor zwei Wochen unter den gemeinsten Drohungen und fürchterlichsten Szenen erpreßt. Klaus Mathes hatte gehofft, er würde sich noch einmal geschäftlich durchwinden können; aber es war, als fehlte ihm jetzt alle Initiative, alle Stoßkraft. Der Versuch war mißlungen. Jetzt blieb ihm nur das selbstgewählte Ende.

Heute beim Abendessen war er noch feige gewesen, hatte er sich noch an das Leben geklammert, an dieses erbärmliche Leben. Er hatte seine Tochter vorbereiten wollen auf geschäftliche Mißerfolge, auf Einschränkungen; dann hatte er sich vorgenommen, sich seinem reichen Schwiegervater zu offenbaren. Aber als ihm Ediths Glück entgegengeschlagen war, hatte er fester Hand den Stab über sich selbst gebrochen. Edith war ihm allein geblieben, nichts durfte ihr Glück trüben. Und was würde das auch helfen, jeder Pfennig, den er wieder besaß, gehörte ja dem andern. Und vielleicht würde durch ihn noch das Verderben in die andere Familie hineingetragen werden. Er schauerte zusammen. Für ihn gab es nur den Tod. Heute abend wollte er nun seinem Blutsauger das letztemal vor die Augen treten; er betrachtete sich nicht mehr als zu den Lebenden gehörig, er wollte ihm verzeihen, wollte ihm vor die Augen rufen, was er angerichtet hatte, wollte ihn beschwören, einen andern Lebenswandel einzuschlagen. Dann, in der Nacht, wollte er sich hier im Sessel erschießen. Hier in diesem Sessel hatte am gleichen Datum sich sein Sohn erschossen. Er schloß ab ohne Schulden. Man würde kein Geld finden. Aber Edith brauchte es auch nicht. Sie, die sie ihn heute so seltsam weich getroffen hatte, würde glauben, daß er sich in der Erinnerung an den von ihm so heiß Geliebten das Leben genommen hätte; sie würde verzeihen.

Entschlossen erhob er sich, sah nach seiner Uhr: ein halb auf zehn. Jetzt würde er ihn vorfinden.

Mit verständnisvollem spöttischen Lächeln begleitete die Dienerschaft den Ausgang des Kommerzienrats. Sie waren durch offene Postkarten in der letzten Zeit aufgeklärt worden.

Die Haustür in der Pariser Straße war offen; sie pflegte stets um diese Zeit offen zu sein. Aus dem ersten Stock kante Gelächter und Gelächel von

Weibsstimmen. Als der Kommerzienrat unangemeldet in den unausstehlich protzigen Salon trat, herrschte einen Moment gedrücktes Schweigen. Lag auf seinen Zügen etwas, das nicht mehr aus dieser Welt seinen Ursprung nahm? Der Gentleman, etwa sechsundzwanzigjährig, machte sich aus der Umhalsung zweier betrunkenen Weiber frei, schritt dann während auf Klaus Mathes zu, machte eine Geste, die wollte er ihn hinausweisen, fiel aber bei der selbstsicheren, entschiedenen Miene des Kommerzienrats zurück und kam in sich zusammen. So hatte er ihn noch nie gesehen. Ruhig wickte ihn Klaus Mathes: „Du folgst mir!“ Wie unter magnetischem Zwang schritt dann der Gentleman hinter Klaus Mathes her, nachdem er sich nicht einmal vor seinem Besuch entschuldigt hatte.

Erst drinnen im Frühstückszimmer, als sich beide auf dem Korbsesseln gegenüber saßen, kam dem Gentleman das Ungehörliche der Situation zum Bewußtsein: „Bist du verrückt geworden? Ich will ja nichts mehr von dir. Aus einem leeren Sack holt auch kein Teufel mehr einen Pfennig. Ich lasse dich sofort hinunterwerfen, wenn du nicht von selbst gehst!“

„Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß ich mir heute Nacht das Leben nehmen werde.“

„Das ist für dich entschieden die beste Lösung, und mir kann es gleichgültig sein, denn für meinen Unterhalt wirst du doch nicht mehr in die Lage kommen, noch jemals sorgen zu können. Ich werde mich anderen Hilfsquellen zuwenden.“

„Paul, ich beschwöre dich, arbeite, gründe dir ein Geschäft mit dem Kapital, über das du jetzt verfügst. Durch die Arbeit kannst du vieles sühnen. Du hast mich und die Meinen unselig gemacht; ich will dir alles verzeihen, wenn . . .“

„Das weiß ich ja alles selbst, und es ist albernes Gerede. Ich weiß, was ich zu tun habe. Dein Schwiegervater ist reich. Wenn du dumme genug bist, dich nicht an ihn zu wenden, will ich es tun, morgen schon. Bei deiner Tochter habe ich schon meinen Besuch angemeldet. Ob du nun lebst oder nicht, man wird unter allen Umständen verhindern wollen, daß die Spatzen deinen Namen in gewisser Verbindung auf den Dächern pfeifen.“

Klaus Mathes schrie auf vor Schmerz. „Mein Kind, Edlith, mein Kind!“

Dann sank der gequälte Mann seinem Peiniger demütig zu Füßen, umklammerte seine Knie. „Laß mir Ruhe im Sarge, verfolge mich nicht über das Grab hinaus! Ich weiß, ich habe schwer gesündigt, nicht an dir, an mir selbst, an meiner eigenen Natur, aber das verleihe ich nicht! Ich beschwöre dich, schone das Glück meines Kindes!“

Brutal stieß ihn der Zuhörer mit dem Fuße fort: „Du müßte ich ein Narr sein! Jetzt genug des Aftenspiels, ich klingele nach dem Diener!“

Was was das? Der Erpresser starrte ihn an in maßlosem Erstaunen. Die Gestalt des Femininen war vom Boden emporgeschleudert; der Körper zitterte so heftig, daß er einer flackernden Flamme glich. Dann plötzlich schien er zu erstarren. Unheimlich traten ihm die Augen aus den Höhlen. Mit dem heiseren Aufschrei eines zu Tode geheizten Tieres, mit dem gurgelnden Schrei, in dem die übermenschliche Qual seines verlorenen Lebens sich entlud, sprang Klaus Mathes seinem Schergen an die Kehle. Schwer stürzte der Korbstuhl mit dem Erpresser zu Boden, brach dann unter dem Gewicht des Unseligen, der darüber lag, knirschend zusammen. Beide Körper berührten sich. Der Arm von Klaus Mathes war hart wie Stahl, seine rechte Hand umklammerte wie eine Eisenzange die Kehle des anderen.

Als nach einer Stunde die Gesellschaft in das Zimmer urang, fanden sie beide Männer tot vor. In den verhüllenen Augen des Erpressers spiegelte sich noch immer das kreuzförmige Erstaunen. Niemand gelang es, die eiserne Umklammerung zu lösen. Auf den Zügen von Klaus Mathus lag ein für alle unbegreiflicher Friede. R. St.

LESEFRÜCHTE

Aus „Hymnen für die Erde“ von Walt Whitman.
Insel-Verlag, Leipzig.

Ich weiß, das Beste habe ich aus Zeit und Raum, und werde niemals gemessen
und werde niemals gemessen werden.

Ich wandere eine immerwährende Reise. (Kommt und hört alle zu!)
Meine Abzeichen sind ein regenreicher Rock, gute Schuhe und ein Stab, im
Walde zusehntzen.

Keiner meiner Freunde röhrt sich aus in meinem Stuhl,
Ich habe keinen Stuhl, keine Kirche, keine Philosophie,
Ich führe niemand zu Tisch, in die Bibliothek, an die Börse.
Aber jeden Mann und jedes Weib unter euch führt ich auf eine Kuppe.
Meine linke Hand läßt dich rund um den Leib,
Meine rechte Hand zeigt auf Landschaften von Kontinenten und die offene
Landstraße.

Nicht ich und keiner kann die Straße für dich wandern,
Du mußt sie für dich selber wandern.

Es ist nicht weit, ist ganz im Erreichbaren,
Vielleicht bist du auf ihr gewesen seit deiner Geburt und wußtest es nicht.
Vielleicht ist sie überall, auf Wasser und auf dem Lande.
Wirf deinen Pack auf die Schulter, teurer Sohn, wie ich den meinen, und laß
uns fortellen,
Wunderbare Städte und irre Völker werden uns unterwegs begegnen.
Wenn du müde wirst, so gib mir beide Bürden und stütz den Ballen deiner
Hand auf meine Hüfte,
Und später sollst du mir den gleichen Dienst erweisen,
Denn wenn wir erst aufgebroschen sind, ruhen wir nie mehr aus.

Heute vor Sonnenaufgang bestieg ich einen Hügel und betrachtete den wim-
melnden Himmel.
Und ich sprach zu meinem Geiste: Wenn wir alle diese Weltteile umfaßt
haben und die Freude und das Wissen um jegliches Ding auf ihnen,
werden wir dann gefüllt und befriedigt sein?
Und mein Geist sagte: Nein, wir steigen diese Höhe nur, um sie hinter uns zu
lassen und darüber hinaus zu steigen, immer weiter.

Also stellst auch du mir Fragen, und ich höre dich
Und antworte, daß ich nicht antworten kann, — du mußt dich selbst herausfinden.

Setze dich eine Weile, teurer Sohn,
Hier ist Zwieback zu essen und hier ist Milch zu trinken,
Doch so wie du schläfst und dich in neuen Kleidern anwickelst, küß ich dich
mit einem Abschiedskuß und öffne die Tür für deinen Austritt, fort
von hier.

Lange genug hast du verächtliche Träume geträumt,
Nun wasch ich dir die Klebe vom den Augen,
Du mußt dich gewöhnen an das Blendende des Lichts und an jeden Ausblick
deines Lebens.

Lange bist du furchtsam gewartet, an eine Planke dich haltend dicht am Ufer,
Jetzt will ich, daß du ein tüchtiger Schwimmer werdest.
Abspringst mitten in die See, wieder aufstichst, mir zuhilst, juchzesest und
luchest das Wasser schüttelst aus deinem Haar.



Mitteilungen

Druckfehler: in Heft No. 1 Seite 18 und Seite 19 (Eine Liebesgeschichte usw.)
steht Kyrpaideia anstatt Kyrpaidea.

Wir wenden in den folgenden Heften Erörterungen der Theorien Hans Blübers
aus verschiedenen Federn und von verschiedenen Gesichtspunkten aus veröffentlichen.
Blüher ist mit seinen kühnen Theorien in die weitesten Kreise der Jugend gedrungen,
der manischen wie der dialektischen; also wird er denern. Jeder Interessierte hat früher
oder später doch zu ihm Stellung zu nehmen. Außerdem ist die Darlegung und kritische
Beleuchtung seiner Werke zur Klärung unserer Frage — um Mißverständnisse und Ver-
wechslung zu vermeiden — gerade zur Zeit ein dringendes Erfordernis.

In allen inneren Angelegenheiten und mit den Manuskripten wende man sich ge-
fälligst schriftlich an die Redaktion (Manuskripte möglichst Maschinenschrift), in Fragen
des Bezugs und des Inseratenwesens an den Verlag. Wir ersuchen dringend darum,
Pseudonyme und postlagernde Korrespondenz zu vermeiden, da sich dies mit unserem
Ziel nicht in Einklang bringen läßt und die Wirkung unserer Arbeit dadurch abgeschwächt
würde. Jeden Sonntag Vormittag zwischen 11 und 12¹/₂ Uhr wird wenigstens einer
von uns, sich Besuchern auf schriftliche Anmeldung bis zur Verfügung stellen.

Die Logen: Postlagernde Korrespondenz, die Logen betreffend, Auftruf in No. 1 des
„Uranos“ und No. 1 der „Freundschaft“ von Anfang Januar d. J., hole man gegen den
20. März ab. Alle Briefe sind von jetzt ab an Herrn Professor Kirsch, Charlottenburg,
Krausebeckstraße 92, zu richten. Es wird dringend erachtet, Postlagersadressen in Zukunft
möglichst zu vermeiden.

Wenn unsere Beschreibungen sympathisch sind, der möge sie uns durch Werben von
Abonnenten und Mitarbeitern in jedem Sinne weiterhelfen möglich machen.

Bezugsbedingungen

Werkjahresabonnement im Inland Mk. 15.— bei Zusendung unter Streifenband,
Mk. 18.— unter Briefumschlag; für das Ausland kommt das betreffende Porto hinzu.

Die Redaktion

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: René Schiller, Berlin-Karlshorst — für den Verlag und die Inserate:
Karl Schmidt, Berlin SW, 49; Verlag: Schmidt-Verlag, Berlin SW, 49; Druck: Hagemann & Dörndel, Berlin NW, 26.

URANOS

DES KÖNIGSBERGER TAGS

:- FÜR EIGENE WELTDEUTUNG! :-
FÜR FRUCHTTRAGENDE LEBENSHALTUNG!
:- FÜR ERFÜLLTE GESELLSCHAFT! :-

LEITER FÜR WISSENSCHAFT UND KRITIK: PROFESSOR FERDINAND KARSCH
— LEITER FÜR LEBENSGESTALTUNG UND BELLETRISTIK: RENÉ STELTER —
REDAKTION: BERLIN-CHARLOTTENBURG, KNESEBECKSTRASSE 92 (F. KARSCH-
HAACK) — VERLAG UND EXPEDITION: BERLIN SW. 38, WILHELMSTRASSE 124

Nummer 3

1. April 1921

1. Jahrg.

Auferstehung

Nach Jahrtausenden einer Vergewaltigung des Naturlebens, wie sie erst Historiker und Moralisten künftiger Jahrhunderte völlig zu ermessen und zu analysieren imstande sein werden, zeigen sich erst in unserer jüngsten Zeit wieder überwältigende Regungen und ursprüngliche Impulse, die unverkennbar im Geschlecht ihre Wurzel haben. Sie stehen erst als schwach leuchtende, noch nicht allen sichtbare Leitsterne über dem Wege, den die neue Kultur sich über zerbrochenen Tongötzen und flauen modernen Schmutzes bahnt. Aber denen, die den Herzschlag der Zeit zu ertauschen vermögen, sind sie in ihrer innerlichen Verkettung mit der aufgehenden Kulturpoche — als unverbrüchliches Fatum — offenbar.

Das Aufwachen der Neuschöpfungsidee in dem gesunden Empfinden starker Geister hatte stets die „Rückkehr zur Natur“ bedeutet, und immer war klar erkannt worden, daß nur die feste Verankerung in ihr, der Natur, und der Parallelismus zu ihr die europäische Menschheit aus der unglückseligen Verblendung ihres innersten Lebens retten könnte. Jedesmal aber, wenn auf der nicht erdenwühlenden, schier unzersärbaren und doch mühsen Bahn der alten Anschauungen junges erkennendes Leben in der Opposition entsprang, wurde nicht auf die Naturquelle, auf das alles gestaltende, alles durchdringende Geschlecht zurückgegangen — soweit wagte man sich noch nicht vor: unzureichende Kenntnis und die mystische Macht des Dogmas, das selbst bei den freiesten Geistern noch unbewußt wirksam blieb, machte das Vorurteil geschlechtlichen Dingen gegenüber damals noch unüberwindbar — sondern man hielt sich nur an die äußern Erscheinungsformen jener den Kosmos beherrschenden Macht. Einmal — in der Renaissance — erkühdten sich die weitesten Geister bis zu den letzten Wurzeln des Naturlebens, bis zu den „Mitteln“ vorzudringen, aber die Reformation und die physikalische Trägheit der Masse — Masse in jedem Sinne — ersticke wieder das neue Leben, dessen Geist

sich kaum in die Breite zu entfalten begonnen hätte. An Auswüchsen, welche sich aus der Stoßkraft erkären, die aufgehoben werden muß, um überhaupt auch nur eine Aenderung am Bestehenden und Alten herbeizuführen, hat es in der Renaissance nicht gefehlt, und auch die junge Kulturbewegung ist außerstande, Uebertreibungen völlig zu verhindern. Schließlich tritt aber wieder gegenüber den stark individualistischen Strömungen, der menschliche Allgemeinverstand und das menschliche Allgemeingefühl mechanisch in Wirksamkeit und beschneidet die zu scharfen Spitzen, sobald sie ihre Schmelzbarkeit gelassen haben.

So stellt die junge Kulturrichtung über die Jahrtausende hinweg, nach dem möglichsten Versuch in der Renaissance, eine förmliche Anknüpfung an die Antike dar. Nur reifer, bewußter wird der mit dem Erlebnis des inneren Christentums — nicht der Kirche — erfüllte menschliche Geist sich in der wieder errungenen Freiheit und Natürlichkeit ergehen.

Eulen — und Eulen wird es immer geben — verkünden die herannahende Dekadenz. Forscht man ja allerdings in unserer Zeit mehr denn je in anderen Kulturen und vertieft sich in das Leben der Naturvölker. Aber doch dienen alle diese Bestrebungen nicht etwa ganz, wie im verfallenden Rom, vor müden, zweifelsüchtigen Menschen ein Konglomerat, ein Nebeneinander von allen möglichen Weltanschauungen aufzuspeichern, sondern die Augen, von denen durch die klare Einsicht einmal die Blinde gefaßt ist, suchen bewußt in den anderen Formen nach der höheren Synthesis des Rein-Menschlichen. Und welche Furcht dürfte uns beschließen, daß bei der Anknüpfung an die griechische Antike — hat doch einmal der menschliche Geist in ihr seine reinste und würdevollste Kristallisation erfahren — das Chaos vorherzettel würde im Rasen ungebändigter Instinkte? Keinen Menschentypus hat die Welt gekannt, der Würde, Einfachheit und Maß gewesen wäre, wie der Grieche.

Nicht die Form an sich wird zerstört, sondern nur die Form, die dem neuen Lebensinhalt nicht mehr angepaßt ist. Und an der neuen Form arbeiten bereits fortschreitend mit dem noch im Klärungsprozeß begriffenen Inhalte, die besten Geister in allen Ländern.

So haben wir nicht Trauergestänge anzustimmen, sondern uns vorzubereiten auf das große Wunder der Auferstehung des „Menschen“.

R. St.

WO DER Geist ohne Furcht ist, das Haupt man hoch trägt,

Wo Erkenntnis frei ist,

Wo die Welt nicht zum Bruchstück von enger, häuslicher Mauer wird,

Wo Worte aus Tiefen der Wahrheit kommen,

Wo unermüdet das Streben den Arm zur Vollkommenheit ausstreckt,

Wo der klare Strom der Vernunft seinen Wax nicht verliert in dem trockenen Sand der Gewohnheit,

Wo der Geist, von dir gefeilt, zu immer sich weitau-dem Denken und Handeln geführt wird —

Zu diesem Himmel der Freiheit, laß, Vater, mein Land
du erwachen!

Aus: Rabindranath Tagore: „Gitanjali (Songesopler)“, Kurt Wolff, Leipzig, 1914

POLEMIK

Der nachfolgende Aufsatz unserer Blätter-Reihe ist als Einführung in Hans Böhler's Gedankenwelt gedacht

Ueber Psychoanalyse

Längst bevor Freud seine psychoanalytischen Methoden ausgebaut hatte, wußte man, daß im menschlichen Seelenleben neben dem Bewußten, oder jeden Augenblick durch Erinnern ins Bewußtsein zurückzurufenden Inhalt noch eine Masse von Vorstellungen wirken, die im allgemeinen nie ins Bewußtsein aufsteigen und die man das Unbewußte oder auch Unterbewußte nannte. Man ahnte auch die Bedeutung des Unbewußten, aber erst die Untersuchungen Freud's haben uns einen klaren Einblick in den meist verschlossenen und doch in hohem Grade schaffenden Teil der Seele gegeben. Die ersten Untersuchungen dieser Art wurden an hysterisch erkrankten Personen vorgenommen und gehen auf den Wiener Nervenzarzt Breuer zurück. Erst später wandte man dieselben Methoden auch bei gesunden Menschen an und kam dabei zu noch interessanteren und allgemeineren Ergebnissen.

Es gibt eine Art nervöser Erkrankung, Hysterie oder Neurose genannt, bei der es ganz unmöglich war, eine organische Veränderung im Körper oder der Nervensubstanz nachzuweisen, und wo man auch keine Veranlassung zu haben schien, eine solche anzunehmen (im Gegensatz z. B. zum jugendlichen Wahnsinn — dementia praecox — wo die Aerzte alten Grund haben, eine Veränderung der Nervensubstanz anzunehmen, wenn auch anatomisch der Nachweis noch nicht gelungen ist). Breuer gelang es, in einem solchen Falle bei einem jungen Mädchen festzustellen, daß ein persönliches Erlebnis am Sterbebette des Vaters, das völlig ins Unbewußte verdrängt war, Ursache des Leidens sei. Er hatte zu seiner Analyse Hypnose angewandt und eine Menge verschiedener Verdrängungen festgestellt. Das Merkwürdige war, daß diese Zwangsvorstellungen ihre schädigende Wirkung einstellten, sobald sie ins Bewußtsein zurückgerufen waren und die Patientin sie ein sah. Breuers Kollege Freud baute diese Methode weiter aus und verzichtete auf die Hypnose. Er ließ sich von seinen Patienten Träume erzählen und fand, daß diese Träume in stark verzerrter Form unbewußte Wünsche darstellten, Wünsche, die der Verdrängung ins Unbewußte anheimgefallen waren. Es ist eine immer wieder bestätigte Erfahrungstatsache, daß diese verdrängten Vorstellungen stets sexueller Natur waren. Allerdings hat Freud dem Begriff Sexualität eine neue Bedeutung, eine starke Erweiterung zuteil werden lassen. Während man früher nur das, was sich auf den Sexualakt in irgend einer Form bezog, mit diesem Namen belegte, ist es bei Freud alles, was jenes eigentümliche Lustgefühl hervorruft, und nach Befriedigung eine angenehme Erschlaffung zurückläßt.

Sigm. Freud: Ueber Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen. F. Deuticke, Wien und Leipzig. Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

Diese zwei Schriften enthalten alles zur Einführung Notwendige und Hinweist auf andere Schriften.

Der Mensch beginnt nicht erst mit der Pubertät sexuell zu werden. Das Lutschen des Säuglings ist Sexualbefriedigung. Auf die Existenz der infantilen Sexualität hat übrigens schon einige Jahre vor Freud der Amerikaner Sanford Bell hingewiesen. Es gibt mehrere erogene Zonen, die Lippenzone, Afterzone, die Haut allgemein, die Genitalzone. Erst in der Pubertät ergreift die letztere die Herrschaft über die andern. Vor der Pubertät gibt es zwei Perioden besonders starker sexueller Erregung, die eine im Säuglingsalter, die andere um das fünfte Lebensjahr. Es ist der Psychoanalyse möglich, den der Vergesslichkeit (Amnesie) verfallenen Zeitraum (die meisten Menschen erinnern sich ihrer Kindheit bis zum 5. oder 7. Jahr gar nicht mehr) bewußt zu machen.

An dieser Erweiterung des Sexualbegriffs wird vielfach Anstoß genommen. Es ist unmöglich, an dieser Stelle den Beweis zu führen, der dem Kenner der analytischen Ergebnisse durchaus zwingend ist, daß die den verschiedenen erogenen Zonen entspringenden Lustgefühle denen der Genitalzone durchaus gleichwertig sind, die nur deswegen eine Sonderstellung hat, weil sie von der Natur in den Dienst der Fortpflanzung gestellt ist.

Ergebnisse der Psychoanalyse sind: die erste Geliebte eines jeden Menschen ist die Mutter (oder ihre Stellvertreterin — die Pflegerin des jungen Kindes), der erste Nebenbuhler der Vater. Diese Grundsätze wird in der Oedipusfrage ausgedrückt: Fluche deine Eltern, sonst wirst du deinen Vater töten und mit deiner Mutter Blutschande begelen, lautet das Delphische Orakel.

Im Mythos begegnen wir allenthalben verdrängten Sexualvorstellungen. Die Schlange ist Symbol des männlichen Gliedes. Eva wird durch die Schlange verführt.

Jeder Mensch hat ein gut Teil seiner Wunschregungen zu verdrängen. Warum erkranken nicht alle an Neurose, wie die Patientin Breuers? Dort mißlingt die Verdrängung. Die pathologischen Zwangsvorstellungen, mit dem sprachlichen Wort Traumen belegt, sind mißlungene Verdrängungen, die sich im Unbewußten ungehädigt aufziehen und nach Wunschbefriedigung drängen.

Die Objektfindung nach der Pubertät ist nun durchaus nichts selbstverständliches und eindeutiges mehr. Nach Ablauf der Säuglingsperiode, in welcher der Sexualtrieb durch Saugen an der Mutterbrust der Nahrungsaufnahme dient, wird dieser wieder autoerotisch, d. h. er braucht kein fremdes Objekt mehr. Erst wenn sich mit der Reife die Erektionen einstellen, verlangen diese gebieterisch ein Objekt und da sind aus der Kindheit mitgebrachte Vorstellungen der Wegweiser. Beim Knaben die Liebe zur Mutter, Allgemein findet der Mann seinen Typus in einer Frau, die ihn in irgend einem Zug an die Mutter erinnert. Es ist dabei belanglos, ob er die Mutter jetzt noch liebt. Er liebt das Bild der Mutter, als sie eine junge Frau war und ihn groß zog. Bei denen, die das normale Sexualobjekt verfehlen, fördert nun die Analyse Erlebnisse — meist Verführungen irgend welcher Art zutage, die als „Traumen“ störend wirken.

So bei Fällen von Fettschismus, Exhibitionismus, Sadismus. Bei Inversion ist dies längst nicht immer der Fall. Viele Invertierte zeigen keinerlei traumatisches Erlebnis in ihrer Kindheit. Manche hängen mit besonderer Liebe an der Mutter, andere behaupten, ihre infantile Libido sei an den Vater fixiert gewesen. Ich halte dies, was ich auch in einigen Fällen feststellen konnte, für einen Irrtum. Das Kind war zuerst in ganz normaler Weise an die Mutter fixiert, schloß sich aber im Alter von einigen Jahren an den Vater an, der ihm

geistig mehr zu blühen vermochte als die Mutter. Bei einigen Invertierten zeigt es sich, daß sie bei ihren Freunden Züge suchen, die an die junge Mutter erinnern.

Wir sehen hieraus schon, daß es mit der Inversion seine besondere Bewandnis hat. Auch die „Heilungsversuche“ der Inversion durch Psychoanalyse sind in fast allen Fällen kfliglich ausgefallen, ganz im Gegensatz zu anderen Störungen. Müssen wir etwa doch hier eine angeborene Anlage annehmen? Und worin besteht sie? Mit dem Namen Zwischenstufe ist nichts erklärt! Unter den körperlich und seelisch Femininen gibt es sowohl homosexuelle wie heterosexuelle, unter den vollmännlichen Typen ebenso. Beide Eigenschaften verlieren getrennt und gänzlich unabhängig voneinander.

Sexualität beim Menschen ist ein komplexer Begriff, zu dem reinen Triebe nach Lustbefriedigung kommt dar auf die geistige Person gerichtete Eros. Es ist eine philosophisch einwandfreie Tatsache, daß Liebe ein von ursprünglichen tierischen Sexualtriebe durchaus unabhängiger geistiger Aktus ist. Ihre Verknüpfung mit dem stärksten Naturtrieb ist eine der Ursachen, die den Menschen über das Tier erhebt. Aus meinem Ansatz im vorigen Heft ging hervor, daß jedem Menschen der auf eigene und der auf andere Geschlecht gerichtete Eros innewohnt. Soweit mir Untersuchungen möglich waren, fand ich auch beim Vollinvertierten die heterosexuelle Komponente, die mir nicht nach der organischen Phase drängt, oftmals aber unterdrückt zum Frauenhaß führt, ähnlich wie beim Typus *inversus neuroticus* die homosexuelle Komponente „verdrängt“ ist.

Wahrscheinlich wird künftigen, feineren Methoden der Psychoanalyse die Feststellung gelingen, daß in all diesen Fällen weniger heftige, dafür aber tiefere Erlebnisse auf die Richtungsbestimmung der Sexualität des Menschen wirken, sowohl beim Träger der männlichen Gesellschaft, dessen Interesse am Mynge größer ist als an der Frau und von dem doch nur der kleinere Teil homosexuell ist.

Bei jenen mehr oder weniger femininen Typen, die man mit mehr Recht als „Zwischenstufen“ bezeichnen kann, findet die häufige Inversion eine Erklärung darin, daß sie nicht instande sind, die Frau zu erobern, weil ihnen die geistigen Kräfte fehlen. Darum begibt er sich zum anderen, ebenfalls femininen Mann oder er findet eine stark virile Frau.

Die Weisingersche Formel*) für sexuelle Attraktion, die besagt, daß die Anziehung zwischen zwei Personen am größten ist, wenn die Summen des männlichen und des weiblichen Elementes gleich sind, paßt für diese Fälle vollständig.

Der einzige Fall, wo sie versagt, ist der Männerhaß, nach Weisinger Päderast, der auch mit der Zwischenstufentheorie in größtem Widerspruch steht.

Die Frage nach dem Ursprung der Inversion ist heute noch ungelöst, nur soviel scheint mir sicher, daß die alte Theorie hier versagt und daß die Psychoanalyse, die der Seelenforschung ganz neue Wege öffnete, den richtigen Weg zum Ziele darstellt.

Kurt Felix Butlinger

*) Weisinger, *Geschlecht und Charakter*.

Verein oder Männerbund

(Fortsetzung und Schluß)

Das Wesen eines „Vereins“ oder „Zweckverbandes“ ist gänzlich verschieden von dem einer „Gemeinschaft“, eines „Männerbundes“. Man tritt in einen Verein, um für einen ganz bestimmten Zweck, der ja auch meist im Namen angedeutet ist, dort tätig zu sein, oft nur — bei größeren Organisationen — um durch seine Mitgliedschaft, ohne persönliches Mitwirken, ihm eine moralische Unterstützung zu geben. Ganz klar zeigt sich dies bei Verbänden, die politische, wirtschaftliche, soziale Zwecke verfolgen, mag es sich um einen deutschnationalen oder sozialdemokratischen Verein, einen Verein der Lederhändler, Verein zur Wahrung der berechtigten Interessen der Laubenzokolisten, einen Angestelltenverband oder einen Verein zur Unterstützung gefallener Mädchen handeln. Aber auch Bünde mit ausgesprochen geistigen Zielen — religiöse Gemeinden, wissenschaftliche Vereinigungen — gehören hierher. Immer ist der Verein Mittel zum Zweck, nie Selbstzweck. Stets ist es die Sache, die die Mitglieder zusammenführt, das Interesse an den Vereinsgenossen selbst ist nur gering. Daß sich dann im Laufe der Zeit einzelne menschlich näher kommen, ist eine zwangsläufige, aber für das Wesen des Vereins — wenn es sich nicht um sehr kleine Gruppen handelt — belanglose Erscheinung.

Das Wesen des Männerbunds dagegen liegt in erster Linie in den menschlichen Bindungen, die zwischen allen Angehörigen des Bundes bestehen. Auch die Männerbünde stecken sich zwar bestimmte Ziele, ihre Daseinsberechtigung wird mit der Ausübung einer gewissen Betätigung erklärt, doch ihre Ziele werden mit anderen Mitteln erreicht und ihre Betätigungen sind anderer Art. Der „Verein“ ist hier nicht Interessengemeinschaft, sondern Selbstzweck. Durch die Gemeinschaft selbst, durch gegenseitiges Beeinflussen und Erziehen, durch ein Miteinander- und Zusammenleben, durch ein wechselseitiges geistiges und seelisches Geben und Nehmen werden Ziele erreicht oder — besser — wird irgend ein Resultat sichtbar (denn eine Gemeinschaft, die um ihrer selbst willen da ist, läßt sich nicht a priori Ziele vorsezen, sie lebt einfach ihr Leben nach den ihr eigenen Gesetzen, und was sich nachher als Sinn ihres Lebens erweist und was an geschaffenen Werten später in Erscheinung tritt, hat oft bloß wenig mit dem zu tun, was als Tendenz anfänglich — sicher bona fide — der Welt vorgesetzt wurde). Bisher hat dies deutlich am Wandervogel gezeigt, bei dem die Betätigung des Wanderns mit ihren nützlichen Wirkungen auf Körper und Geist nach außen als Zweck erschien, in Wirklichkeit aber nichts anderes als eine der Formen war, in der sich das Zusammenleben junger Menschen vollzog, in der sich Gemeinschaften bildeten, die einen bestimmten Geist atmeten. Und dieser Geist war es, in dem die Jungen erzogen wurden, der bald in allem mehr oder weniger erkennbar wurde, etwas Spezifisches, nur hier Vorhandenes, das, verbunden mit daraus erwachsenen Zielen, diese Gemeinschaften zur Bewegung stempelte. Und weil im Männerbund die Gemeinschaft der Menschen Selbstzweck ist, man nur durch sie als Gemeinschaftbildende Glieder empfangend und gehend eine Wirkung erzielen kann, die Menschen also Subjekte und Objekte in einer Person, so ist das Ziel letzten Endes immer auf den Menschen gerichtet, die Wirkung eine sich an den Menschen dieses Bundes verflühende. Bisher hat weiter gezeigt, welche Rolle hierbei der Eros, die

männlichkeits Erosik spielt. Aber wenn auch die Erscheinung der Männerbünde nur durch den Eros erklärlich wird, das Freundschaftsbund, das die Gemeinschaft zusammenhält, nichts anderes als das erotische Verhältnis ist, in dem alle zueinander stehen (auf all die Fehlheiten, die gesamte Struktur des Männerbundes näher einzugehen ist in diesem Rahmen überflüssig), so ist diese Erosik doch nie Tendenz, nie Zweck, ja nicht einmal eine gewollte, beabsichtigte Begleiterscheinung im Männerbunde. Sie ist vielmehr da, weil sie notwendigerweise immer dort ist, wo Männer untereinander leben, weil sie jeder Mann in sich trägt. Sie kommt zur Entfaltung in der männlichen Gesellschaft und wird dann zur treibenden Kraft dieser selben Gesellschaft. Sie ist Voraussetzung und Folgeerscheinung, eine Energie, die neue Energien auslöst. Nichts Substantielles, sondern ein Funktionelles, das Substantielles bildet. Und darum kann man sie auch nicht wollen, nicht als Zweck erstreben — sie ist da oder ist nicht da, je nach der Struktur des Bundes und dem Charakter der beteiligten Menschen. Ein Männerbund besteht, wo der Eros unbewußt und ungewollt herrscht, er hört auf zu sein, wo er bewußt als Bezwecktes gepflegt wird. Während der Eros als treibende Kraft, als reine Funktion, die schönsten Blüten seelischer und geistiger Art hervorbringt, Menschen fördert, Kulturwerte schafft, endet der Eros als Zweck und Ziel, als zu schaffende Substanz, in sich selbst, in rein Sexuellem, d. h. im geistigen Sinne Sterblichem. Zum Wesen des Männerbundes gehört die Bewegung, zum Wesen der Bewegung die Idee. Der erotisch bewegte Männerbund wird daher Ideen zeugen, einem elektrischen Strome gleich, der auf seiner Bahn von einem Pol zum anderen durch Überwindung der Widerstände Arbeit leistet, Werte schafft. Ein Bund, in dem die erotischen Energien offen im Eros als Ziel münden, verpufft in Sexualität. Wie Elektrizität ungenutzt verpufft, die durch direkte Berührung der beiden Pole zur Entladung kommt, Kurzschluß. Und hieraus folgt die Nutzenwendung auf das vorliegende Problem: Nie wird in einem homosexuellen Verein Eros herrschen. Nie wird aus einem Bund von ausgesprochenen Homosexuellen ein Männerbund werden. Er wird stets nur ein Zweckverband sein, dessen Zweck eben auf erotischem Gebiet liegt, ein Zweck, der in dem Moment erreicht ist, wo der sexuelle Wunsch in Erfüllung geht. Günstigstenfalls hat man einen Zusammenschluß mehrerer Familien, d. h., die spielbürgerlichste, gelöstigster Sache von der Welt, aus der die Bewegung werden, die Idee entspringen kann. Daß die Familie hier nicht aus Mann und Frau, sondern aus Mann und Mann, wobei der eine die Rolle der Frau spielt, sich zusammensetzt, ändert nichts an dem Familien-Charakter.

Zum Männerbund gehört als wesentlicher Bestandteil auch eine große Masse von Heterosexuellen und Bisexuellen. Zwar wird der „typus foerversus“ der herrschende sein und in seinem Wesen den Bund repräsentierend im Mittelpunkt des Kreises stehen, um den herum sich die andern gruppieren, darauf, daß die mehr mann-männlich veranlagten den Kern bilden, während nach Anordnung aller Zwischenstufen die zum Weibe neigenden an der Peripherie stehen und die Grenzen und den Charakter des Bundes stets zu verwischen drohen. Gerade dieses eigentlich negative Element bewirkt, einfach durch sein Vorhandensein, daß der Bund innerlich am Leben bleibt, daß Bewegung herrscht. Die Invertierten verkörpern am reinsten den „Geist“, „die Idee“ des Bundes, von den sich an der Peripherie aufhaltenden spricht man im Bunde ganz instinktiv, daß sie nicht den richtigen und wahren „...geist“ (z. B. „Wündervogelgeist“, „Corpsgeist“ usw.) besitzen. Diese aber wiederum sind

es, die sich am stärksten an die meist nebensächlichen Zwecke des Bundes klammern, in ihnen das einigende Band sehen und hierdurch Kämpfe herausbeschwören. Sie bringen den Bund stets in Gefahr, seinen Charakter zu verlieren, von einer Lebensgemeinschaft zum „Verein“ herabzusinken. Um darum zwingen sie die Kerntuppe immer von neuem dazu, den Kampf um die „Idee“ des Bundes, unter der sie gefühlsmäßig etwas ganz anderes verstehen, aufzunehmen. Ideen, die nur aus den erotischen Motiven hermit erklärbar sind, aber eben darum, weil sie meist unbewußt, stets aber unausgesprochen bleiben, nicht im Kampfe klar herausgearbeitet werden. Immer wieder von neuem muß sich das eigentliche Männerbündelelement durchsetzen, Kämpfe um die Idee und damit verbunden um die Personen, die Träger der Idee sind, führen, doch diese Kämpfe erhalten den Bund in „Bewegung“ und geben ihm sein „Leben“. Und alle Werte, die der Allgemeinheit geschenkt werden, sind bedingt durch dieses „Leben“.

Da aber das Erotische unausgesprochen bleibt, der großen Mehrzahl gänzlich unbewußt ist, bewirkt die Unbefangenheit ein um so reineres und schöneres Ausleben des Eros, der, aufgrund der Begleiterscheinung, dann zur treibenden Kraft wird.

Sehen wir also, daß gerade durch das Vorhandensein auch der mehr oder weniger stark zum weiblichen Geschlecht Neigenden (sicher werden 80 bis 90 Prozent der Angehörigen eines solchen Bundes ganz „normal“ eine Ehe schließen) der Männerbund seinen eigentlichen Charakter erhält, so ergibt sich schon von selbst die Unmöglichkeit, aus Homoeroten aufbewußt ausgesprochener erotischer Grundlage einen Männerbund zu schaffen. Die bewußte Betonung der Erotik bewirkt automatisch, daß diejenigen, die sich einem solchen Bunde anschließen, dies um wegen ihrer sexuellen Disposition und von dieser aus auch ein entsprechend geartetes Ausleben sehen — also das Erotische als Ziel und Zweck. Es wird sich — um konkret zu sprechen — etwa folgende Entwicklung vollziehen:

Ein homoerotischer Bund — mit der Präntation eines Männerbundes, d. h. also mit dem Ziele, eine „Bewegung“ zu werden, die Menschen eines bestimmten Geistes zieleht, „Ideen“ geiert, einen Kulturfaktor bildet — wird gegründet. Betonte Voraussetzung für die Mitgliedschaft ist die homoerotische Veranlagung, als Zweck wird ein irgendwie geartetes kulturelles Wirken präpariert mit dem Ziel, so Kulturwerte zu schaffen. Die Menschen, die sich nun zusammenfinden — sowohl sie nicht schon „en famille“ kommen —, suchen und erstreben vorerst ihre persönliche Erlösung, sie, die bisher unter ihrer Veranlagung furchtbar gelitten hatten und noch des erotischen und sexuellen Erlebnisses entbehren mußten. Der Zweck des Bundes ist ihnen, ob sie es eingestehen oder nicht, vorläufig etwas durchaus sekundäres. Sie suchen den Menschen, ihren Menschen.

Dies ist ihr Ziel, von dessen Erreichung ihr Verbleiben im Bunde abhängig ist. Denn was sollten sie dort, wenn sie, genau wie früher, in ihrer menschlichsten Sehnsucht ungestillt verbleiben müßten. Nehmen wir an, dies Ziel ist nun nach einiger Zeit erreicht, die Menschen haben sich gegenseitig gefunden, so hätten wir nun eine Vereinigung einer Anzahl „Familien“. Damit ist bereits das Band gelockert. Denn statt der erotischen Beziehungen, die im wahren Männerbund alle untereinander verknüpfen, stehen hier die einzelnen Familien isoliert — wie ja die Familie als Feind der Gesellschaft

den Mann stets von der Gesellschaft zu isolieren trachtet — verbunden lediglich durch die programmatisch gesteckten Ziele, also nur eine Bindung sachlicher und nicht mehr persönlicher Art. Da weiterhin die brutische Frage — beim Männerbund untrennbar mit der Idee verknüpft — hier gelöst ist, der Geist des Bundes nicht umstritten und daher auch nicht gefährdet ist, brauchen keine Kämpfe ideeller, geistiger Art innerhalb der Gemeinschaft geführt zu werden. Statt Bewegung — höchstens Betrieb, statt Lehren, d. h. Kampf, Revolution. Entwicklung — phüströse Familiensinnlichkeit, sachliche Debatten mit Majoritätsabstimmungen, persönliche Zinkerelen. Im Männerbund sind Personenkämpfe untrennbar mit dem Wesen der ganzen Gemeinschaft verbunden, hier handelt es sich günstigsten Falls um sachliche Meinungsverschiedenheiten, von deren Austragung der Charakter des Bundes unberührt bleibt. Wir hätten hier also dasselbe Bild, wie wenn im gewöhnlichen Leben heterosexuelle sich zu bloem Fachverband mit geselligem Einschlag zusammenschließen. Inwieweit nun auch das gesellige und persönliche Moment betont wird, eine Gemeinschaft, ein Männerbund entsteht nimmer aus einem Zusammenschluß von Familien oder aus Menschen, deren letzter Wunsch es sein muß, in diesem Kreise den anderen Menschen, also doch die Familie zu finden.

Wenn dies nun auch etwas roh und schematisch dargestellt ist und Variationen auch zum Männerbund hin durchaus möglich sind (durch Zusammenwirken vieler Faktoren kann sich das Bild sehr mannigfaltig gestalten, wie in der Praxis überhaupt keine festen Grenzen bestehen), so kommt es doch hier nur darauf an, begrifflich den Unterschied klar zu legen und das Wesen der beiden Arten von Bünden als sich konträr zueinander verhaltend aufzuweisen. Alle Bestrebungen also, die darauf hinauslaufen, durch Zusammenschluß von Homoeroten zu Logen, Wanderbünden & so Wandervogel und ähnlichen Gemeinschaften Männerbünde zu schaffen, von denen kulturelle Wirkungen nicht durch ihre Tendenz, sondern durch ihren Geist auf die Gesellschaft ausgehen sollen, sind als nutzlos zu bezeichnen, als Versuche am untauglichen Objekt.

Unabhängig aber von der Nutzlosigkeit dieser Bestrebungen müssen sie auch als durchaus schädlich für die homoerotischen Bestrebungen abgelehnt werden, weil sie gerade das zu fördern geeignet sind, wogegen sich der ganze Kampf der Homosexuellen richtet, nämlich den gesellschaftlichen Ausschluß. Ist es nicht ein Non-sens, auf der einen Seite zu fordern, daß, abgesehen von allen gesetzlichen Fesseln, auch die Gesellschaft alle Schranken fallen läßt, um auf der anderen Seite sich selbst durch künstliche Absonderung solche Schranken aufzurichten. Soweit es sich um einen Zusammenschluß zur Erreichung politischer Ziele, um Vergnügungsvereine oder sonstige Zweckverbände handelt, tangiert es die Gesellschaft nicht. Ein jeder pflegt sich nach irgendwelchen Gesichtspunkten zu irgendwelchen Zwecken zu organisieren. Hier aber handelt es sich um einen Zusammenschluß von Menschen, die außerhalb der Allgemeinheit, ihre eigene Gesellschaft bilden wollen. Das aber läße eingestehen, daß die Homosexuellen so geriet sind, daß sie ihre eigenen Kreise außerhalb der übrigen Welt brauchen. Geht nicht das Ziel gerade darauf aus, den Standpunkt durchzusetzen, daß es für die Allgemeinheit vollkommen gleichgültig sein müßte, ob die Neigung des einzelnen zum Weibe oder zum Manne gehe, daß dies Privatsache des Indi-

viduums sei, daß man also sein Leben ganz offen so oder so führen könne, ohne daß irgend jemand dies als anormal, naturwidrig, empfinde, sondern es als „Selbstverständlichkeit“ hinzunehmen würde? Ob aber jemand eine Ehe mit einem Weibe oder einem Manne führt, soll seine gesellschaftliche Stellung nicht weiter berühren. Dann kann man aber nicht sich isolieren, sich zu einer eigenen Gesellschaft zusammenschließen. Konsequenz wäre vielmehr, falls man irgendwelche Ziele sozialer, kultureller, künstlerischer Art verfolgt, sich irgend einem Verbände anzuschließen, der diese Ziele erstrebt — denn was gehen diesen meine sexuelle Veranlagung an? —, falls man menschlichen Anschluß sucht, etwa wie in den Logen, sich einer entsprechenden Loge anzuschließen, evtl. auch mit seinem Freunde — denn auch diese pflegen sich ja nicht in ein „normal“ geartetes Eheverhältnis einzumischen.

Es ist auch nicht einzusehen, welche besonderen Eigenarten etwa in separaten Bänden zu pflegen wären. Soweit Homosexuelle auch außer ihrer sexuellen Veranlagung besonders geartet sind, wird eben diese Eigenart in ihrem ganzen Leben, in der Art ihres Schaffens, in der Qualität ihrer Arbeit zum Ausdruck kommen. Soweit aber sich sonst Menschen, die über besondere Charaktereigenschaften oder Fähigkeiten verfügen, zusammenschließen pflegen, etwa ein Bund „gerecht empfindender Menschen“ oder „eifriger junger Mädchen“ oder „kosmisch denkender Oelrichter“, so wenig kann man für die Homosexuellen aus den bei ihnen besonders prägnant hervortretenden, vielleicht sehr guten und nützlichen Eigenschaften die Berechtigung für Bände zwecks besonderer Pflege ihrer Eigenart herleiten. Am Obigen begreift man bereits den Fehler, aus der Tatsache des „Andersseins“ auch die des „Besserseins“ zu folgern. Bei all solchen Versuchen kann man sich des Eindrucks des „Konstruierten und Dekonstruerten“ nicht erwehren. Man fühlt, daß hier der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Jeder möge im Verein mit den anderen seinen Mann stehen und das leisten, wozu er seiner Individualität noch befähigt ist. Aus welcher Geschlechtsveranlagung heraus er seine Art herleitet, und wie er dieser Veranlagung nachgeht, interessiert niemanden.

Nur mit einem Argument ließe sich ein solcher gesellschaftlicher Zusammenschluß und damit auch Abschluß begründen und damit könnten wir zu dem Anfang unserer Betrachtungen zurück — nämlich, mit den augenblicklich tatsächlich noch bestehenden und wahrscheinlich auch noch für lange Zeit andauernden Verhältnissen der gesellschaftlichen Achtung. Nun gut . . . hierfür mögen solche Bände notwendig sein, aber man mache aus der Not keine Tugend und behaupte nicht, Männerbünde damit schaffen zu können. Es werden Vereine sein, gute oder schlechte, notwendige oder unnütze, aber Vereine wie andere auch. Zweckverbände, die eben großen und edlen Zweck dienen, aber eben Zweckverbände. Nochmals: Nennt das Kind beim richtigen Namen, gebt Euch keinen Illusionen hin, laßt der Wahrheit die Ehre! Ihr euf! Euch damit mehr, als wenn Ihr Euch und der Welt vorkäuscht, daß hier Kreise vorhanden sind, aus denen heraus Kulturwerte entstehen oder entstehen können. Eure Aufgabe liegt im Kampf um die Beseitigung aller Schranken, die Euch einengen. Darum schließt man sich zu starken Kampforganisationen zusammen. Gegen die Vereine geselligen Charakters ist nichts zu sagen, solange man eben von ihnen kein Aufhebens macht, sie nicht als irgend etwas „Besonderes“ hinstellt. Denn dies „Besondere“ könnte eben nur in der andersgearteten geschlechtlichen Veranlagung liegen. Das ganze Bestreben richtet

sich aber darauf, den Menschen endlich klar zu machen, daß in dieser Besonderheit absolut nichts „besonderes“ liegt, um ihre so empfindenden Mitmenschen gesetzlich und gesellschaftlich „besonders“ zu behandeln.

Erich Walter

Wie wir beim ersten Aufsatz des Autors bemerkt haben, stimmen wir mit ihm in manchem wesentlichen Punkte nicht überein. In der nächsten Nummer wird hierauf eingegangen werden.

Die Redaktion

Religion Mystik Lebensweisheit

Der mystische Weg Indiens

L

Der Anfang.

Am Anfang geschichtlicher Überlieferung, da der Inder zuerst literarisch zu erkranken ist, also in der Zeit der Veden, der ältesten Weisheit und Literatur Indiens, ist er durchaus lebensbejahend. Er ist Viehzüchter, Nomade, der allmählich zum Ackerbau und zu einer häuslich-patriarchalischen Kultur übergeht. Er hat eine bestimmte Sicherheit als Erscheinung in der Welt der Erscheinungen gewonnen, dadurch, daß er sich und sie in einer festen Ordnung begrenzt. Von dieser Sicherung aus ist auch sein Verhältnis zum Absoluten bestimmt, seine Religion. Sie ist durchtränkt mit jenseitigen Kräften, das mystische Gewebe, das feiner, verzweigter, dichter nach dem Innern zu wird, ist hier noch verhältnismäßig unkompliziert. Es bekennt sich, indem es einfach und derb die einfache und derbe Außenfläche der Welt durchzieht. Verhältnismäßig fest und klar ist diese Welt der indischen Sitten gestaltet. So heißt es von Varuna, dem Gotte des Wassers, in einem Rigveda-Liede:

„Die Lüfte hat mit Wolken er durchwoben,
Ins Roß den Mut gelegt, die Milch in Kühe,
Verstand ins Herz, in Wasserfluten Feuer,
Die Sonn' am Himmel, auf den Fels den Soma,

Die Wolken stürzt er um und löst sie
Zerrinnen in der Luft, nach Erd' und Himmel,
So tränket er, der König alles Lebens,
Die Wesen, wie des Feldes Frucht der Regen.“

Man kann sagen: ein Strahlenbündel des Absoluten trifft die Oberfläche der Erscheinungswelt und durchweht sie. Die so zutage tretenden Kräfte aber werden einer Gottheit zugeschrieben, die man Varuna nennt. Anthropomorph-symbolisch werden diese aus der unbekannteren Tiefe des Lebens aufsteigenden Kräfte zu bekannten, faßbaren Gestaltungen gewandelt. Das Mystische wird so innerhalb des Phänomenal-Wirklichen erlebt und erhält in dieser Sphäre seine Geltung für den Menschen, der dadurch im Jenseitigen umso sicherer gemacht wird. Dichter und Führer wird das mystische Gewebe in

Indrakult. Indra, der Sonnengott, der kriegerische, des Thor der Germanen, umfaßt ein noch stärkeres, kräftigeres Strahlenbündel jenes Absoluten. Er liebt den Soma, das berausende Lieblingsgetränk der alten Indoiraner. Wer mit dem Gott in Gemeinschaft kommen wollte, konnte es durch den Soma, durch den Rausch. Hierin liegt eine Lockerung der sicheren Wirklichkeit, denn der Rausch löst die Phänomene auf, macht sie zu schwankenden Bildern. Er kann den Blödsinn des Spießbürgers enthalten wie die Visionen des Mystikers. Im Somarausche fühlte man sich des Gottes voll, dachte sich den Mond als Sitz dieses Göttertranks und erblickte ihn als goldglänzenden Tropfen am Himmel. Dann sang man den Rigveda-Hymnus:

„Himmel und Erde beugen sich vor ihm; vor seiner ungestümen Kraft erzittern die Berge. Er, der als Somatrinker berühmt ist, der den Donnerkeil im Arm hält, der den Donnerkeil in der Hand schwingt — das, ihr Leute, ist Indra.“

Der den Somapresser und den Speisenkocher, der den Labsänger und den Opferdarbringer mit seiner Hilfe fördert, für den das Opferlied, für den der Soma, für den diese Opferspende hier eine Stärkung ist — das, ihr Leute, ist Indra.“

Die Gemeinschaft mit dem Gotte wird stark sinnlich konkret, phantastisch aufgefaßt. Je älter, desto unbefangener plastischer ist der religiöse Kult.

Allmählich wächst mehr und mehr das Geistige durch. Oder besser gesagt, die dicke Schicht der Wirklichkeit hebt sich allmählich als Materie ab, der bleibende Boden wird dünner, die alte Sicherheit schwindet. Die konkrete Gotteswelt beginnt zu verfließen. Spottlieder und skeptische Gesänge wirken wie alles Metallische, Farbige, abzehrende Lauge.

Gegensüber der starken Betonung des Sinnlichen erfolgt eine tiefere Wertung des Geistigen.

Was man erst ganz verloren im Schleier der Maya und fühlte sich darin sicher, so fühlte man jetzt, daß man ein Gewand anhatte — auch der Körper gehört zu diesem Gewand! — Man wollte nun den Schleier der Maya durchdringen und suchte das zu finden, was sie einhüllt. Dabei entdeckte man die Seele. Zugleich aber sah man Seelisches nicht nur als Gehalt des eigenen Individuellen Maya-Schleiers; man sah Seele überall sich regen in den Gewändern der Maya. Und man entdeckte weiter, daß diese Seelen alle eines göttlichen Hauches sind, daß die Seele des Einzelnen, des Ich, mit der Seele des Du, mit der Weltseele identisch ist. Statt der konkreten Götterwelt trat das geistig-seelische Prinzip. In einem späteren Rigveda-Lied wird auf die Frage nach dem Ursprung dieser Welt, auf das Rätsel, was am Anfang war, folgende Antwort gegeben:

„Dennals war nicht das Nichtsein noch das Sein.
Kein Luftraum war, kein Himmel drüber her. —
Wer hielt in Hut die Welt; wer schloß sie ein?
Wo war der tiefe Abgrund, wo das Meer?“

Nicht Tod war damals noch Unsterblichkeit,
Nicht war die Nacht, der Tag nicht erkennbar. —
Es hauchte windlos in Ursprünglichkeit
Das Eine, außer dem kein andres war!“

Schwärmern bei der schwindeln machenden Größe der Frage, tastend wagt der Dichter in kühnen Bildern sich weiter. Jenes Eine ist Geistiges, das aus sich

Kāma hervorgehen läßt, die „Zeugungskraft“, „Liebe“, „Stammesgeist“. Kāma ist der Vermittler des Selenden. Vom „Einen“ heißt es weiter:

„Aus diesem ging hervor, zuerst entstanden
Als der Erkenntnis Samenkeim die Liebe; —
Des Daseins Wurzelung im Nichtsein fanden
Die Weisen, forschend in des Herzens Triebe!“

Die Weisen, wollen die letzten beiden Verse besagen, suchten nach der Herkunft des Selenden, das im Nichtsein verstrickt ist und fanden es, als sie auf ihr eigenes Ich zurückgingen. Das ist das gleiche Ergebnis, das nach Jahrtausenden ein Dichter so ausspricht:

„Ihr folgtet falscher Spur,
Denkt nicht, wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?“

Hier geschieht die entscheidende Wendung ins Mystische. Die Seele zieht sich auf sich selbst und in sich selbst zurück, schließt die Augen und folgt der eignen inneren Melodie.

Aber da holt sie erst in weiter weiter Ferne den letzten Klang. So ist ihr Weg zu ihm noch mühselig und lang. Den Weg zu machen gilt ihr Streben Jahrtausende hindurch. Der Weg? Es sind viele Wege geworden, die wunderlichsten und klünstesten, die man sich denken kann. Sie führen durch Tief- und Aberswitz des Opfers, über die Höhen indischer Philosophie und durch das Erlösungsevangelium des Buddhismus.

Von den „Brahmanas“, der Weisheit der Brahmanen, das indischen Lehren vom Opfer, hat Max Müller einmal gesagt: ihr Hauptinhalt sei „theologisches Gefasel“.

Und vom Standpunkt des rationalen Europäers, eines internationalen Professor-Gentleman hat er Recht. Nur daß man damit der Opfermystik des Inders ewig fremd bleibt.

Mystik und Wahnwitz sind so nahe verwandt wie Genie und Wahnsinn. Wo mystische Prozesse mechanistisch werden, wo also nicht mehr der starke Wille zum Absoluten die Dinge die da getan werden befehlt, da laßt die Türhölle zu und die Brahmanas sind wohl oft in solche ungeraten. Sie zeigen teilweise das frühe Permutationsspiel mit Zahlen, Worten und Begriffen, in das Geisteskranke verfallen. Aber daneben darf man die Größe des Gedankens nicht vergessen, der sie bewirkt: sich im Opfer zu verlieren, hinzugeben ans Letzte und darin unter- und aufzugehen.

Die Brahmanas sind was das Libretto zur Oper, das Kochbuch zum festlichen Mahle ist, oft noch weniger. Wer bloß das Libretto liest und nicht die Melodie mihört, dem bleibt alles nur — Gefasel.

Freilich, eine gefährliche Melodie! Denn außer ihr lauert der Wahnsinn. Der Sinn des Opfers geht ans Grenzenlose. Die Seele des Inders zeigt hier schon jenen Drang zum Überspringen aller Grenzen, zu jenem Glauben, daß das Ich und die Welt ohne Anfang und Ende sind, der dann später in der Seelenwanderung und dem Kreislaufe des Samsara seinen vollendeten Ausdruck findet.

Der Mensch ist das Maß der Dinge überall da, wo von ihm aus die Sicherheit der Welt gesetzt wird; in allen vedischen Inden ist dies der Fall. Mit der Brahmanenzeit schwindet dieser Gedanke völlig. Die Dinge sind nicht

mehr wichtig in ihrem Verhältnis zum Menschen, sie werden wichtig an und in sich. Diese Auffassung gibt dem Opferkult ein eigenartliches Gepräge. „Ob eine Handlung nach links oder nach rechts hin zu geschehen hat, ob ein Topf an diese oder jene Stelle des Opferplatzes gestellt wird, ob ein Grashalm mit der Spitze nach Norden oder nach Nordosten hingelagt wird, ob der Priester vor oder hinter das Feuer tritt, nach welcher Gegend er das Gesicht gewandt haben muß, in wie viele Teile der Opferkuchen zu zerlegen ist, ob die Butter in die nördliche oder in die südliche Hälfte oder in die Mitte des Feuers gegossen werden soll, in welchem Augenblick die Hirsagung irgend eines Spruches, die Absingung irgend eines Liedes zu erfolgen hat, — das sind Fragen, über welche Generationen von Meistern der Opferkunst nachgedacht haben.“ (Winternitz)

Dem alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis und alles symbolisch genommen weist aufs Unvergängliche. Genau so viel als der Wind weht, genau so viel Sandkörner werden verweht und die Düne umgestaltet; vom Kleinsten geht die Gestalt zum Größten und was einmal gewirkt war, es bestimmt unbedingt die Welt für alle Zeiten mit. Von hier aus versteht sich die kosmische Gewalt, die der Inder im Opfer empfand.

Alles Opfer will, daß der Opfernde etwas von sich aufgibt. Das kann zunächst ein Teil sein, aber auch auf Ganze gehen. Opfer bedeutet Hingabe. Soviel ein Mensch zu opfern vermag, so nahe steht er dem All. Das „Strafmanu der hundert Pfade“ sagt:

„Wahrlich, wer sich zum Opfer weht, der weht sich für das All; denn erst auf das Opfer folgt das All; indem er die Vorbereitungen zu dem Opfer trifft, für das er sich weht, schafft er aus sich heraus das All.“

Er macht die Kräfte des Absoluten in sich frei und trägt in sich die Fülle des Seins. Wer so opfert, für den ist Opfer Hingabe und — Gewinn.

Solchen Sinn hatte das große Opfer ägyptischer Könige wie das Allhebe-Opfer indischer Rajas. Es ist nicht mehr das Opfer des Knechtes, der die zornende Gottheit besänftigen will (Jehova!), nicht mehr das einseitige Opfer der Veden; es ist gewandelt.

Der moderne Durchschnittsmensch mit seiner Hasi, Hier, Angst, glaubt durch das Opfer zu verlieren. Darum ist er wenig opferbereit, ist ungenügsam. Obwohl ein neuer Dichter es ausgesprochen hat: „Erst seit ich ganz mich gab, hab ich mich ganz.“ Nur die großen Einzelnen der Gegenwart empfanden den gleichen tiefen Sinn des Opfers. Goethe, wenn er sagt:

„Im Grenzenlosen sich zu finden
Wird gern der einzelne verschwinden.
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt härtestem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.“

Und in einer ganz andern Färbung das Opfer des Ichs in Tristan und Isolde des Liebestod. Einer opfert sich dem andern:

„Ertrinken,
Versinken —
Unbewußt —
Höchste Lust!“

Das sind Opfer, ganz nahe der indischen Selbstaufgabe und doch im Weg verschieden. Solang der Weg dauert, solange währt die Verschiedenheit. Erst im letzten sind sie sich alle gleich.

Die Welt des Opferers aber ist jenseits von Gut und Böse; denn alle Dinge sind in sich geworfen. Daher ist der Opferrnde schamlos und amoralisch. Er kennt Sitte und Unsitte nicht.

Manche Menschen, wohl die Mehrzahl, haben sich durch das Opfer nur vorbereitet. In jene grenzenlose Stimmung versetzt, die nur noch alles und nichts als wertvoll anerkennt.

Vier Lebensstufen führten schließlich zu dieser letzten hin. Die erste war die des Jungen, werdenden, Lernenden, des Brahmachärin, der als Schüler im Hause eines ihm vorbereitenden Brahmanen den heiligen Veda lernte. Seine zweite Lebenspflicht war die des Grhastha: Hausherr zu werden, eine Familie zu gründen und Nachkommenschaft zu erzeugen. Darnach aber, wenn die Kinder herangewachsen waren und der Mensch der Forderung und Förderung dieser Welt genügt hatte, sollte er ein Vanaprastha, Einsiedler im Walde werden, steigende Kastelung üben und die Dinge dieser Welt nach und nach abwerfen lernen. Bis er schließlich, von allen irdischen Banden gelöst, auch nicht mehr an Zeit und Raum hängt, die Einsiedelei verläßt und als Samnyasin, als Pilger, umherwandert, lebend von Almosen, tragend in sich die Sterne der Unendlichkeit.

Der Lebensweg wird so notwendig Weg der zur Mystik führt. Der Mensch, der die Tiefe des Opfers erfahren, mußte sein Leben in besonderer Weise enden. Wer durch den Veda geweicht war, mußte zuletzt so leben, daß sein Ich nur noch empfunden wurde als ein Teil des großen Seins und in diesem harmonisch ruhte. Mit steigender Klarheit sollte sein Leben unter dieser Idee zum Ausdruck kommen und der Mensch im hohen Alter der letzten hohen Weisheit der Veden teilhaftig werden. Er sollte, nachdem er den ganzen Veda studiert, jetzt das Veda-Ende, den „Vedānta“ kennen lernen.

Dazu dienten die Bücher, die man Upanishaden, „Geheimlehren“, oder Aranyakas, „Waldeinsamkeitsbücher“, nannte; denn der Waldeinsiedler holte sich aus ihnen die Kenntnisse zur letzten Vollendung.

Diese Bücher sind ebenso der Philosophie wie der Mystik voll. Sie bieten Philosophie des Metaphysischen, durchtränkt vom Willen zur Erlösung. Was ist das anderes als Mystik?

(Fortsetzung folgt)

Paul von Puffitz

Aus: Rabindranath Tagore: „Gitanjali (Liedesopfer)“, Kurt Wolff, Leipzig, 1914.

ICH HABE die Ladung gehabt zum Fest dieser Welt,
und so ist mein Leben gesendet. Meine Augen haben
gesehen, meine Ohren gehört.

Mein Teil auf diesem Feste war, mein Instrument
zu spielen, ich habe alles, was ich konnte, getan.

Nun frag ich, ist endlich die Zeit mir gekommen, wo
ich eintreten darf und dein Antlitz sehen und dir schwellend
bieten meinen Gruß?

Völker und Sitten

Aus Mekka,

der heiligen Stadt des Islam, dem „westarabischen Babel“,
dem Nabel der Erde

Wie bitterwenig der Deutsche von den morgenländischen Völkern weiß und zu wissen für nötig erachtet, wie gering sein Bedürfnis ist, vom Wesen des Islam Kenntnis zu nehmen, erscheint bei seinem sonstigen unbestreitbaren Bildungsbedürfnis wahrhaft erschrecklich. Ein Beispiel für viele. 1903 erschien ein Werk von Dr. R. Eberlein, Professor an der tierärztlichen Hochschule zu Berlin. „Leitfaden des Hufbeschlages“, mit 204 Abbildungen und 2 Tafeln, Berlin, Verlag Dr. Adolph Schulz, S., Blücherstr. 32, VIII und 247 Oktavseiten stark. In diesem Buche, aus dem unsere Fach- und Fortbildungsschüler ihre Weisheit schöpfen sollen, liest man im Abschnitt „der orientalische Beschlag“, Seite 149: „Der Hufbeschlag der Völker des Orients hat sich unabhängig von dem des Abendlandes entwickelt. Derselbe ist schon sehr alt und soll bereits zur Zeit der Hedschra, 622 v. Chr., von den Arabern ausgeführt sein.“ Hier wird spielend, durch einen einzigen Buchstaben, der Islam um 1244 Jahre älter gemacht, als er in Wirklichkeit ist. Denn das v. muß in n. verwandelt werden. Den Fehler als Druckfehler zu entschuldigen geht nicht an. Nicht nur bezeichnet der Verfasser den Hufbeschlag der Völker des Orients ausdrücklich als „sehr alt“, sondern die gleiche falsche Altersangabe zieht sich auch durch alle folgenden Auflagen. In der 4., verbesserten und vermehrten Auflage, mit 325 Abbildungen und 3 Tafeln, Berlin 1910, Verlag W. Manustadt & Co., steht sie Seite 171. Dabei ist das Werk mit Unterstützung von zwei königlich preussischen Ministerien, dem für Handel und Gewerbe, sowie dem für Landwirtschaft, Domänen und Forsten herausgegeben und vom Bunde deutscher Schulde-Itinungen als Leitfaden für den Unterricht im Hufbeschlage in den Fachschulen angenommen. Bei solch geringer Bewertung selbst der elementarsten Tatsachen aus der Geschichte der Völker des Morgenlandes können schlechte Urteile und ungerechtfertigte Ansichten über den Orient keinen Denkenden mehr in Erstanen setzen und es ist kein Wunder, daß man solchen überall und immer wieder begegnet, wenn vom Islam oder von Islamvölkern geredet wird. Solche Urteile und Ansichten sind völlig wertlos. Was hier aus Mekka, der heiligen Stadt der Muhammedaner, dem Horte der Kaaba, der Geburtsstadt des Propheten Muhammed, dem „westarabischen Babel“, dem „Nabel der Erde“ mitgeteilt wird, beschränkt sich daher auf rein Tatsächliches unter völliger Nichtachtung all der Vorurteile, die Unkenntnis und Karzsichtigkeit des Abendlandes, selbst in Hinsicht auf Verhältnisse der eigenen Heimat, den Dingen vielfach anzuhängen sich so unsig beflissen zeigen.

Schon seit vorislammedanischer Zeit wandern aus dem Kaukasus Kraben und angebende Jünglinge über Konstantinopel als Sklaven nach Mekka (arabisch Om-el-Kara, Mutter der Städte) ein, kommen hier aber nicht auf den Sklavemarkt, wie Nezer und Hariten, sondern verdienen sich bei vor-



Ein vornehmer arabischer Kaufmann, Bevollmächtigter des Orellscheids, in Mekka,
mit seinem türkisch-syrischen Bediener und Liebhaber um 1860 (nach Snouck).
Sieh den Aufsatz „Aus Mekka“

nehmen Herren als Kammerdiener oder als Lieblinge. Die tscherkessischen Lieblinge genießen gewöhnlich guten Unterricht und erwerben sich auch, falls ihre Herren Geschäftsleute sind, leicht wertvolle praktische Kenntnisse. Wenn sie dann das reife Alter überschritten haben, werden sie in der Regel von ihren Herren freigelassen und es wird ihnen selten schwer, als Agenten ihrer Patrone sich heraufzuarbeiten oder zu selbstständigen Kaufleuten sich weiterzubilden. Von dem in unserem Bilde mit seinem tscherkessischen Sklaven und Liebling dargestellten vornehmen Kaufmann, der zugleich Bevollmächtigter des Großschiffs (Nachkomme Muhammeds) von Mekka, Aun ér-Ratif, war, wurde in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erzählt, daß er mehr als ein Dutzend „pensionierte“ tscherkessische „Leibdiener“ in verschiedenen Geschäften Mekkas gut untergebracht habe. Nicht alle Araber sind so treu und anhänglich. Einer der berühmtesten Rezitierer des Koran in Mekka stand zur selben Zeit im Ruf, so maßlos der Knabenliebe ergeben zu sein, daß kein Junge vor ihm sicher war. Leider werden uns die Namen beider Männer vorenthalten. Nach Zwemer scheint der knabenliebende Mekka-Araber nicht davor zurück, seiner Neigung sogar in der heiligen Moschee nachzugehen und die Araberquartiere Mekkas bilden nach ihm ständlg den Schauplatz eines nächtlichen Karnevals verliebter Freuden, besonders aber dann, wenn die Mekka-Pilger wieder abgezogen und die Einwohner Mekkas von der frischen Beute ihres Handels reich geworden sind.

Schon zur Zeit Muhammeds gab es in Mekka „Lotterböben“, die Verkehr mit Männern suchten. Aus diesen bildete sich allmählich eine besondere Klasse weiblich gearteter Sänger heraus, die Zunft der Mochannatyn, an die sich die elegante Jugend gern heranrägte. Ein Mochannat erscheint in weiblicher Tracht, meist in weiten, grell gefärbten Fraucengewändern, hat die Hände mit Henna gefärbt, trägt die lange Haar geflochten und singt unter Begleitung der Handtrommel oder von Kastagnetten; auch herausfordernde Tänze werden von ihm ausgeführt. Wie alles in der Welt den Keim der Ausartung in sich trägt, hat die Zunft der Mochannatyn ihn und wieder überhandgenommen und die Öffentlichkeit allzusehr beschäftigt, so daß den Behörden strenges Vorgehen erforderlich schien. So setzte ein Statthalter von Mekka auf jeden Mochannat einen Preis von 300 Dirham (etwa 300 Francs) und wies alle Eingebrochenen aus Mekka aus. Aber die Zunft der Mochannatyn war nicht auszurotten; sie bestand allen Vorbeugungen zum Trotz weiter und besteht noch heute.

Wie die elegante Welt hat auch die Hefe des Volkes in Mekka ihre eigenen Belustigungen. Dies zeigt sich besonders bei Festen der Heiligen, wie dem Fest von Sitaw Mejmuna, „unserer Herrin Mejmuna“, einer der Frauen des Propheten Muhammed, im zweiten Monat des Jahres. Ihr Orak liegt auf dem Wege von Mekka nach Medina. Bei diesem Fest finden sich hartlose schöne Knaben ein, die, zum Teil halb weiblich gekleidet — die Ma w a l l i n and Ra q q a c i n. — durch ihren Tanz und Sang die männlichen Besucher, die zu ihrer Reise meist andere Kleidung als ihre gewöhnliche städtische Tracht angelegt haben, unterhalten. Leicht wird die Eifersucht leidenschaftlicher Liebhaber schöner Knaben aufs stärkste erregt und auch diese Feste arten dann bisweilen aus. Es ist schon vorgekommen, daß der Streit um den Gegenstand ihrer Eifersucht unter den Pädcasten zu Raufereien führte und einige der Kämpfer ihr Leben auf der Wahlstatt gelassen haben. Um derartigen Un-

gehörigkeiten vorzubeugen, werden heutzutage an den Jahresfesten der Heiligen zu deren Gräbern starke Polizeiwachen entsendet.

Uleichgeschlechtliche Liebe ist auch unter den moekkanischen Frauen nichts Ungewöhnliches. Die Tribaden, unter ihnen auch Ehefrauen, pflegen ihre weiblichen Lieblinge, ihre Karimah's, zu geselligen Partien mitzunehmen. Meist sind das junge Mädchen aus der Stadt, seltener Sklavinnen.

F. K.-H.



Der verliebte Dichter

Eine arabische Novelle des Ibn Haggel

(Taki-eddin Abu-Bekr Ibn Haggel, † 1433)

Einst lebte in Afrika ein Dichter, der zu dem schönsten seiner Sklaven in heißer Liebe entbrannt war. Der Sklave jedoch setzte ihm Widerstand entgegen und giß ihm kesssichtlich aus dem Wege.

In einer Nacht, als der Dichter allein war, um sich ungestört dem Weingenusse hinzugeben, dachte er recht lebhaft an seinen bildschönen Geliebten und überlegte hin und her, auf welche Weise er ihn wohl für seine schroffe Kälte und seinen eigensinnigen Widerstand strafen könne. Und da der Wein sein Gehirn mehr und mehr umhelle, erhob er sich plötzlich, überwältigt zugleich von der doppelten Trunkenheit der Liebe und des Weins. Er ergriff eine brennende Fackel und legte sie an der Tür des Hauses seines Sklaven nieder, auf daß der Schöne samt seinem Hause verbrenne. Schon züngelten die Flammen an der Tür des Sklavenhauses empor . . . da eilten Leute herbei, um das Feuer zu löschen. Der Dichter ward ergriffen, und bel Tagesanbruch dem Richter vorgeführt. Dieser fragte den Angeklagten: „Was hat dich veranlaßt, das Haus deines Sklaven in Brand zu stecken?“ Der Dichter gab seine Antwort mit folgenden Versen:

„Da mir der Spröde ständig widerstrebt
Und mir doch immer heißer das Feuer
In meiner Brust entzündete, da fand ich
Kein Mittel mehr, der Liebe zu entfliehn,
Und auch kein Mittel, das mir Schlaf gebracht:
Und also ging ich hin vor seine Tür
Und ließ mich nieder, wie ein treues Roß
Sich hinstreckt vor die Schwelle seines Herrn.

Da lag ein Funke ohne mein Begehren
Vom Glutball meines Herzens fort, ein kleiner,
Kaum wahrnehmbarer Funke; dieser steckte
Die Tür in Brand; mein eigener Wille hat
Mit diesem lächerlichen Brande nichts zu tun!“

Der Richter hatte an dem Dichter sein Wohlgefallen. Die Ausrede fand er höchst erdacht und die Verse entzückend. Durch das Geschick des unglücklichen Verliebten geführt, bezahlte er für diesen die Strafe und gab ihn der Freiheit zurück.

Hans Bethge, „Arabische Nächte“, Leipzig, Inselverlag, 1912, hat Seite 89/90 es nötig befunden, den schönen Gellebten des Dichters, nach dem Vorgange des Genfers Jean Monbert 1819, zur Rettung der „Sittlichkeit“ auf Kosten der Wahrheit in eine schöne Sklavinnen umzuwandeln.

P. K.-H.

* * *

Der Spiegel

(Fortsetzung)

Dunkler Raum. Im Hintergrund nichts als ein großer Spiegel

Redende Figuren: der Feminine, der Invertierte — der Geliebte, der Liebhaber — der Lebemann — der Helfer, das Weib, der Mann — der Meister.

Der Geliebte: Oft stehe ich einsam und sinnlos, während meine Kameraden herumtollen. Meine Stirn brennt mir von tausend Fragen, auf die ich die Antwort nicht finden kann, und sonderbar verwirren sich dabei in mir die Gedanken. Ich fühle, wie ich von einem Rätsel zu das andere laufe. Meine Fragen beziehen sich auf Gott und auf die Welt, auf die Menschen und auf tausend Dinge. Ich habe gesehen, wie junge Tiere vor einem ungewohnten Gegenstand zusammenschauern. So bestaunen mich ungezählte Dinge, seit meine Vernunft erwacht ist und ich denken kann.

Ich weiß nur, ein schwerlastendes Geheimnis ruht über den Menschen und über allem Leben. Ich beobachte oft, daß, wenn Männer und Frauen zusammen sprechen, ein Anderes über beiden schwebt, das ihre Worte und ihre Gebärden leitet. Und dieses Andere finde ich überall, wohin ich auch immer meine Schritte lenke. Selbst aus der Natur und aus den Dingen schreit es mir entgegen. Es ängstigt mich und erfüllt meine Träume. Gern wollte ich es nicht sehen, nicht hören, weil ich sein Rätselwort immer finden kann. Aber dann tauscht es in meinem eigenen Blut auf.

So manches Mal sinne ich darüber nach, was wohl Gott sein mag, was das Leben bedeutet und ob es ein Jenseits gibt. Ich vermag nicht zu begreifen, daß man leben kann, ohne diese Dinge zu wissen: Zu Zeiten macht es mir den Eindruck, als ob die Erwachsenen alles wüßten und als wollten sie mir nicht alles sagen; dann wieder empfinde ich, daß sie gar nichts wissen.

Was ist das: „erwachsen sein“? Wird man ein anderer Mensch? Ich kenne mich, ich habe mich selbst gewonnen. Ich will nicht ein anderer Mensch werden. Wird man größer? Ich habe gesehen, wie sie anders gesprochen und anders gehandelt haben. Ich habe darunter gelitten. Ich habe nicht mehr meine Eltern, nicht mehr meine Lehrer gerade ansehen können, so habe ich mich geschämt vor den Erwachsenen um ihre Weisheit. Damals ist mir ein Himmel zusammengebrochen . . . nichts hat man an seine Stelle

gesetzt, nichts hat man mir erklärt; man hat garnicht meine Verzweiflung bemerkt!

Lebe ich zu meinen Eltern und trage sie, so vertiefen sie sich nicht in den Sinn meiner Worte. Ihre Liebe zu mir ist groß, aber dies ist nicht die Liebe zu meiner Art. Schwer ringe ich mit dem Ausdruck, nur wenn meine Art liebt und fühlt, kann mich verstehen. Sie können mir nicht helfen, auch wenn ich ihr einziges Kind und ihr ganzes Glück bin. Wo bist du, der in unablässiger, sorgender Liebe meine Art ganz in sich selbst findet?

Was mir meine Lehrer mitteilen, ist kalt und ohne Beziehung zu mir. Bestenfalls stillt es manchmal meine Neugier, meistens ist es mir wider, und ich wügte daran. Wo bist du, der mir Wissen reichen kann, das ich in mir erlebe, das meinen Geist wachsen läßt und meine Seele wahrhaft bereichert, der in sorgender Liebe für die eigene Art mir die Dinge zu deuten weiß?

Was ist das „ein Mann sein“? Ich glaube es ist, „ich“ bleiben, ganz und gar „ich“, und stark werden und groß, und mit beiden Füßen fest auf dem Boden stehen, als wäre man aus Erz gegossen, doch über seinem Haupte Adlerschwinge rauschen hören.

Du, hilf mir, ein Mann zu werden, wenn ich den Weg verliere und schwach werde! Entwickele mein Wesen, von dem du allein jede Falte kennst. Du greiffst nicht mit plumpen Händen hinein. Dir will ich all meine kleinen Sorgen mitteilen und auch kleinen großen Kummer. Du wirst mich niemals mißverstehen, niemals auslachen. Vor dir brauche ich mich nicht zu schämen, meine Art hast du ja in dir, du mein Bruder, mein Freund, mein Lehrer, mein Liebhaber! Du allein kannst über mich richten, vor deinem Urteil der Liebe will ich mich beugen, und schämen will ich mich um deinetwillen, wenn ich mich auf unrecten Wegen ertappe, denn ich weiß, daß deine Lippen zittern würden, wenn du es wüßtest.

Stühle auch meinen Körper zur Mannbarkeit, wie du meinen Geist und meine Seele stützt. Unsere Leiber laß einen Teil der Natur sein dort draußen unter den rauschenden Bäumen am See. Riegen, schwimmen und rudern wollen wir dort. Du sollst mein Meister sein. Und von Sonne durchglüht und Lebenskraft durchströmt, wollen wir im trauten Gespräch abends heimfahren, und du sollst mir von unserem Volke und von unserer Heimat erzählen.

Langsam schweigt der Spiegel, dann erscheint auf ihm das Abbild des Geliebten selbst: der Ephebe in seiner heißen Lieblichkeit, ein jugenhafter Trotz drückt sich besonders auf dem Munde aus und läßt den süßen Keim werdender Männlichkeit im Binsen ahnen. Strahlen — Gedanken, Wünsche — gehen von seinem Haupte aus, aber treffen auf kein Ziel ein Farben- und Feuerpiel von unerhörter Schönheit. Die Brust erscheint durchsichtig. Die Quelle des Lichtes ist eine zarte, rechte Flamme, die in der Herzgegend des Jünglings glüht.

Erst malt sich Melancholie auf seinen Zügen, dann Verzweiflung.

Das Abbild im Spiegel altert. Die Strahlen werden schwächer ausgehend, verschwinden schließlich ganz. Die zarte Flamme, die umhüllt und begehrt geliebt ist, löscht ein scharfer Windzug aus, der von draußen zu kommen schien.

Die Züge lazen jetzt nur Skepsis, Gleichgültigkeit, Freude am gemeinen Vergnügen und am Erwerb erkennen.

René Stiller

(Wird fortgesetzt)

Aus: Rabindranath Tagore: „Der Gärtner“, Kurt Wolff, Leipzig, 1914.

ICH BIN FRIEDLOS. Ich bin durstig nach fernem Dingen.

Meine Seele schweift in Sehnsucht, den Saum der dunklen Weite zu berühren.

O großes Jenseits, o ungestümes Rufen deiner Flöte.

Ich vergesse, ich vergesse immer, daß ich kein Schwingen zum Fliegen habe, daß ich an dieses Stück Erde gefesselt bin für alle Zeit.

Ich bin voll Verlangen und wachsam, ich bin ein Fremder in fremdem Land.

Dein Odem kommt zu mir und räumt mir unmögliche Hoffnungen zu.

Deine Sprache klingt meinem Herzen vertraut wie seine eigene.

O Ziel in Ferne, o ungestümes Rufen deiner Flöte!

Ich vergesse, ich vergesse immer, daß ich den Weg nicht weiß, daß ich nicht das beschwingte Roß habe.

Ich bin ruhelos, ich bin ein Wanderer in meinem Herzen.

Im sonnigen Nebel der zögernden Stunden, welch gewaltiges Gesicht von Dir wird Gestalt in der Bläue des Himmels!

O fernstes Ende, o ungestümes Rufen deiner Flöte!

Ich vergesse, ich vergesse immer, daß die Türen überall verschlossen sind in dem Hause, wo ich einsam wohne.

* * *

„KOMM ZU UNS, Jüngling, sag aufrichtig, warum Wahnsinn in Deinen Augen ist?“

„Ich weiß nicht, von was für einem wilden Mann ich Welt getrunken habe, daß dieser Wahnsinn in meinen Augen ist.“

„O Schand!“

„Ja, manche sind weise und manche töricht, manche sind wachsam und manche sorglos. Es gibt Augen, die lächeln, und Augen, die weinen — und Wahnsinn ist in meinen Augen.“

„Jüngling, warum stehst Du so still im Schatten des Baumes?“

„Meine Füße sind matt von der Last meines Herzens, und ich stehe still im Schatten.“

„O Schand!“

„Ja, manche gehen weiter ihres Weg und manche zaudern, manche sind frei und manche gefesselt — und meine Füße sind matt von der Last meines Herzens.“

Mitteilungen

In allen inneren Angelegenheiten und mit den Manuskripten werde man sich möglichst schriftlich an die Redaktion (Manuskripte möglichst Maschinenschrift), in Fragen des Bezugs und des Inseratenwesens an den Verlag. Wir ersuchen dringend darum, Pseudonyme und postlagernde Korrespondenz zu vermeiden, da sich dies mit unserem Ziel nicht in Einklang bringen läßt und die Wirkung unserer Arbeit dadurch abgeschwächt würde. Jeden Sonntag Vormittag zwischen 11 und 12 $\frac{1}{2}$ Uhr wird wenigstens einer von uns sich Besuchern auf schriftliche Anzeigung hin zur Verfügung stellen.

Die Lagen: Austrif in No. 1 des „Uranos“ und No. 1 der „Freundschaft“ von Anfang Januar d. J.: Alle Briefe sind von jetzt ab an Herrn Professor Karach, Charitnienburg, Kneisebeckstraße 92, zu richten. Es wird ersucht, Postlageradressen in Zukunft möglichst zu vermeiden.

Wenn unsere Bestrebungen sympathisch sind, der möge sie uns durch Werben von Abonnenten und Mitarbeitern in jedem Sinne weiterhin möglich machen.

Bezugsbedingungen

Vierteljahrsabonnement im Inland Mk. 15.— bei Zusendung unter Streifenband, Mk. 18.— unter Briefumschlag; für das Ausland kommt das betreffende Porto hinzu.

Die Redaktion

Aufruf

An alle Homosexuellen Deutschlands

erzählt der Ruf, eingedenk zu sein ihrer hohen Pflicht, mit angespannter Kraft für die Erlösung ihres Standes zu arbeiten zu kämpfen für die volle menschliche und bürgerliche Freiheit jedes Angehörigen in Gegenwart und Zukunft.

Auf Jahrzehnte hinaus, vielleicht für ein ganzes Zeitalter, wird jetzt das Schicksal derer geschmettert, die eine dunkle Fügung der Natur darauf anweist, ihre tiefste Inbrunst an Menschen zu verströmen, die gleichen Geschlechts sind wie sie. Was die Natur ihnen befehlt — Unverstand und denkträge Gehässigkeit schmäht es als „wider natürlich“. Weil eure Natur, Homosexuelle, „wider die Natur“ ist, darf die Gesellschaft euch achten — dieselbe Gesellschaft, die mit der idealen Forderung vom „Schutze der Minderheiten“ in allen Gassen der Politik hantieren geht; weil einer unverkünsteltes, ehrliches Dasein angeblich „Gesetzen“ des Daseins zuwiderläuft, darf der Staat mittels seines Strafrechts euch knechten. Weil, wie es in der „Begründung“ zu jenem jüngsten „Entwurf“ der Herren Joel, Ebermayer, Cormann, Benke heißt, „Verfehlungen dieser Art dem gesunden Empfinden des Volkes verwerflich erscheinen“, sind es „Verfehlungen“!

Ihr wißt, Homosexuelle, was es mit den Gründen und Beweggründen eurer Gegner auf sich hat: Ihr wißt auch, daß eure Führer und Sachwalter sehr Einzelgänger unermüdlich an der Arbeit sind, die Vorurteile zu zerstreuen, die Wahrheit zu verbreiten, eher gutes Recht euch zu erstreiten (und ganz ohne Erfolg sind diese Bemühungen ja nicht zehltend); aber schließlich müßt ihr es euch selber erkämpfen, schließlich müßt ihr Recht euch einzig als die Frucht eigener Anstrengungen in den Schoß. Die Befreiung der Homosexuellen kann nur das Werk der Homosexuellen sein.

Eure Aufgabe ist zweifach. Einmal gilt es, Erkenntnis in euren Lebenskreisen unauflöslieh, doch mutig zu verbreiten; zum andern: den Männern eures Vertrauens die materiellen Mittel an die Hand zu geben, die sie brauchen, um den Freiheitskampf mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Dieser Kampf ist wahrlich schwer; ansichtslos ist er nicht. Eine bedeutende Anzahl bedeutender deutscher Denker und Künstler, Forscher und Aerzte, Juristen und Staatsmänner, Kulturpolitiker und Schriftsteller der verschiedensten Richtungen, Schulen und Parteien, vielfach Persönlichkeiten von internationalen Ruf, haben unsere Petition unterzeichnet und damit vor aller Welt bekannt, daß sie sich unserer Forderung anschließen, das Strafgesetz „dahin abzuändern, daß sexuelle Akte zwischen Personen desselben Geschlechts, ebenso wie solche zwischen Personen verschiedener Geschlechter, nur dann zu bestrafen sind, wenn sie unter Anwendung von Gewalt, wenn sie an Personen unter 16 Jahren, oder wenn sie in einer öffentlichen Aergernis erregenden Weise vollzogen werden.“

Diese Unterstützung unserer Sache durch einen erheblichen Teil der geistigen Führerschaft der Nation verpflichtet uns, allen Anfeindungen und Widerständen zum Trotz auszuharren in unserem guten Kampfe; helfi uns ihn (Miren) Wir müssen die Petition in viel größerem Umfange versenden als bisher, wir müssen die Presse systematisch bearbeiten, wir müssen Aufklärungs- und Werbevorträge in den wichtigsten Städten arrangieren, kurz: wir müssen einen Apparat der Propaganda entfallen, wie er, zumal unter heutigen Verhältnissen, ohne beträchtliche Geldmittel nicht zu entfallen ist. Verzichtet wir auf diesen Apparat, verzichten wir darauf, den bereits erzielten Erfolg auszuwerten und weiter auszubauen, so schrumpfen die Chancen unseres Sieges sehr bedenklich zusammen.

Glaubt nicht, Homosexuelle, daß es uns Vergnügen macht, immer wieder an euren Ohrsinn zu appellieren und eure Hilfe in Anspruch zu nehmen. Aber was bleibt uns übrig? Sakt selbst, was uns übrig bleibt! Und schließlich: Helft ihr uns, so helfi ihr euch!

Dies Vertrauen müßt ihr haben und dies Vertrauen dürft ihr haben. Enttäuschen wir es, so beruft uns ab; laßt ihr uns an unserem Platze, so erwidert es uns, ihn auszufüllen.

Der Aktions-Ausschuß für die Besetzung des § 175 R.-St.-G.-B.

Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, Rechtsanwalt Dr. Theodor Ahrens, Adolf Brand, Max H. Danielson, Peter Hamecher, Dr. jur. Kurt Hiller, Prof. Dr. phil. K. F. Jordan, Hans Kahnerl (Janus), Rechtsanwalt Dr. Walther Niemann, Georg Plock, Rechtsanwalt Dr. Ernst Emil Schweitzer, Dr. med. Arthur Weil.

Alle Spenden sind zu richten an die Deutsche Bank, Neuostrer-Kasse G. Berlin W9, Potsdamer Straße 127-128, für das Konto des Rechtsanwalts Dr. Walther Niemann mit dem Kennwort „Aktions-Ausschuß“ oder an den Verlag dieses Blattes. Ueber die eingegangenen Spenden wird unter vollem Namen oder einer Chiffre (je nach Wunsch) öffentlich quittiert.

URANOS

DEM KOMMENDEN TAG

:: FÜR EIGENE WELTDEUTUNG! ::
FÜR FRUCHTTRAGENDE LEBENSHÄLTUNG!
:: FÜR ERFÜLLTE GESELLSCHAFT! ::

LEITER FÜR WISSENSCHAFT UND KRITIK: PROFESSOR FERDINAND KARSCH
— LEITER FÜR LEBENSGESTALTUNG UND BELLETRISTIK: RENÉ STELTER —
REDAKTION: BERLIN-CHARLOTTENBURG, KNESEBECKSTRASSE 92 (F. KARSCH-
HAACK) — VERLAG UND EXPEDITION: BERLIN SW. 48, WILHELMSTRASSE 124

Nummer 4

15. April 1921

I. Jahrg.

Die Bestrebungen der Homoerotien als Bewegung

Zugleich eine Erwiderung auf „Verein oder Männerbund“

Seien wir uns darüber ganz klar: eine homoerotische Bewegung im wahren Sinne gibt es noch gar nicht. Die ersten Schritte zu ihr werden erst zur Zeit von der uranischen Jugend gemacht, und, wie stets, hat auch nur sie, die Jugend, die innere Spannkraft und den Idealismus, eine Bewegung zu erwecken und die allgemeinen Menschheitsideale, auf denen jede Bewegung allein entstehen und wachsen kann, mit nimmer ermüdendem Arm als Allerheiligstes hochzuhalten. Das Entstehen der eigentlichen homoerotischen Bewegung war also an den Zeitpunkt geknüpft, zu dem die uranische Jugend durch wissenschaftliche Vorarbeit, durch Publikationen und Vorträge zur tieferen Erkenntnis des eigenen Wesens geführt worden war und ihr durch die wachsende Organisation ein Zusammenschluß in ihrem Geiste überhaupt ermöglicht wurde.

Zweckverband zur Abschaffung des § 175, zum Schutz gegen Prosser, zur gegenseitigen Hilfe ist nicht Bewegung, gesellige Zusammenkünfte mit aufklärerischen wissenschaftlichen und künstlerischen Vorträgen wie zum Zwecke, einmal die unterdrückte Seite seines Wesens hart werden zu lassen und sich auszuleben, sind ebensowenig Bewegung. Wahrhaft Bewegung ist nur das sich organisch aus der Verschmelzung der Geister — aber im Bunde — ergebende sichere Gefühl, für das ein jeder sein Leben voll einzusetzen bereit ist, daß es sich um die Verwirklichung eines neu Entdeckten, eigentlich eines längst Aufgedeckten handelt, einer Erscheinung, die stets Triebkraft in der Menschheit war, aber eine falsche oder unzulängliche Form in der geltenden Anschauung gefunden hat, eine Form, die sie verhindert, ihre ganze Fruchtbarkeit zu entfalten. Nur aus solcher Erkenntnis und solchem Willen heraus entsteht Bewegung. Und eng ist jede Bewegung verknüpft mit dem Bewußtsein, daß es sich um eine Neuerung in der Anschauung handelt, die

der gesamten Menschheit nützt und die in ihrer Entwicklung und ihren Auswirkungen unendlich ist.

Es scheint ein Gesetz des menschlichen Geistes zu sein, daß er sich naturbestimmt, wenn auch meist erst nach längerem Widerstand, den Anschauungen gegenüber öffnen muß, die der fortschreitenden Erkenntnis und der Aufwärtsentwicklung gemäß sind. So hat denn jede wahre Bewegung, das ist jeder Anstoß zur Weiterentwicklung der Menschheit, Bedingungen in sich zu schließen, die der Gesamtheit zugute kommen. Nur so verdienen es menschliche Strebungen, „Bewegung“ genannt zu werden.

In diesem Sinne werden Strebungen der Homoerotiker nur „Bewegung“ sein, wenn diese zu erweisen vermögen, daß ihre besonderen Eigenschaften stets wesentlicher Faktor in der Aufwärtsentwicklung der Welt waren und daß, unter den Bedingungen der gegenwärtigen Anschauung, die Gesamtheit um wesentliche Entwicklungsmöglichkeiten durch die gewaltsame Unterdrückung homoerotischen Wesens gestärkt wird. Notwendig muß das homoerotische Wesen, nicht das ungehinderte Ausleben einer mit ihm verbundenen Sexualitätsvariation in den Vordergrund treten.

Möchten wir uns doch frei von dem Gedanken machen, daß irgend etwas Erniedrigendes in der Tatsache liegt, Zwischenglied zu sein. Hätten wir uns doch, Männliches höher zu stellen als Weibliches, Stellen wir das eine und das andere nur relativ höher, je nach dem Resonanzboden, auf den es einwirkt. Damit sei keineswegs gesagt, daß jeder Homosexuelle notwendig mehr Zwischenglied sei als mancher Normale, sondern nur, daß dies doch fortschrittlicher und erfahrungsgemäß im Durchschnitt der Fall ist. Das unsagbar feine Gespinnst der Natur völlig zu durchdringen in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit und in seinen Launen, wird menschlichem Wissen nie gelingen. Hier kommt es uns nur zu, die Erscheinungen ehrfurchtsvoll zu belauschen und hinzusehen.

Daß es allein gilt, das uranische Wesen rein herauszuschälen und seine Bedeutung für die Menschheit darzulegen, daß es darauf ankommt, zu erweisen, daß uranische Art als wesentlicher Faktor an aller Kulturentwicklung teil hatte, und daß sie in ihrer Unvermischtheit und Ungebrochenheit erst recht der Allgemeinheit große Dienste zu leisten geeignet ist, das dämmert zur Zeit erst schwach in wenigen Köpfen auf. Und doch ist es ganz unverkennbar, daß hieran allein der Fortfall der sozialen Achtung und die Anerkennung des gleichgeschlechtlichen Triebes geknüpft sind.

Nur auf diesem Boden kann die Bewegung gedeihen, als Idee, unbegrenzt, und nur auf diesem Boden hat sie die den Ideen innewohnende verbundene Macht, die Macht, die Geister zu überzeugen, hinzuzureißen und zu besiegen.

Die homoerotischen Bestrebungen als Bewegung stoßen auf sehr starke Widerstände. Als wesentliches Moment mag hieran teilhaben, daß die beiden Menschengespezies, die nun einmal am häufigsten vertreten sind, aus ihrer Natur heraus Stellung gegen sie nehmen, nämlich die Autoritätsgläubigen, die mit der Tradition durchdrückt sind, und die Realisten, die allein mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und ihren Ewigkeitswert belegen, während sie, wenn neue Verhältnisse auftauchen, zu deren Herbeiführung sie tatsächlich nichts unternommen hatten, nach einem Moment der Desorientierung und Verblüffung, die vorigen völlig abtun und diese blind akzeptieren, als wären sie

ihnen von jeher allein angepaßt gewesen und als wären sie die einzige Möglichkeit. Allerdings ist beiden zuzuerkennen, daß es bei jener Geistesrichtung unendlich schwerer sein muß, sich, nur der Vernunft und dem eigenen Gefühl folgend, durch jahrtausendaltes Vorurteil, das in aller Umgebung seinen Niederschlag als feste Form gefunden hat, hindurchzuschlagen.

Im eigenen Lager spielen außer den erwähnten Gesichtspunkten noch andere, speziellere Momente bei der Gegnerschaft eine große Rolle. Es sei hier unverhüllt ausgesprochen: das Menschliche, Allzumenschliche kommt bei der sozialen Achtung durch die Verborgenheit, in der sich homosexuelles Leben abspielen muß, so wundervoll auf seine Rechnung, doch das nur auf Kosten jener Gesittung und Selbstbeschränkung, die die Grundpfeiler alles geordneten und fruchtbaren menschlichen Zusammenlebens bilden. Es liegt eine verzweifelte Tragik in der Tatsache, daß die Gesellschaft, die den Homosexuellen moralisch vernichtet, ihrerseits durch das Parlatum, das sie selbst erzeugt hat, angefressen wird. Eine ebenso große Tragik liegt allerdings in der unleugbaren Erscheinung, daß viele Uranier, besonders in den Großstädten, aus eben jenem Grunde der Möglichkeit des hemmungslosen Ansehens in der Verborgenheit, ihr Parlatum lieb gewinnen, denn nur unter seiner „Aegide“ ist ihnen die Befriedigung der niedrigsten menschlichen Instinkte ungehindert möglich.

Das Liebesteben, also das persönlichste Verhältnis zweier Menschen zu einander, mit seinen gewichtigen Einwirkungen auf ihr eigenes Wesen, wie auf das Leben der Gesamtheit, liegt bei den Uranieren außerhalb des Rahmens der Gesellschaft und ist gänzlich deren Jurisdiktion und deren Meinung im Einzelfalle, auf den es ja gerade ankommt, entzogen.

Den ausschweifenden Normalen, mag er auch bemüht sein, seinen Lebenswandel noch so geschickt verborgen zu halten, wird man über kurz oder lang erkennen und ihn individuell aburteilen. Sein Treiben, das sich innerhalb der allen bekannten Formen abspielt, wird doch in absehbarer Zeit offenbar und er trägt dann persönlich und gesellschaftlich die Folgen. In dem Treiben des Homosexuellen jedoch kennt die Allgemeinheit sich nur sehr schwer hemms; vollzieht sich doch die Art seines erotischen Umgangs äußerlich in Formen, die für die Gesellschaft offiziell gar keine sind und bei denen sich die Mehrzahl der Normalen zunächst nichts denkt, solange nicht ganz unzweideutig sexuelle Momente durch Ungeschicklichkeit oder Zufall an die Oberfläche getrieben werden, und kommen doch die Homosexuellen an Stätten zusammen, die dem Normalen im allgemeinen unbekannt sind. Wird nun aber der Homosexuelle als solcher doch erkannt, so tut man ihn ab meistens als Wüstling, manchmal als Kranken, aber die bloße Tatsache seiner Homosexualität kennt. Das so natürliche Menschenrecht, daß jeder auch seinem inneren Wert und nach seinem Lebenswandel beurteilt wird, liegt dem Uranier versagt. Niemand fragt mehr nach dem „Wie“, das „Was“ ist schon für die Achtung ausschlaggebend.

Diese Intoleranz, sagen wir ruhig diese bittere Ungerechtigkeit, liefert für das aufrichtbare und zerstörende Parlatum den Boden, ja ermöglicht es allein. Man unterschätze in den offiziellen Kreisen die Wichtigkeit dieser Frage für den gesamten Volkskörper nicht. Es handelt sich in jedem Volke ja nicht um kleine Gruppen, sondern um kompakte Massen von Millionen und abermals Millionen. Die Bewegung, die in der wissenschaftlichen Erkenntnis fast verankert ist, kann durch Gewalt nicht mehr unterdrückt werden,

Darüber sei man sich ganz klar. Will man nun immer neue Massen, Millionen, die noch ungeboren sind, zum Schaden des Volkskörpers in das verantwortungslose Parlament hineintreiben? Für die Uranier gibt es nur den einen Weg zur Freiheit, der auch für die Gesellschaft Reinigung, Regeneration und notwendige Anpassung an die fortgeschrittene Erkenntnis bedeutet: die Erweiterung der Anschauungswelt und der Formen auf homoerotisches Wesen, auf daß die Uranier ihre funktionelle psychische und ihre funktionelle physische Veranlagung als etwas Selbstverständliches und Natürliches innerhalb des Rahmens der Gesellschaft ausleben können in deren vervollkommenen und der fortgeschrittenen Erkenntnis angepaßten Normen.

Zwei Gruppen von Uranieren, eine natürliche und in sich gleichförmige, und eine künstliche und ungleichförmige stehen außerdem der Bewegung noch aus besonderen Gründen ablehnend gegenüber, die eine aus Skepsis, die andere aus übertriebener Angstlichkeit.

Einmal sind es die Femininen, die seit ihrer frühesten Jugend auf soviel Verständnislosigkeit und Hohn gestoßen sind, daß sie sich förmlich vor der Gesellschaft haben retten müssen, um Zucht und Belehrendes zu suchen. Sie sind am wenigsten imstande, noch an den guten Willen der Menschen und an eine Änderung der Verhältnisse zu glauben. An der gesunden, natürlichen Entfaltung ihres Wesens sind gerade sie am stärksten behindert worden. Von dem Arbeitsfeld der sozialen Hilfe, auf dem ihre besonderen Seelenkräfte den geeigneten Boden zum fruchttragenden Wachstum finden, werden sie durch die erwähnten Umstände mit Gewalt ferngehalten. Ohne jede wirkliche Beteiligung mit der Gesellschaft, ohne die Möglichkeit, die ihnen von der Natur verliehenen Gaben auszulieben, verkümmern sie, werden sie einseitig und neurasthenisch. Ihre Femininität, die wie eine schwere Gewitterwolke, die sich nie in fruchtbarem Regen auflöst, ständig als Obsession über ihrem Leben schwebt, wird zum Gegenstande eines unnatürlichen Kults, vulkanisch und krampfartig entladen sich die Strömungen, die in keinen festen Bahnen dahinfließen können und die keinen Sammelplatz kennen. Mehr als durch alle Schelterschlägen, die für Uranier errichtet wurden, mehr als durch alle Drangsalierung dem gleichgeschlechtlichen Verkehr gegenüber hat die Gesellschaft in Unkenntnis und Unverständnis hier geschändigt, denn hier sind ungezählte Massen im Laufe der Zeiten, gesunde Menschen von zweifellos sozialem Werte, zu Krüppeln, menschlichen Karrikaturen und lebendig Toten gemacht worden.

Ein andermal ist jenen Uranieren die Bewegung lästig, die für ihr äußeres Ansehen in der Gesellschaft und für ihre Position fürchten. Möchten sie, wenn sie sich doch einmal verhindert glauben, für die Bewegung offen einzutreten, sich wenigstens den Menschen aus ihrem Verwandten- und Bekanntenkreise offenbaren, zu deren Charakter- und Urteilskraft sie volles Vertrauen haben. Jene Offenbarungen in kleinen Kreisen würden die erweckte andere Meinung über die gleichgeschlechtliche Verablagung bei dieser und jener Gelegenheit unabsehbar in immer weitere Kreise tragen. Freilich legt ein solcher Bekenntnis eines Homoeroten, seiner Umgebung gegenüber, eine „sehr peinliche“ Verpflichtung auf, nämlich sich selbst im Zaume zu halten, denn der verstehende Normale wird nun, im Gegensatz zu der üblichen Anschauung, bemüht sein, sich ein individuelles Urteil über den Homoeroten zu bilden und wird ihn bewerten wollen. Fort mit der übertriebenen Angstlichkeit!

in rechter Weise von dem Menschen, den er zu schätzen gelernt hat, ungeklärt, versagt erfallungsgemäß selten ein Dionier, denn in der menschlichen Natur liegt keineswegs die Verständnislosigkeit diesen Dingen gegenüber. Gerade die jüngere Generation verfolgt eine ausgezeichnete Taktik: ohne in jedem beliebigen Augenblicke jedem mit der homosexuellen Veranlagung ins Gesicht zu springen, pflegen die jungen Leute, wenn gerade einmal von Homosexualität die Rede ist, oder wenn sie aufgefordert werden, sich an Orte oder in Gesellschaft zu begeben, die sie nicht interessieren, ganz behäuflich und natürlich zu bemerken, daß sie „Uranier“ seien. Der Erfolg ist stets der beste. Nach einem Moment der Verblüffung pflegt die Unterhaltung ruhig weiterzurollen, und es ist geradezu kitschlich, im kritischen Moment zu beobachten, daß niemand dem anderen gegenüber weiß, ob er etwas „Überhörtes“ in seinem Gedächtnis finden soll oder ob er sich nicht am Ende mit dieser Anschauung vor allen „blanferen“ könnte. Gewiß ist nicht zu verkennen, daß besonders die älteren Uranier teilweise unter Verhältnissen stehen, in denen solche „absolute Offenherzigkeit“ im weitesten Kreise jetzt noch nicht am Platze ist. Doch ermuntert sich der so verschleierte Contra-Instinkt der Normalen immer mehr als eine Etablierung der Homosexualen. Der Kampf ist nur gegen künstliche Schranken zu führen, nämlich gegen die unglückselige jahrtausendliche Tradition.

Die unfruchtbare Klasse der Materialisten im eigenen Lager werden wir natürlich zu häßlichen Gegnern haben. Ihr breites Grinsen hat bisher jede Bewegung begünstigt, trüsten wir uns damit! Beim ersten Heraufdämmern der neuen Verhältnisse werden sie natürlich diejenigen sein, die sie als Parasiten am besten zu nützen verstehen, nachdem die Opfer fielen und die Kämpfer und Träger der Bewegung längst geistig und seelisch verarmt und verblüdet sind.

Nichts könnte der Bewegung mehr schaden und wäre ihrem Geiste so zuwider als Menschen gegen ihren Willen in sie hineinzuziehen, nichts mehr als etwa „interessante Enthüllungen“. Wir erwarten, daß man kommt und daß man je nach der wachsenden Einsicht, nach der äußeren Möglichkeit und den sich ändernden Verhältnissen hervortritt, jeder nach seiner Kraft und aus eigenem Antrieb, sollte dies auch, selbst im Innern der Bewegung, aus begründeten Umständen heraus noch nicht als Regel der Fall sein können. Nur um das eine bitten wir, Strenge und übertriebene Aengstlichkeit nicht Herr werden zu lassen und uns doch wenigstens Sympathie in der persönlichen Haltung nicht zu versagen.

Was nun die Ausführungen des Herrn Walter über „Verein oder Männerbund“ betrifft, so sind sie bewundernswürdig scharf gefaßt in bezug auf die Definition von „Verein“ und „Bund“. Der Verein wird charakterisiert als Zweckverband im weitesten Sinn, der Bund als organisches Gebilde, das um seiner selbst willen da ist, dessen Seele die bewußte oder unbewußte Idee ist, unter der die Bundesmitglieder stehen, und der allgemeine Ziele — also Bewegung — in der Betrachtung durch die Idee aus sich natürlich herauskristallisiert, während äußerliche Zwecke, die in meist vorhanden sind, nur eine nebensächliche Rolle spielen, aber als allen sichtbare Sammelstandarte dienen. Das ist wohl so ungefähr der wesentliche Sinn. Was Herr Walter ignoriert, ist nur eben die homoerotische Idee: die metaphysische und kulturelle Allgemeinwertung des homoerotischen Menschen. Nimmt man zum Ausgangspunkt die ungehinderte Ausübung einer andersgearteten Sexualität, so bleibt einem selbstverständlich nur der Zweck-

verband übrig. Eine andere Frage ist dann, daß, selbst wenn der Zweckverband durchführbar, was ja immerhin nicht ganz außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, doch gar nichts an der sozialen Achtung geändert wäre, also der Zustand der Homoeroten gar nicht geändert wäre. Daß dem tatsächlich so ist, lehren uns andere Länder, in denen das betreffende Gesetz schon lange nicht mehr existiert oder erst unlängst abgeschafft worden ist, und in denen doch Erpressung, Unterdrückung und Boykottierung genau so an der Tagesordnung sind. Allein die auf der Tradition beruhende soziale Achtung ist zu überwinden, und das einzige Mittel hierzu ist eben, wie ausgeführt, die aus der homoerotischen Idee spontan sich ergebende Bewegung.

Setzt man aber einmal die homoerotische Idee, so liegt auch kein Grund mehr vor, an der Existenzmöglichkeit von Bänden von Homoeroten zu zweifeln; man spräche dem homoerotischen Menschen — gerade ihnen, die von jeher aufopferungswillig an der Spitze von Bewegungen gestanden sind — überhaupt die Fähigkeit ab, sich zur Idee zu erheben.

Die Struktur des Bundes wiese hier dieselben Formen auf wie jeder andere Bund auch: Die zu dem doppelten Eros, dem reinen zur Idee und dem komplexen zu der Gesamtheit der Bundesbrüder, die unter derselben Idee stehen, besonders stark Befähigten, würden als Kerntruppe in der Mitte stehen, während die Bundesmitglieder, die durch ihre individuelle Verantwortung weniger geeignet sind, sich ganz der Bundesidee hinzugeben und durch den rein persönlichen Eros und andere Schwächungsmomente abgelenkt würden, mehr nach der Peripherie zu verteilt wären.

Mag nun auch die Verfassung eines solchen Bundes von Homoeroten der Blütherschen Konstruktion „Männer“-Band nicht gerade völlig conform sein, was schert das uns? Vorausgesetzt, daß wir nur volle Menschen in unseren Reihen haben, die sich rückhaltlos unter die Idee stellen und unisono mit den Bundesbrüdern schwingen, und die haben wird Natur und Wirklichkeit ist immer stärker als alle Konstruktionen. Hans Blüthers Bestechungskraft, besonders den Homoeroten gegenüber, scheint eben einmal auf seiner maßlosen Ueberschätzung und seiner Peinigung des Männlichen zu beruhen, die dem persönlichen Eros der Homoeroten so begrifflicherweise aus Gefühlsregungen heraus liegen, und ein andermal in seinen Versuchen den mann-männlichen Eros metaphysisch zu begründen und ihm einen Sinn zu geben, auf wie schwachen Beinen auch immer in Wirklichkeit seine geistreichen, doch offensichtlich künstlichen Begründungen stehen. Sie sind auf jeden Fall scharfsinnig und bestechend, das ist sehr viel, aber doch nicht genug! Der Homoerot von innerem Wert hat nach dem metaphysischen Sinn des Uranismus gefragt; den konnte ihm das medizinische Zwischenstufen-System und alle auf anderem Gebiete wertvolle naturwissenschaftliche Betrachtung der Frage nicht liefern. Im naturwissenschaftlichen Lichte fühlte er sich als Voll-Persönlichkeit herabgesetzt, auf das Niveau des Mangelhaften, Unvollkommenen herabgedrückt. Sein Stolz und sein Selbstgefühl wehrte sich dagegen, und so war er rettungslos Hans Blüthers Theorien verfallen.

Was Herrn Walters „Incest“-Befürchtungen bei der Gründung von homoerotischen Bänden und der Pflege homoerotischer Art betrifft, so sind sie bei ruhiger Betrachtungsweise wohl kaum eine Widerlegung wert. Die Pflege homoerotischen Wesens hat ja gerade den Zweck, durch Entfernung der Hemmungen und Entfaltung der durch Unkenntnis unterdrückten und unentfaltet ge-

bliebenen wertvollen Keime spezifischer Natur, die Einzelnen für ihren Platz in der Gesellschaft tüchtiger zu machen. Unser Ziel ist ja doch eben der Eintritt in die Gesellschaft als offenkundiges nützliches Glied in ihrer Struktur. Dazu bedarf es der Hebung und Pflege des Unterdrückten und Verkümmerten. Schließt man sich nicht geradezu hermetisch gegen sie ab, und genau das Gegenteil ist ja beabsichtigt, nämlich im intimsten Grade Fühlung mit ihr zu nehmen — und dies schließt ja die Pflege homoerotischer Art in keiner Weise aus — so sorgt sie schon von selbst durch ihre quantitative Uebermacht dafür, daß sie nicht in „Vergessenheit“ gerät und nicht vernachlässigt wird.

Zum Schluß sei noch auf Herrn Walters Befürchtungen auf sexuellem Gebiet eingegangen. In bezug auf den Bund ist hier schon das Erforderliche gesagt worden. Was nun die Vereine, z. B. die Freundschaftsbünde angeht, so sind Herrn Walters Eindrücke wahrscheinlich durch rein persönliche Momente getrübt. Gewiß darf man an einen Verein, der zum wesentlichen Zweck die Geselligkeit hat, nicht den strengen Maßstab des Bundes legen. Aber wenn in der Großstadt nur an Liebesbekanntschaften gelegen ist, der geht sicherlich nicht hierzu in die Freundschaftsbünde, dafür gibt es Lokale, Ballsäle und andere Stätten genug. Was hätten dann auch die vielen Freundespaare, die Mitglieder der Freundschaftsbünde sind, dort noch zu suchen? Die unschuldige Freude an der gleichen Art und die Entspannung in verständnisvoller, freier Aussprache ist hier schon wesentliches Moment.

Die Freundschaftsbünde erfüllen schon jetzt nach kurzem Bestehen beinahe vollwertig ihren Zweck in ihrer Domäne und für ihr Publikum.

Verkennen wir also die Wichtigkeit der Zweckverbände und Vereine nicht, aber lassen wir uns auch an dem berechtigten Glauben an die homoerotische Idee und folglich an die Möglichkeit der Bünde durch nichts wankend machen. In ihnen allein kann die Bewegung geboren und aufrecht erhalten werden, und nur aus der Bewegung heraus kann den Urängern für immer stabilisierte gesellschaftliche Gleichberechtigung auf Grund ihrer Natur entstehen.

Reed Steiler

HARTNÄCKIG binden mich Fesseln, aber mein Herz
schmerzt, wenn ich sie brechen will.

Freiheit ist, was ich brauche, aber ich will die Scham, sie
zu hoffen.

Ich bin sicher: unschätzbare Reichtum ist in dir, und
du bist mein bester Freund, doch hab ich das Herz nicht,
den Fikter zu kehren, der meine Zimmer erfüllt.

Das Tuch, das mich deckt, ist ein Tuch aus Stahl und
aus Tod, ich haß es und heg es in Liebe.

Meine Schuld ist groß, mein Vergehen groß, meine
Schande ist schwer und geheim, doch wenn ich komme,
mein Out zu erbitten, zitter ich vor Furcht, daß mir
erhört mein Gebet sei!

Aus: Rabindranath Tagore: „Sikhanjali (Sangesopfer)“, Kurt Wolff, Leipzig, 1914

Völker und Sitten

Androgamie (Männerehe) bei den Amoniern.

Im Westen der die östliche Hälfte der Sahara bildenden Libyschen Wüste liegt, nördwärts vom südlichen Stiefabfall des cyrenaischen Hochplateaus begrenzt, eine durch viele süße Thermalquellen fruchtbar, datelpalmenreiche Oase. Herodotus' „Oase des Zeus Amon“, das Amöthun, die heutige Oase Siwa. Die Anfänge der Geschichte ihrer Bevölkerung, der heutigen Siwi, sind in völliges Dunkel gehüllt. Schon seit uralten Zeiten aber sollen Leute libyschen Stammes, lybische Berbern, von den alten Ägyptern Temeh genannt, die Oase bewohnt haben. Unter Thutmosis III. um Mitte des 2. Jahrtausends vor Chr. wurden sie von den Ägyptern tributpflichtig gemacht und nach dem ägyptischen Götterkönige, dem Widdergott Amon, Amoulet geteilt. Ihre Abhängigkeit von Ägypten währte bis gegen 1100 v. Chr. Um 525 v. Chr. kamen sie mit Ägypten unter den König der Perser und Muder Kambyses, und um 450 v. Chr. herrschte über sie ein König mit dem griechischen Namen Eucarpides. Um 332 v. Chr. war Antiochus das Ziel einer Expedition Alexanders des Großen (Iskanders) mit seiner Eroberung Ägyptens, und die Erinnerung an diesen Besuch soll sich bis heute in der Bevölkerung erhalten haben. Während der Blüte des Römerrreiches, des Erbes Griechenlands, verschwand die Amosnase aus der Geschichte. Um 640 n. Chr. hat es der Islam verstanden, die Amonier für sich zu gewinnen: ihr Land hieß nun Saptariab und die Amonier heißen fortan Siwi; sie bildeten einen unabhängigen Staat, der 1805 dem ägyptischen Reiche wieder einverleibt wurde. Mitte des 19. Jahrhunderts fanden die Lehren des Semsi-Ordens Eingang im Volke. Wissenschaftliche Erforschung von Land und Volk der Siwi setzte 1792 von England aus ein, 1861 aber noch heute viel zu wünschen übrig.

Das 15—20 Quadratkilometer große Kulturland bewohnt heute etwa 5200 Siwi, 3000 Männer und 2200 Frauen. Sie gehören den hellfarbigen libyschen Berbern an, sind also Giamiten; jedoch sind sie nicht rassereln geblieben, sondern vielfach mit Negeren, die sie sich als Sklaven halten, vermischt, wodurch sie an ihrer ursprünglichen Körperschönheit erheblich eingebüßt haben sollen. Groß ist der Wohlstand ihrer Sprache. Ihre Hauptfehler sind Aberglaube, Fanatismus und Fremdenhaß, ihre Haupttugend ist musterhafte Reinlichkeit, das öffentliche Hauptbad der Frauen die „Sonnenquelle“, das der Männer die „Mosesquelle“.

Die Siwi-Männer sind durchweg große, kräftige Gestalten mit gelber Hautfarbe, gewöhnlich dicker Nase und etwas aufgeworfenen Lippen; lebhaft dunkle Augen verleihen ihrem Antlitz einen eigenen Reiz, und sie sind weit schöner als die Frauen. Vom 9. Jahre an werden die Mädchen verheiratet, die Männer verheiraten sich vom 16. Lebensjahre an. Als Mohantennianer sind die Siwi mehrere Frauen gestattet. Nur die ärmeren Siwi begnügen sich mit einer Frau, und eben so eine Einschränkung, die dem starken Ueberwiegen des männlichen Teils der Bevölkerung besser entspricht.

Georg Steindorff, Professor der Ethnologie in Leipzig, hat in zwei Schriften über Ehen unter den Männern (Androgamie) bei den Siwi berichtet. Da seine Angaben weder wörtlich übereinstimmen, noch dem Sinne nach sich vollkommen decken, seien beide Berichte hier im Wortlaut nebeneinandergestellt:

(1900¹⁾)

„Daß sie (die Männer) als Mohammedaner in Vielweiberei leben, ist ganz selbstverständlich. Dazwischen wurden aber bis vor nicht allzu langer Zeit Heiraten unter Männern öffentlich mit großem Gepränge gefeiert, und auch jetzt kommen sie noch sehr häufig vor und werden keineswegs für etwas besonders Verachtenswertes gehalten.“

1904²⁾

„Der reiche Mann hält sich neben seiner Frau noch eine oder mehrere Sklavinnen, gewöhnlich aber noch einen Lieblingsdiener. Darin sieht man durchaus nichts Verachtenswertes, das strafmäßig verheimlicht werden müsse; im Gegenteil werden bis vor nicht allzu langer Zeit derartige Heiraten unter Männern öffentlich mit großem Gepränge gefeiert. Die Frau soll lediglich die Familie fortpflanzen.“

Der abweichend von den beiden Originalberichten Steindorffs hier gesperrte Druck hebt das wesentlich Abweichende in den Berichten hervor. Nur darin, daß Ehen unter Männern bei den Siwi bis vor nicht allzu langer Zeit vorkamen und „öffentlich mit großem Gepränge gefeiert wurden“, stimmen beide Berichte überein.

Beide Berichte Steindorffs werden deshalb im Wortlaut hier wiedergegeben, um zu zeigen, wie schwer es selbst Gelehrten ohne bewußte Vorurteile fällt, objektive Tatbestände einfachster Art, sobald sie in das Gebiet homogamer Veranlagung fallen oder dieses Gebiet auch nur leicht streifen, klar, einfach und unzweideutig zum Ausdruck zu bringen, und um an einem lehrreichen Beispiel zu zeigen, welche Widerstände die nackte Wahrheit zu überwinden hat, um auf diesem Felde der Wissenschaft zum Durchbruch zu gelangen.

Bei diesem Anlaß möge die Einführung einiger notwendigen Termini gestattet sein.

In seinem dreibändigen Werke „Der Mensch in der Geschichte“, Leipzig, Wiegand, 1880 (II 310) hat der Ethnologe Adoll Bastian die zugleich normalen und pädagogischen Verbindungen, die Ehen von Männern mit Frauen und mit Männern, als Pantogamie bezeichnet. Eine Ehe oder Verbindung von zwei Personen gleichen Geschlechts heißt passend Homogamie. Sie zerfällt in Androgamie oder Ehe zwischen Männern, und Gynäikogamie oder Ehe zwischen Frauen. Ehe zwischen Geschlechtsungleichen ist Allogamie oder Heterogamie. Sie kann als Monogamie auftreten, wenn ein Mann nur eine Frau ehelicht, oder als Polygamie, wenn mehr als zwei geschlechtsungleiche Personen die Ehe bilden. Polygynie ist die Ehe eines Mannes mit mehreren Frauen, Polyandrie die Ehe einer Frau mit mehreren Männern (Tibet). Ich schlage vor, das un-

¹⁾ Georg Steindorff: Durch die libysche Wüste nach der Oase des Japiter Ammon. In: Berliner Lokal-Anzeiger 1900 No. 174 vom 13. April, 1. Beilage, mit 3 Textabbildungen. Seite 1, Spalte 4. Erhalten von Dr. Meinenfeld.

²⁾ Georg Steindorff: Durch die libysche Wüste zur Ammonosee. Mit 113 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 164 Seiten in 8°, Seite 111.

schöne Wort homosexuell, ein Wort, das, wie „sozialdemokratisch“, aus Worten verschiedener Sprachen zusammengesetzt, eine von Hybrid ist, durch das kürzere, schöne und gutgebildete Wort homagam, d. h. zur Ehe mit einer Person gleichen Geschlechts neigend oder veranlagt, zu ersetzen; desgleichen heterosexuell durch heteragam. P. K.-H.

Vom Freundesbatallion

Die Freunde und die Geliebten — ja sollte es möglich sein, aus beiden eine ganze Stadt oder ein ganzes Heer zu bilden, so könnte eine so gemeinsame Absicht vor dem Laster und ein so selbstloser Ehrgeiz das Staatswesen nicht besser verwalten, und wenn sie gemeinsam in die Schlacht zögen, müßten sie, wenn ihrer auch nur wenige wären, alle anderen, ich sage gleich, die ganze Welt besiegen.“*)

So schreibt Platon im Gastmahl. Die damalige Zeit konnte kein Verstockenspielen mit der mann-männlichen Liebe, sie wußte von den geheimen Triebkräften der Seele. Heute sind wir dabel, diese — und zwar auf wissenschaftlicher Basis — wiederzuerkennen. Anderen, späteren Aufsätzen bleibt es vorbehalten, über die Forschungen Freuds und Blühers zu berichten. Betrachten wir heute einmal, wie man sich in unserem Heere diese Platon bekannten Kräfte nutzbar gemacht hat — oder ob man sie brach liegen ließ, ich spreche hier nicht vom Homosexuellen im Sinne der alten Zwischenstufentheorie, sondern vom vollmännlichen Invertierten, für den Blüher den Namen „Männerheld“ geprägt hat und ebenso sehr von dem diesem Typus nahstehenden Nichtinvertierten. Es ist das Verdienst Blühers, zum ersten Male ausgesprochen und mit einer Menge von Beweisen belegt zu haben, daß die invertierte Komponente auch in jedem sog. normalen Manne vorhanden ist, nur daß sie bei ihm nicht auf die organische Phase hindrängt. Eine Verbindung von Männern, die nicht ein reiner Zweckverband ist, nennt Blüher treffend eine männliche Gesellschaft. Der Zusammenhalt in dieser ist immer stärker als im Zweckverband, der nach Erreichung seines Zieles immer wieder auseinanderfällt, wenn er nicht etwa inzwischen zu einer männlichen Gesellschaft geworden ist. Das Heer muß aber immer mehr als ein Zweckverband sein, auch wenn es einem Zwecke dient, denn nirgends kommt es auf die innere Geschlossenheit mehr an, als gerade hier, und ein gutes Heer hat auch immer das Bild einer männlichen Gesellschaft geboten.

Leider ist die platonische Erkenntnis dieses Tatbestandes bei uns verloren gegangen. Nicht nur daß man den Typus inversus infolge der irigen Gesellschaftsanschauung sowie wegen des Gesetzesparagrapheu geflissentlich ausschloß, es wurde auch in den allerseltensten Fällen Rücksicht darauf genommen, wenn zwei oder mehrere Freunde in einem Truppenkörper vereint sein wollten. Man mußte sich keinerlei Gedanken darüber, daß diese künstliche Trennung zusammengehöriger Menschen die Stimmung und damit die Leistungsfähigkeit der Truppe gegenüber schwierigen Aufgaben herabsetzen mußte. Die Offiziere, die den Soldaten Führer und Freunde sein sollten, leben meist abgeschlossen als eine besondere Kaste. Mancher junge Offizier, der hervorragend geeignet war, als erster unter den Soldaten zu leben, wurde ganz ins Offizierskasino gezogen und ging den Soldaten verloren.

Einzelne Formationen sind zweifellos von dieser Trennung verschont ge-

*) Platon, Gastmahl, Rede des Phaidros. Uebersetzung von Rudolf Kassner

blieben und boten den Charakter einer männlichen Gesellschaft in vollstem Maße, besonders aber waren es Truppenteile, die sich unmittelbar nach der Revolution aus Freiwilligen allenthalben bildeten. Ich erinnere hier an eine Brigade, die nach dem Kapp-Unternehmen aufgelöst werden sollte und gegen deren Führer Haftbefehl erlassen war. Sie hielt monatelang zusammen, blieb ganz in der Nähe Berlins und gab ihren Führer nicht heraus. Der „Staat“ wagte nicht, mit Gewalt einzuschreiten, und die „Auflösung“ gelang erst, als die Garantie gegeben war, daß der Führer nicht verhaftet werde. Diese Truppe bildete eine männliche Gesellschaft ersten Ranges — und doch gehörten weder ihr Führer, noch die Mehrzahl der Soldaten dem Typus *inversus* an. Bei näherem Betrachten würde sich aber zweifellos zeigen, daß dieser hier besonders stark vertreten gewesen sein muß. Die gemeinsame Idee und der — meist unbewußte — Eros hielt diese Leute fest zusammen.

Wer das Glück hatte — ob Typus *inversus*, oder nicht — mit Freunden zusammen im Felde zu stehen, wird auch in den schwersten und hoffnungslosesten Augenblicken den Mut nicht haben sinken lassen und, wenn der Freund neben ihm fiel, oftmals freiwillig gefallend sein. Lassen wir noch einmal Platon hierzu reden: „Ein Jüngling, der die Waffen wegwirft und die Schlechtthaten verübt, würde wohl von allen andern besser als von dem Geliebten empfangen werden und eher sterben, bevor er dies täte. Oder gar den Geliebten verlassen, ihm in der Gefahr nicht beistehend; so feige ist niemand — loder hat die Liebe so mit zöttlichem Mute begabt, daß er sich dann mit dem Kühnsten messe. Und wenn der Gott, wie Homer ungeschickt sagt, einigen Helden den Mut einhaucht, so schenkt Eros sich selbst den Liebenden als Mut.“

Wer aber gezwungen war, unter „Schemen und Gespenstern“ zu leben, während sein Freund auf einem anderen Kriegsschauplatz stand, vielleicht dort fiel, der wird nicht ohne Bitterkeit an seine Soldatenzeit denken.

Irgendwann einmal werden wir wieder in der Lage sein, ein Heer aufzustellen. Dann sollten alle, welche die Freundesliebe kennen, sich zusammenschließen und ein Freundesbataillon bilden, das dann ein Todesbataillon für die Feinde sein wird. Sie werden so dem Vaterlande den Beweis liefern, daß der Typus *inversus* ein ebenso wertvoller Mensch ist, wie der gewöhnliche, und sie werden nach dieser Beweisführung rückhaltlose Besetzung gesellschaftlicher Vorurteile fordern.

Klaus Ferdinand Bergauer

Chinesisches Soldatenlied

Soldat, du bist mein Kamerad,
 Marschiere mit mir zur Seite.
 Der Kaiser der befehligt uns.
 Kein Mädchen mehr besetzt uns.
 Soldat, du bist mein Kamerad,
 Marschiere mit mir zur Seite.

Soldat, du bist mein Kamerad,
 Wenn du das Schwert verlierst,
 So deck ich dich mit meinem Schild
 Und bin als Bruder dir gewillt.
 Soldat, du bist mein Kamerad,
 Wenn du das Schwert verlierst.

Soldat, du bist mein Kamerad,
 Wenn unsere Knochen bleichen,
 Mond lilt auf uns wie gelber Rauch,
 Der Affe schreit im Bambusstrauch.
 Soldat, du bist mein Kamerad,
 Wenn unsere Knochen bleichen.

Schi-king

Aus: Dumple Trommel und liegendes Gong - von Kluband, Insel-Verlag, Leipzig.

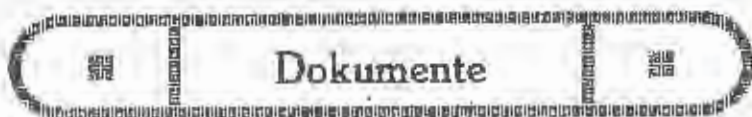
Nachklang

Nun bist Du fern, lodes
 Ein Hauch von Deinem Wesen um mich weht,
 Dein Auge suche ich im Raume,
 Dir meinen Dank zu sagen,

Was sind Gedanken? — leere Mühe, —
 Und Worte? — starre Form,
 Daraus das Leben floh,
 Du aber, nimm sie, weise arme Worte,
 Daß Dank aus Unsen Wölke unter Deiner Händen:

In bangem Wirbel strebte ich Dir zu,
 Nunmehr, da ich Dich sah, Dich fühlte,
 Holt meine Seele Atem, woblüg und entspannt,
 Und meine Lippen (krümmen) leise Wonnen,

P



Zwei Dokumente über Leonardo da Vinci,

den unsterblichen Schöpfer des Abendmahls und der Mona Lisa Gioconda
 (Mit Bild)

In den Gerichtsakten des Staatsarchivs zu Florenz werden zwei Dokumente aufbewahrt, welche Leonardo da Vincis Geschlechtsverkehr zum Gegenstand haben. Sie stammen aus 1476, als der große Künstler, zugleich der umfassendste Gelehrte aller Völker und Zeiten, erst 24 Jahre zählte. Die „Deliberazione degli Ufficiali di Notte e Ministero 1475—1476 in Firenze“, welche diese Dokumente enthalten, bilden nach rätiger Mitteilung des jetzt verstorbenen schweizer Professors Caspar Witz einen starken Fallanten, dessen Handschrift recht schwer zu entziffern ist, um so schwerfeger, da sie eine Masse Abkürzungen, und zwar gerade bei den terminis der damaligen Gerichtssprache aufweisen. „Man sollte,“ meint Witz, „daher Zeit haben, die Hälfte des Bandes zu durchgehen, um die erforderliche Uebersetzung zu erwerben.“

Diese zwei Dokumente sind erst 1896 in ihrem, zum richtigen Verständnis durchaus nötigen vollen Umfang bekannt gemacht worden. Da ihr Herausgeber, der Italiener Nino Smeraglia Scognamiglio, einige Worte nicht zu entziffern vermocht hat, erschien eine Nachprüfung wünschenswert: zu dieser hat ein lieber Freund, oben der des Italienischen und Deutschen gleich kundige Professor Caspar Witz, damals in Mailand amtlich beschäftigt, sich gern bereitgefunden. Nach dem Ergebnis seiner Prüfung haben die in lateinischer und Italienischer Sprache abwechselnd abgefaßten Dokumente folgenden Wortlaut

Documento I.

Die VIII Aprilis 1476.

Tambur infrascriptorum officiali aperti sunt in presentia Tomasi de Corsinis de S. Marci — not. uel. camerae Inc. — notae infrascriptorum et firmatorum dicti officiali (magi) aperti sunt infrascripti notificare.

Notifico a voi P. Officiali cum' egli è vera cosa che Jac.^o Saltarelli fratello carnale di Giovanni Saltarelli sta colui all' oratio in vachereccia di rispetto al buco (famburo) — veste nero, d'età d'anni 17 o circa, et quale Jac.^o va dietro a molte messedai et consente con piacere a quelle persone lo richiegono di simili turpize et a questo modo à avuto a fare di molte cose, cioè servite parecchie donne di persone, delle quali ne so buon data et al presente dico d'alcuno.

absoluti cum condicione ut relaburentur	{	Barthelo di Pasquino oratio sta in vachereccia;
		Leonardo di Ser Piero da Vinci sta con Andrea del Verrochio;
		Baccio ferretato sta da orlo Sanmichele in quella via, che t' è due botteghe grandi di simatori che va alla loggia di Clerchi et ha aperto bottega di nuovo da forpeltato;
		Leonardo Tornabuoni detto il teri, veste nero.

Questi anno avuto da sodomitare detto Jac.^o et così vi lo fado.
(Registro detto, carta 41 v.)

Documento II.

MCCCCLXXVI die VII Junii.

Tambur dictorum officiali aperti sunt

2^o. Jacobus de Saltarelli facit se sodomitare a pluribus maxime ab infrascriptis videlicet.

absoluti ut (rel.) vis 10 Fol. 87	{	Leonardo Ser Pieri de Vinci manet cum Andrea dei Verrochio;
		Barthelo Pasquini surlice;
		Leonardo de tornabuonis alias el teri;
		Baccio ferretato in orlo sanmichaella, (ivi, c. 31, r.)

Dokument I.

Den 9 April 1476.

Euch, geehrte Herren Beamte, tue ich als eine Tatsache kund, daß Jakob Saltarelli, leiblicher Bruder des Johannes Saltarelli, mit diesem beim Goldschmied in Vachereccia gegenüber dem Einwartthausen für die anonymen Zuschriften wohnt — schwarz gekleidet; etwa 17 Jahre alt, laßt dieser Jakob vielen jungen Herren nach und gewährt jenen Personen gern das, was sie von ihm an ähnlichen Schändlichkeiten verlangen, und in dieser Weise hat er vielerlei zu tun gehabt, das heißt, mehreren Dutzend Personen gedient, von denen ich einige namentlich nennen zu können in der Lage bin:

Freigesprochen bis wieder eine Tamburation vorliegt.	{	Bartholomeo di Pasquino, Goldschmied, wohnhaft in Vachereccia;
		Leonardo da Vinci, bei Andrea del Verrochio wohnhaft;
		Baccio, Rockschneider, wohnhaft orlo Sanmichela, in jener Straße mit den beiden großen Tuchscherebuden, die nach der Loggia di Clerchi zuführt, und der einen Schneiderladen neu eröffnet hat;
		Leonardo Tornabuoni, genannt il teri, schwarz gekleidet.

Obige haben mit dem genannten Jakob sodomitiert, wofür ich mich verbürge.

Dokument II.

Den 7. Juni 1476.

2^o. Jakob Saltarelli läßt sich von vielen, hauptsächlich von den unten aufgezählten, sodomitieren, nämlich von:

Freigesprochen bis zur nächsten Tamburation.	{	Leonardo, S. des Herrn Piero da Vinci, bleibt bei Andrea del Verrochio;
		Bartholomeo Pasquini, Goldschmied;
		Leonardo de tornabuonis, auch el teri genannt;
		Baccio, Rockschneider, in orlo sanmichella.



LEONARDO
VINCI

Zeichnung in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand (Sohn)

Zur richtigen Bewertung des Inhalts dieser beiden Dokumente ist zunächst erforderlich zu wissen, was „il tamburo“ bedeutet. Außen am Palazzo Vecchio in Florenz war damals eine Art Briefkasten angebracht, der nach seiner trommelförmlichen Form „il tamburo“ hieß. In diesen Briefkasten durfte der erste Beste eine weder erwiesene noch durch Namensunterschrift beglaubigte Anklageschrift (tamburatio) niederlegen. Die Tamburationen wurden durch die Gerichtsdienner dem Briefkasten entnehmen und je nach der Natur der inkriminierten Vergehen von den dafür zuständigen Magistratspersonen geprüft. Das herrschende Haus der Medici bediente sich so einer anonymen, freiwilligen und billigen Polizei. Der Eigenari dieser ganzen Einrichtung damaliger Florentinischer Rechtspflege lag demnach die anonyme Denunziation als natürliche und notwendige Voraussetzung zugrunde, und Anonymität eines damaligen Anklägers darf daher auch durchaus nicht mit dem gleichen Maße gemessen werden, wie etwa bei den Einrichtungen unserer Rechtspflege, zumal in einer Zeit verfeinerten moralischen Empfindens, das da jede anonyme Anschuldigung von vornherein als feig und ehrlos zu bewerten sich gewöhnt hat. Durch Anonymität konnte damals eine öffentliche Anklage von ihrer Bedeutung nichts einbüßen, und der Anzeiger selbst littest ihrer Anonymität halber irgendein Makel gar nicht an.

Die hier in Rede stehenden anonymen Anzeigen zeigen Leonardo stellen nun mit ähren Worten fest: in Florenz geht ein 17jähriger Bursche namens Jacopo Saltarelli als Strichjunge seinen Herren nach und ist mehreren Dutzend solcher Personen zu Willen gewesen; zu seinen besten Kunden gehört neben drei andern auch Leonardo da Vinci, der als Malerschüler bei seinem bekannten Meister Andrea Verrocchio wohnt. Das erste, am 9. April 1476 angestellte Verhör endet mit der vorläufigen Freisprechung aller vier Angeklagten von Bestrafung bis zu einem neuen Termin. Die Anklage führt von den vier des sodomitischen Umgangs mit Jacopo Saltarelli Beziehtigten den Leonardo da Vinci erst an zweiter Stelle auf. In dem zweiten, acht Wochen später angesetzten Termin, am 7. Juni 1476, wird die Beziehtigung sodomitischen Verkehrs der vier gleichen Männer mit Jacopo Saltarelli einfach wiederholt, von den Beschuldigten ist aber nun Leonardo da Vinci als der Hauptbelastete an die erste Stelle vorgeückt. Das Ergebnis auch dieses zweiten und anscheinend letzten Termins ist wiederum für alle vier Inkulpaten Freisprechung von Strafe, so daß Leonardo da Vinci bei seinem Meister Verrocchio wohnen bleiben darf, also seines Lehrmeisters Haus nicht etwa mit einer Holzelle zu vertauschen braucht. Der Tenor des Urteilspruches lautet dahin, daß, da den Angeklagten ihr Vorgehen nicht bewiesen werden kann, ihre Freisprechung für so lange Geltung hat, bis etwa eine neue Tamburation erfolgt und durch diese vielleicht ein weiterer Termin erforderlich wird.

Es entsteht die Frage, welche Folgen aus obiger Anklage dem später zu so großer Berühmtheit gelangten Angeklagten hätten erwachsen können, falls das Vergehen, dessen Leonardo da Vinci darin beschuldigt wird, erweisbar gewesen wäre. Diese Folgen sind nicht auszudenken. Die Florentinischen Statuten von 1458 faßten den mannsmännlichen Geschlechtsverkehr, die „Sodomiterei“, als schweres Verbrechen auf, das strengste Abndung verdiente. Leider erfahren wir aus den hier benutzten Quellenwerken nicht, ob diese Statuten feinere Unterscheidung sexueller Handlungen machten; wahrscheinlich ist das nicht; unter „Sodomiterei“ scheint vielmehr stets und überall ohne weiteres Podikation angenommen worden zu sein. Auf erstmalige Podikation unter

wechseltücker Zustimmung stand Geißelung oder auch Geldstrafe von 1000 Lira ohne oder mit Auspöschung, im Falle Zahlungsvermögens stellvertretender Korcker. Rückfällige Podkation wurde mit dem Tode bedroht. Auf gewaltsame Podkation stand der Feuertod, auf bloßen Versuch zu ihr einfacher Tod. Ein Haus, in dem Podkation war verübt worden, sollte niedergebrannt werden. Es lag demnach gegen Leonardo da Vinci Anklage gewohnheitsmäßigen Podkierens eines siebzehnjährigen Jünglings vor, und darauf stand Todesstrafe.

Nun wird aber weder angegeben, wie tief in das fünfzehnte Jahrhundert hinein diese rücksüßen Gesetzesvorschriften der Florentinischen Statuten von 1416 in Geltung geblieben sind, noch auch, inwieweit sie überhaupt strenge Anwendung gefunden haben. Tatsache jedoch ist, daß sie in der Zeit ihres zweifellosen Bestehens, durch das erste Viertel des 15. Jahrhunderts, die beabsichtigte Wirkung, die Verhinderung von Akten der Podkation, trotz ihrer Strenge zu erzielen außerstande waren, da ausgerechnet die Florentinische Republik um diese Zeit in ganz besonderem Ruf der Pflege podikatorischer Praktiken im Auslande stand. Dessen sind Zeugnis z. B. die „Zürcher Stadtbücher im Rats- und Richtsbuch“ von 1422, die für diese Straftaten sich der geographischen Bezeichnung „Florentzen“ bedienen, und für das letzte Viertel des 15. Jahrhundert, in das die gegen Leonardo da Vinci gerichtete Anklage fällt, wird von Caspar Witz brieflich bezeugt, daß in dem Florentiner Foliante der „Deliberazioni degli Ufficiali di Notte e Monasteri“ von 1475—76 eine Reihe ähnlicher Anklagen, wie die gegen Leonardo, sich verzeichnet finde. Es erscheint demnach die Annahme wohlberechtigt, daß eine milde Praxis gegenüber pädorasischen Pleichesitoden in Florenz das ganze 15. Jahrhundert hindurch in Geltung geblieben sein dürfte und Freisprechung von Strafe regelmäßig zu erfolgen pflegte, wenn eine mit dem Feuertod bedrohte Gewalttätigkeit der inkriminierten Handlung dabei nicht im Frage kommen konnte.

Auf Grund dieser Betrachtung und im Hinblick auf die von hervorragenden Beurteilern einmütig anerkannte, gemischtgeschlechtliche natürliche Veranlagung Leonardos fehlt jeder begründete Anlaß, in die Berechtigung der Angaben der Tambrunati, ungeachtet ihrer durch die Verhältnisse bedingten und genügend erklärten Anonymität irgendwelchen Zweifel zu setzen. Nur durch die Besorgnis für Leonardos vermeintliche „Entehrung“ läßt es sich verstehen, warum die Hüter des die beiden mitgeteilten Dokumente enthaltenden Foliante im Staatsarchiv von Florenz sich verdingt fühlen konnten, deren vollen Inhalt der Öffentlichkeit bis 1896 hartnäckig zu entziehen. Da sie aber, dem Drängen der einmal erregten gelehrten Neubegier endlich nachgebend, den das Geschlechtsleben ihres großen Landsmannes verhüllenden Schleier doch ein klein wenig lüfteten, zählten sie durch eben dieses ihr Verhalten offenbar, daß wirkliche Beweiskraft den Angaben der Dokumente ihrer wahren Überzeugung nach innewohnen müsse und begingen damit einen doppelten Fehler: Sie setzten durch ihr Zögern ungebührlich die berechtigste gelehrte Neubegier auf sie geben durch Mitteilung unzusammenhängender und größtenteils Mißdeutungen ausgesetzter Bruchstücke den Anlaß zu absolut irrigen Vermutungen.

Die Angabe nämlich, Dokumente über sodomische „Verbrechen“ Leonardos seien vorhanden, tauchte in der Literatur bereits 1883 auf. Der englisch schreibende Jean Paul Richter teilte mit, die Namen Leonardo und Verrocchio länden sich zusammen in dem oben genannten Foliante als in Konflikt mit den Gesetzen ihres Landes und ihrer Zeit, doch wären der Meister und sehr

Mündel freigesprochen worden. Der beigefügte Zusatz, Verrocchio sei damals 40, Leonardo 24 Jahre alt gewesen, mußte jedem Leser den Verdacht aufdrängen, es handle sich um geschlechtliche Vergehen zwischen Meister und Schüler. Richter aber tat sich noch etwas zugute auf diese seine Leistung durch die Erklärung, er halte es für wichtig, von den der Veröffentlichung entzogenen Dokumenten seinen Lesern diese kurze Rechenschaft über die wesentlichen Tatsachen abzulegen, da in die Öffentlichkeit gedrungene oberflächliche Anspielungen auf diese Tatsachen möglicherweise eine der Wirklichkeit nicht entsprechende Vorstellung hervorrufen könnten. Ein Jahr nach Richter hat dann der Italiener Uzielli 1884 einen äußerst dürftigen und gänzlich nichtssagenden Auszug aus den von Richter bezeichneten beiden Dokumenten veröffentlicht, und ohne ihren eigentlichen Inhalt überhaupt auch nur zart anzudeuten, sie zum Anlaß genommen, einen acht Druckseiten langen Erguß über Bibliothekswesen zum besten zu geben. Darin nimmt er einfach gräßliche Verleumdung seines Klienten an, wie hiernach Solmi und Mario Herzfeld. Und in einem spätern gegen Richter gemünzten ergänzenden Zusatz vermeidet er abermals jedes Eingehen auf den eigentlichen Inhalt der nur auszugsweise gegebenen Dokumente; ja er scheut nicht davor zurück, der bei seinen Lesern durch Richters Andeutungen hervorgerufenen irrthümlichen Annahme von Defizien zwischen Leonardo und Verrocchio neue Nahrung zuzuführen. Nach seiner Behauptung verschwände indessen die ganze, gegen Leonardos Moralität vorgebrachte anonyme Beschuldigung schon einzig ihrer Anonymität halber wie Nebel vor der Sonne. Die Hauptstütze aber seines gutgemeinten, wenn auch gänzlich verunglückten Ehrenrettungsversuchs findet Uzielli in dem Umstand, daß Leonardo eine erst dreihundert Jahre nach seinem Ableben veröffentlichte Zeichnung gelehrt hat, die ein tief wissenschaftliches Axiom behandelt, da sie die von vorn erfolgende geschlechtliche Vereinigung als die für das Menschengeschlecht allein den Naturgesetzen entsprechende darstellt. Uzielli übersieht dabei, daß Leonardo, der nicht allein ein großer Künstler, sondern auch ein feiner Beobachter aller natürlichen Vorgänge in der Natur gewesen ist, diese Darstellung für die Vorlesungen eines italienischen Professors der menschlichen Anatomie entworfen hat, und daß sie ohne allen Zweifel nur im Gegensatz zu der bei den höheren Thieren der Regel nach von hinten her üblichen Begattung zum Behufe der Fortpflanzung verstanden werden sollte, nicht jedoch im Gegensatz zum Analkoitus, der mit der Fortpflanzung ja gar nichts zu schaffen hat.

Genaß so entsteht als Richter und Uzielli hat 1892 der Franzose Séailles die Affäre Leonardo-Verrocchio dargelegt, und die gleiche schlechte Auffassung findet sich in dem so wundervollen Roman des Russen Merezhkowskij wieder, wie sie denn auch in der neuesten Ausgabe von Burckhardts „Renaissance“ durch Ludwig Geiger 1901, ungeachtet der 1896 erfolgten Publikation des ganzen Wortlauts der Dokumente durch Scognamiglio, noch unberichtigt geblieben ist.

Scognamiglio gesteht zu, die Beamten des Staatsarchivs zu Florenz hätten jedweder Nachfrage nach einem Dokument über Leonardo, dessen Vorhandensein zu den Ohren der Nachfragenden gedungen war, vier Jahre hindurch hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt. Sie zeigten damit ein Verhalten, das stärkste Bedenken erregen und die Befürchtung aufkommen lassen mußte, Leonardo habe vielleicht nachweislich schwere Verbrechen begangen. Weshalb aber wurde diese Weigerung solange durchgeführt, wenn wirklich

alle Dokumente so unverfänglich sind, als das auch Scognamiglio glauben zu machen sucht? Er führt den wichtigen philologischen Nachweis, das Wörtchen *sta* sei im 15. Jahrhundert allgemein und auch von Leonardo selbst für *abito* gebraucht worden und bedeute wohnen. Leonardo sei, so führt er aus, nicht sodomischen Umgangs mit seinem Lehrer Verrocchio beschuldigt gewesen, wie Richter, Uzielli und Ravaisson-Mollon die Welt glauben machten, sondern sodomischen Verkehrs mit einem siebzehnjährigen Goldschmied Jacopo Saltarelli. Soweit ihnen Tatsachen zugrunde liegen, sind denn auch alle anderen Erörterungen Scognamiglios wertvoll und annehmbar. Was er jedoch über die Tatsachen hinaus noch vorbringt, bleibt nicht nur äußerst unfechtbar und phantastisch, sondern geradezu unverständlich. So nimmt er an, Leonardo habe vom 9. April bis zum 7. Juni 1476 in San Marco unschuldig Untersuchungshaft erlitten, und um diese ganz willkürliche, ja dem Wortlaut des ersten Dokuments direkt widersprechende Hypothese wahrscheinlicher zu machen, stützt er sich auf eine in drei Lesarten vorgelegene Tagebuchbeurteilung Leonardos von sehr mythischem Inhalt, in der ein Hinweis auf eine von ihm einmal erlittene Haft sich findet. Zur Ehrenrettung Leonardos wähnt er, leichtgläubigen und walfunknädigen Lesern eine völlig aus der Luft gegriffene Annahme aufschwätzen zu können, sehr berühmter Landsmann habe sich des Jacopo Saltarelli lediglich als eines Modells für eins seiner Bilder bedient. Da dieser junge Mann in schlechtem Rufe, nämlich dem eines Strichjungen, gestanden, so hätte das bei denen, die ihn im Atelier Leonardos ein- und ausgehen sahen, leicht den Verdacht erwecken können, als ob Leonardo mit ihm unvorläufige Beziehungen gepflegt, und so habe recht wohl die anonyme Anzeige an das Gericht die Folge sein können. Allein auch diese Hypothese findet in den Dokumenten eine Stütze nicht. Das von Scognamiglio aufgeführte schwerste Geschütz zur gänzlichen Ansäufung der dort großen Italiener nachgesagten Leidenschaft, die Abfassung der *Tabula anatomica* durch Leonardo, ist nichts als eine überflüssige Aufwärmung des verunglückten Ehrenrettungsversuches Leonardos durch seinen Landsmann Gustavo Uzielli. Und wenn auch Eugène Müntz durch die Darlegungen Scognamiglios sich bestechen ließ und der Meinung Ausdruck gab, man ersehe aus den Dokumenten, wie schon Leonardos Zeitgenossen durch seine Freisprechung die Anklage gegen ihn als eine schändliche Verleumdung zurückgewiesen hätten, so steht diesem französischen Anstehler der deutsche Richard Müller schroff gegenüber, der, unbefleißt durch italienische Phrasen, mit nackten Worten sich zu der Anschauung bekennt, einer Urkunde zufolge habe 1476 Leonardo zu Florenz vor Gericht gestanden, „weil er Beziehungen zu Jacopo Saltarelli, einem Goldschmiedgesellen, hatte“. Und auch jeder andere Unbefangene, der die Dokumente ohne allen Vorbehalt prüft und sie so auf sich wirken läßt, als sei Leonardo ein ihm gänzlich Gleichgültiger, — wer sich vergegenwärtigt, wie der Maler Leonardo mit andern Männern, einem Goldschmied, einem Rocksneider und einem dritten vor Gericht steht, um gemeinsam mit ihnen gewohnheitsmäßiger Beziehungen zu demselben, als Strichjungen bekannten Jüngling beschuldigt zu werden, Beziehungen, die, obgleich auf ihnen Todesstrafe stand, doch in Florenz etwas so alltägliches waren, daß sie im Auslande als „florentzen“ gekennzeichnet wurden, — wer endlich dem durch vielfache Erfahrungen als zuverlässig erwiesenen Ausspruch Gibbons, daß Verdämler wahr zu übertreiben, nicht aber zu erfinden pflegen, oder, um mehr im Volkston zu reden, daß wo Rauch auch Feuer sei, nicht jede Berechtigung absorbiert; — der wird in der Freisprechung

Leonardos durch das Florentiner Gericht einen durchschlagenden Beweis für seine Unschuld in seinen Beziehungen zu Jacopo nicht zu erblicken vermögen. Wie immer man sich auch wenden und drehen möge, nach den anbefangenen Zeugnissen sorgfältigster Zergliederer der Psyche Leonardos kann ein Zweifel darüber nicht obwalten, daß dieses Künstlers und Gelehrten Naturveranlagung eine ausgesprochen hermaphroditische war, daß er Liebe zum Weibe im geschlechtlichen Sinne niemals gepflegt hat, seine überströmende Zärtlichkeit vielmehr schönen jungen Männern galt, die er über alles geliebt hat. Mag er nun mit Jacopo Saltarelli sodomitisch verkehrt haben oder nicht — seine solideste Ehrenrettung stellte er sich selber aus in seiner von seinem Verleumdiger Scognamiglio angezogenen, freilich von diesem in genau entgegengesetztem Sinne verwendeten Tagebuchbemerkung: „Es ist etwas so Verächtliches um die Lüge, daß, wenn sie von Gott auch Gutes sagte, sie ihm immer noch etwas von seiner Götlichkeit rauben würde; so erhaben dagegen ist die Wahrheit, daß, lobte sie selbst niedrige Dinge, sie diesen noch einen gewissen Adel verleihe.“

Alle Quellen der vorstehenden Ausführungen finden sich gewissenhaft vermerkt in einer dem großen Leonardo da Vinci gewidmeten selbständigen monographischen Arbeit, deren Veröffentlichung leider die gegenwärtig allzu hohen Druckkosten im Wege stehen

F. Karsch-Haack

Märchen und Sagen

Die Wahrsagerin und die drei Schwestern¹⁾

Ein türkisches Volksmärchen mit homerolischem Einschlag

Es gab einmal eine Frau, die hatte drei Töchter. Eine spann jeden Tag Baumwollfäden, eine andere nähte, und so verdienten sie für alle das tägliche Brot. Dann starb ihre Mutter. Eines Abends sahen die verwaiseten Mädchen eine Zigeunerin auf der Straße vorübergehen und sagten einander: „Rufen wir diese Frau herein und lassen wir uns von ihr unsere Zukunft voraussagen.“ Sie riefen die Zigeunerin herein, die ihnen voraussagte. Zum ältesten Mädchen sprach sie: „Dein Kismet ist am Grunde des Brunnens“; dem mittleren sagte sie: „Dein Kismet ist auf dem Friedhofe“; dem jüngsten endlich erklärte sie: „Dein Kismet ist in der Schamlosigkeit“ — und damit ging sie weg.

Eines Tages, als die älteste Schwester Baumwolle spann und die Spindel gegen den Brunnen zu schwing, riß, ohne daß sie wußte, wie das geschah, der Faden, und die Spindel fiel in den Brunnen hinab. „O weh!“, klagte sie ihren Schwestern, „meine Spindel ist in den Brunnen gefallen, laßt mich hinab, sie dort zu suchen.“ Und die jüngeren Schwestern banden ihr einen Strick um den Leib und ließen sie so in den Brunnen hinunter. Als das Mädchen auf

¹⁾ Dieses Märchen ist dem Werke: Türkische Volksmärchen aus Sтамбуl, gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Dr. Ignaz Kúnos (gesprochen Kunosch), Leiden, E. J. Brill, ohne Jahr, XXXI und 310 Seiten (51 Volksmärchen), Seite 332–338 (43. Märchen: Die Wahrsagerin) entnommen. Der selbe Inhalt dieses Volksmärchens wird durch den veränderten, umfassenderen Titel besser zum Ausdruck gebracht

F. K. H.

den Brunnengrund gelangt war, erblickte es ein eisernes Tor. Sofort sperrte es dieses auf, und als es durch das Tor weiterging, sah es dort einen Jüngling und ein Mädchen schlafen und neben ihnen ein Kind in der Wiege. Die Schwester nahm ihren Schal und bedeckte mit diesem den Jüngling und das Mädchen, und da sie dort auch ein Messer vorfand, so nahm sie es und steckte es in ihren Gürtel. Hierauf ging sie auf den Grund des Brunnens zurück und rief ihren Schwestern zu, sie hinaufzuziehen. Diese brachten sie nach oben und fragten sie, was sie denn dort unten so lange getrieben habe. „Ich habe meine Spindel gesucht und so laute geschrie, bis ich sie gefunden,“ antwortete die Schwester.

Der Jüngling dort unten war der Sohn eines reichen Mannes, das Mädchen war eine Peri¹⁾, und da es den Jüngling in sich verliebt machte, so trafen sich beide jeden Tag dort unten auf dem Brunnengrunde. Als sie nun aus dem Schlafe erwachten und den Schal auf sich erblickten, schrie das Peri-Mädchen: „O weh, uns hat ein Mensch gesehen“, und mit diesen Worten verschwand es nebst seinem Kinde. Als der Jüngling hin und her suchte und auch sein Messer nicht fand, sprach er zu sich: „Aus den Perihänden bin ich befreit, jetzt gehe ich, um zu erforschen, wer mein Messer von hier fortgetragen hat.“ Damit verließ er den Brunnen und, nachdem er verschiedene Gegenstände zusammengekauft hatte, bog er an, diese auf der Straße feilzubleiben. Wer von ihm etwas kaufen wollte, dem bedeutete er, daß er nicht für Geld verkaufe, sondern wer irgendein Messer, Taschenmesser oder was dem ähnliches besitze, dem tausche er es gern gegen seine Ware um.

Wie er so in den Straßen auf und ab ging, kam er an dem Hause vorüber, in dem die drei Schwestern wohnten. Da auch die Mädchen etwas kaufen wollten, sagte er auch ihnen, daß er nicht für Geld verkaufe, sondern, wenn sie ein Messer oder Messerähnliches hätten, er ihnen das Ausgesuchte dafür hingeben wolle. Hierauf holte die älteste Schwester jenes Messer hervor, das sie aus dem Brunnen heraufgebracht hatte. Der Jüngling bogab sich damit nach Hause und bot seine Mutter, sie möge jenes Mädchen, das ihn vom Peri-Mädchen befreite, aufsuchen und für ihn zur Frau begehren. Die Mutter begab sich dorthin, berief sich auf Allahs Befehl und ließ für ihren Sohn um des Mädchens Hand an. Das Mädchen willigte ein und nach kurzer Zeit wurde die Hochzeit gefeiert.

Während dieses junge Paar in Glückseligkeit lebte, gingen eines Tages

¹⁾ Peri oder Feen und Schutzgeister erscheinen im türkischen Volksmärchen in mannigfacher Gestalt. Sie gehören einem besonderen Geistesreich an, bilden einen Staat für sich und haben ihren eigenen Fürsten. Sie bewohnen einen von keinem Sterblichen je gesehenen Palast und Gärten mit Nachtigallen, mit Silber-, Gold- und Diamantblumen und mit von Quellen und Springbrunnen umgebenen Klosken. Eine große Dienerschaft steht ihnen ständig zur Verfügung. Von Menschen bewohnte Orte durchfliegen sie meist als Tauben oder in Gestalt anderer Vögel, bald einzeln, bald zu drei, zu sieben oder zu vierzig. Siegel ein weiblicher Periwinkel in ein Wasserbecken, so verwandelt er sich in eine feenhafte Mädchenschönheit. Eine solche verliebt sich leicht in einen sterblichen Jüngling, besonders gern in einen Sultanssohn; sie verübt dann allerhand Zaubereien, unterliegt aber dem Zwange, morgens, bevor der erste Hahn kräht, in ihrem Orlentpalast sich wieder einzufinden. Männliche Peri erschleichen den Menschen als Vögel oder als Schlangen, suchen gern sterbliche Frauen auf und verwandeln sich abends in einen schönen Jüngling. Peri treten — wie im obigen Märchen — auch als Wahrsagerin auf, die sterbliche Mädchen beraten und ihnen ihre Zukunft (Ihr Kloste!) verkünden.
F. K.-H.

die beiden andern Schwestern ins Bad. Nachdem sie sich gewaschen hatten und nach Hause zurückkehrten, geschah es, daß die jüngste Schwester, man weiß gar nicht, wie es gekommen, von der Seite der mittleren Schwester verschwand. Diese suchte und suchte sie, fand sie aber nicht, und wie sie weinend umhersah, kam sie zu einem Friedhofe, wo sie sich niedersetzte, um ein wenig auszuruhen. So sitzend, schlief sie ein, während inzwischen die jüngste Schwester nach Hause kam. Durch das Wehern eines Pferdes erwachte das schlafende Mädchen, und als es sich umblickte, sah es, daß ein Mann vom Pferde stieg, ein Grab öffnete, einen Jüngling daraus hervorzog, ihm etwas zu riechen gab und so zu sich brachte. Dann gab er ihm zu essen und zu trinken und fragte ihn, ob er ihm nun Gehör geben würde, „Lieber sterbe ich,“ sagte der Jüngling, worauf der Mann ihn wieder ins Grab zurücklegte und sich entfernte.

Dieser Jüngling war ein Sultanssohn (Schehzade) und erkrankte einst. Jener Mann aber war ein Arzt, der zum kranken Jüngling gerufen wurde und auf den die Schönheit des Schehzade solchen Eindruck machte, daß er sich von ihm nicht mehr trennen wollte. „Ich helfe dich,“ sprach zu ihm der Arzt, „jedoch nur dann, wenn du meinen Worten Gehör schenkst.“ Der Jüngling, der die Absicht des Arztes nicht begriff, wollte den Arzt nicht mehr sehen, der ihm hierauf ein betäubendes Getränk eingab, nach dessen Genuß der Jüngling in todähnliche Ohnmacht verfiel. Seine Eltern, die meinten, daß er wirklich gestorben wäre, ließen ihn auf jenem Friedhofe begraben, und allmählich begab sich der Arzt dahin, um seine Absicht mit ihm doch noch zu erreichen.

Als das Mädchen dies beobachtet hatte, wartete es bis zum Anbruch des Morgens und eilte dann heim. Auf dem Wege sah es, wie in einem Hause Lokma (eine Mehlspeise) verteilt wurde; jeder bekam davon einen Teller voll. Das Mädchen, das vom vielen Umherwandern und durch die Nachtwache hungrig geworden war, trat gleichfalls ein und bot ihm ein oder zwei Stück Lokma. Man gab auch ihm davon. Als es sich niedersetzte, um die Lokma zu verzehren, sah es, daß die Hansleute alle weinten. Es fragte nach dem Grunde und die Diener berichteten ihm: „Der Schehzade ist gestorben, gerade heute sind es vierzig Tage, daß er gestorben ist; seine Lokma halten wir heute.“ Das Mädchen bat, man möge es vor die Sultana führen, da es dieser etwas Dringendes mitzutellen habe.

So wurde das Mädchen zur Sultansfrau geführt und sagte dieser, daß ihr Sohn fürwahr nicht gestorben sei. „Gibst du mich ihm zur Frau, wenn ich ihn finde?“ fragte das Mädchen. „O, meine Liebe, bist du denn verrückt,“ sagte die Sultana, „gerade vierzig Tage sind es schon her, daß er gestorben ist, seitdem sind auch seine Knochen nicht mehr da.“ Das Mädchen aber schwor, ihr Sohn lebe noch. „Wenn du es nicht glaubst, so komm diese Nacht mit mir und ich werde dir deinen Sohn zeigen.“ Die Sultana berichtete davon dem Padischah und in der Nacht begaben sich alle auf den Friedhof. Das Mädchen versteckte die Eltern an einer geeigneten Stelle. Um Mitternacht erschien der Arzt, stieg vom Pferde, ging zum Grabe hin und, nachdem er dem Schehzade wieder Leben eingelößt hatte, stellte er dieselbe Frage an ihn wie in der vorigen Nacht. Als die Eltern ihren Sohn antworten hörten, eilten sie zum Grabe hin und drückten weinend ihren Sohn an ihr Herz. Den Arzt

lieben sie enthaupen⁷⁾, ihren Sohn jedoch verlobten sie mit dem Mädchen und verheirateten die beiden miteinander.

Unterdessen wartete und wartete die jüngste Schwester auf die mittlere, und als sie sah, daß jene nicht nach Hause kam, suchte sie einen abgetragenen Feredsche (Mantel) hervor, zog ihn an, ging von Haus zu Haus, verlangte überall etwas Brot und fristete damit ihr Leben. Da sie sich so an die Schamlosigkeit gewöhnte, tat sie jeden Tag dasselbe. Eines Tages klopfte sie an der Tür eines Hauses an. Der Eigentümer dieses Hauses besaß einen Sohn, der sich alltäglich in sein Zimmer einschloß, seinen Kopf dort zwischen zwei Polster steckte, niemanden anschaute und so den ganzen Tag aushielt. Wie oft er noch verheiratet werden sollte, er wollte nie eine Braut anschauen, weshalb die Mädchen auf ihn böse wurden und ihn unbeachtet ließen.

Als nun unser Mädchen an der Tür eines Hauses anklopfte, fiel es sogleich durch seine Gesprächigkeit und sein hübsches Gesicht auf. Die Eltern des Jünglings überlegten es sich nicht lange und sprachen zum Mädchen: „Mein Kind, wir haben einen Sohn, möchtest du seine Frau werden?“ „Ja wohl,“ antwortete das Mädchen. „Unser Sohn ist aber derart, daß er mit niemandem ein Wort spricht und hat diese und diese Gestalt,“ sagte die Mutter. Da versetzte das Mädchen: „Ich werde ihn schon zum Sprechen bringen, seid unbesorgt und gebt ihm mir nur zum Mann.“ Daraufhin verlobten die Eltern das Mädchen und führten es in das Zimmer des Jünglings.

Das Mädchen sah nun, daß der Jüngling in der Tat so war, wie er ihm geschildert worden; seinen Kopf steckte er zwischen zwei Polster und sah niemanden an. Das Mädchen schloß die Tür, ging zum Jüngling hin, und als ob es zu sich selber spräche, stieß es die Worte hervor: „Aber mein Herz, laß mich gehen, drück mich nicht; o wie weh tut das, aber, — aber —“ und dabei erhob sie sich geräuschvoll, setzte sich wieder nieder und sprang dann im Zimmer umher. Als die Eltern des Jünglings das Sprechen und das Geschrei des Mädchens hörten, glaubten sie, daß es ihrem Sohne gefalle und freuten sich darüber.

Unterdessen war es Abend geworden; auf einem Teller wurden Speisen heringebracht und vor das junge Paar hingestellt. Allein der Jüngling legte sich nieder, ohne seinen Kopf zwischen den Polstern hervorzuziehen. Das Mädchen machte sich aber vor allem über die Speisen her und versehrte sie. Dann ordnete es sein Bett, legte sich nieder und tat so, als ob es schlief, beobachtete jedoch den Jüngling verstohlen unter der Bettdecke hervor. Als der Jüngling annahm, daß das Mädchen schon eingeschlafen sei, stand er auf, öffnete die Tür und ging über die Treppe hinaus. Das Mädchen folgte ihm sofort und sah, daß ihn ein Mädchen, schön wie der Mond am vierzehnten, erwartete und mit den Worten empfing: „O mein Bei, wo bleibst du so lange? Ich war schon überdrüssig des Wartens; wenn du noch länger gesäumt hättest, so hättest du mich nicht mehr gefunden.“ Zu seiner Entschuldigung erklärte der Jüngling, daß in der Nacht ein Mädchen zu ihm ins Zimmer gebracht worden sei und er nur habe warten müssen, bis es eingeschlafen wäre.

⁷⁾ Nicht ob seiner verliebten Neigung zum schönen Selimsohn wird der Arzt geköpft, sondern weil er mit seiner Kunst gewissem Mißbrauch dadurch tleb, daß er Arzelen, statt sie zur Wiederherstellung des Kranken zu verwenden, dazu benutzte, seinen Patienten in todesähnlichen Schlaf zu versenken, und dafür, daß er die unglücklichen Eltern des Scheintoten über den wahren Zustand ihres Kindes täuschte. Das Unmoralische der homöopathischen Episode dieses Volksmärchens wird demnach nicht in das Obergeschichtliche an sich gefügt, sondern in die besondere Art, wie der homöopath veranlagte Arzt seinen Wunsch durch Gewalt zu erzwingen bestrebt gewesen. F. K.-M.

Jenes schöne Mädchen aber war die Tochter des Padischah der Pers. Der Jüngling hatte sie im Traum erblickt und sich in sie verliebt. Das Peri-Mädchen hatte zu ihm gesprochen: „Wenn du niemandem auf der Welt, mich ausgenommen, ins Gesicht schmeißt, werde ich jeden Abend zu dir kommen.“ Deshalb steckte der verliebte Jüngling seinen Kopf zwischen zwei Polster, um niemals gezwungen zu sein, jemanden anzusehen. Als das Peri-Mädchen vernahm, daß man in das Zimmer des Jünglings ein Mädchen geführt hatte, sagte es: „Wenn du jenem Mädchen nur einthal bis Lussicht schmeißt, wirst du mich nicht mehr wiederssehen.“ Nachdem die lauschende Schwester dies alles mit angehört hatte, kehrte sie in das Zimmer zurück und schloß die Tür hinter sich ab. Inzwischen unterbielt sich der Jüngling mit dem Peri-Mädchen weiter, und als dieses endlich weggegangen war, beehrte auch er in sein Zimmer zurückzukehren.

Als er dort eintreten wollte, bemerkte er, daß das Zimmer von innen verschlossen war. Darüber wurde er verlegen und hub an, das Mädchen zu bitten, ihm doch zu öffnen. Allein, wie sehr er auch bat und flehte, das Mädchen sträubte sich. Um einzufassen, bis er geschworen habe, daß er sich mit ihm ein wenig unterhalten wolle. Daraufhin öffnete das Mädchen die Thür und in dem Augenblick, wie es den eintretenden Jüngling umarmte und an sich preßte, ward die zur Treppe führende Thür zu einer Wand. Darans schloß der Jüngling, daß er das Peri-Mädchen für immer verloren habe.

In der Frühe des folgenden Tages verließen die jungen Leute ihr Zimmer. Das Jünglings Eltern dankten Allah sehr und freuten sich so innig, daß sie die junge Braut mit der größten Liebe umgaben und nach vierzig Tage und vierzig Nächte dinnenden Hochzeitsfeierlichkeiten wurde aus ihnen ein glückliches Paar.



Aus -Hymnen für die Erde von Walt Whitman.
Insel-Verlag, Leipzig

Jede Art für sich und ihr Eigen, mir die meine männlich und weiblich,
Mir die, welche Burschen gewesen sind und Frauen lieben,
Mir der Mann, der stolz ist und fühlt, wie es schmerzt, abgewiesen zu werden,
Mir das Lächeln und die alte Jungfer, mir die Mütter und die Mütter der
Mütter,
Mir die Lippen, die gelächelt haben, Augen, die Tränen verschütteten,
Mir Kinder und Erzeuger von Kindern.

Enblößt euch! Vor mir seid ihr nicht schuldig, noch alt, noch abgedankt,
Ich sehe durch schwarzes Tuch und durch gefärbtes Gerg, ob ihr wollt oder
nicht,
Und bin dabei und zur Stelle, hartnäckig frey, eroberungssüchtig, unermüdet,
und katzt mich nicht abschüttelt.



Die Logen

Es sei nochmals kurz auf Sinn, Ziel, Zusammensetzungen und Bedingungen der Logen eingegangen.

Die Logen sind ein Bund, kein Verein, bealagen also eine möglichst homogene Zusammensetzung aus Gründen der engeren Fühlungnahme der Mitglieder untereinander und der Unterordnung unter dieselbe Idee.

Das Ziel der Logen begriff die uralten Interessen in sich, geht aber über sie hinaus.

Die Logen nehmen Uranier und Normalje auf.

Eingehende Prüfung der Postulanten und Ablehnung ohne Angabe des Grundes ist den Logen vorbehalten.

Die Frage nach der sexuellen Veranlagung ist verboten, auch den Prüfenden.

Die Logenbrüder dürfen als solche niemals nach außen hin geschildert werden; innerhalb der Logen dürfen sie sich nicht bei ihrem Namen nennen.

Die Logen halten sich grundsätzlich von allen persönlichen wirtschaftlichen Zwecken fern. Sie dürfen kein Privatunternehmen sein, aus dem eine Person oder eine Gruppe von Personen Nutzen zöge.

Logen, die sich in anderen Städten unter gleichen Gesichtspunkten bilden, sind nur organisch mit uns bei völlig übereinstimmender Disziplin verbunden.

Die Logenform ist gewählt, weil sie den Bund am vollkommensten verkörpert, weil sie das Mittel ist, den Bund exklusiv und in seiner Gesamtheit rein zu halten.

Die Logen haben zur Aufgabe, die unumstößliche Wahrheit vom wirbelnden Fluß der Geschlechter innerhalb der bloßen Ideen „Mann“ und „Weib“ durch geeignete Mittel mit allen ihren Folgerungen ins lebendige Leben hineinzutragen, auf daß endlich im Rahmen der Gesellschaft und bei hellem Tageslicht ungezählte Menschen, von denen die Homosexuellen nur eine extreme Gruppe bilden, sich zu ihrem Glücke und zum Wohle der Allgemeinheit frei entfalten können zu der menschlichen und sozialen Aufgabe, die ihrer Natur gesetzt ist.

Mitteilungen

Wir ersuchen darum, alle Sendungen an die „Redaktion“, außerdem mit dem Namen „Professor Kursch“ zu versehen. Eingeschriebene Briefe werden uns sonst nicht ausgeliefert und müssen an den Absender zurückgehen. Auch ersuchen wir uns ohne dies sicherer.

In allen inneren Angelegenheiten und mit den Manuskripten wende man sich möglichst schriftlich an die Redaktion (Manuskripte möglichst Maschinenschrift), in Fragen des Bezugs und des Inseratenwesens an den Verlag. Wir ersuchen dringend darum, Pseudonyme und postlagernde Korrespondenz zu vermeiden, da sich dies mit unserem Ziel nicht in Einklang bringen läßt und die Wirkung unserer Arbeit dadurch abgeschwächt würde. Jeden Sonntag Vormittag zwischen 11 und 12 $\frac{1}{2}$ Uhr wird wenigstens einer von uns sich Besuchern auf schriftliche Anmeldung hin zur Verfügung stellen.

Die Logen: Aufruf in No. 1 des „Uranos“ und No. 1 der „Freundschaft“ vom Anfang Januar d. J.; Alle Briefe sind von jetzt ab an Herrn Professor Kursch, Charlottenburg, Knesbeckstraße 92, zu richten. Es wird ersucht, Postlageradressen in Zukunft möglichst zu vermeiden.

Wenn unsere Bestrebungen sympathisch sind, der möge sie uns durch Werben von Abonnenten und Mitarbeitern in jedem Sinne weiterhin möglich machen!

B e s u c h b e d i n g u n g e n

Vierteljahrsabonnement im Inland Mk. 15.— bei Zusendung unter Streifenband, Mk. 18.— unter Briefumschlag; für den Ausland kommt das betreffende Porto hinzu.

Die Redaktion

URANOS

DES KOMMENDEN TAG

:-: FÜR EIGENE WELTDEUTUNG! :-:
FÜR FRUCHTTRAGENDE LEBENSHALTUNG!
:-: FÜR ERFÜLLTE GESELLSCHAFT! :-:

LEITER FÜR WISSENSCHAFT UND KRITIK: PROFESSOR FERDINAND KARSCH
— LEITER FÜR LEBENSGESTALTUNG UND BELLETRISTIK: RENÉ STELTER —
REDAKTION: BERLIN-CHARLOTTENBURG, KNESEBECKSTRASSE 92 (F. KARSCH-
HAACK) — VERLAG UND EXPEDITION: BERLIN SW. 48, WILHELMSTRASSE 124

Nummer 5

1. Mai 1921

1. Jahrg.

Spree-Sodom!

Aus Briefen eines österreichischen Offiziers

Liebenswürdigster Freund!

Die warme Gesellschaft alhier, — — Geschwind, Freund, mit dem Briefe weg, wenn Ihre Laura hincinguckt! Lassen Sie sie ja keine Zeile weiter lesen, als mein ergebenstes Kompliment.

Die warmen Gesellschaften alhier machen einen großen Teil der Galanterien der Männer aus! Das werden Sie wohl nicht verstehen?

Auch ich verstand dieses schöne Kunstwort der hiesigen Sybariten nicht. Aber folgender Umstand gab mir die Erklärung dieses termini technici.

In einer Gesellschaft von Herren und Damen, in die Herr W. mich eingeführt, bemerkte ich von Zeit zu Zeit, daß sich die Mänonerchen mit der wärmsten Zärtlichkeit halseten, küßten, die Hände drückten und einander Säßigkeiten vorschwatzen . . . Ich hielt alle diese Auftritte für bloßen freundschaftlichen Ton, für wahre männliche Sympathie der Seelenstimmung. Aber wie erstaunte ich nicht, da ich hinter diese freundschaftlichen Mysterien kam! Ich gestand meine Verwunderung Herrn W.

„Oh, darüber dürfen Sie sich nicht wundern, diese sieben Herren sind **Warme**. Wissen Sie davon nichts? Und sind schon vier Monate in Berlin! Sie haben doch wohl von der sokratischen Liebe gelesen? Nun, sehen Sie, das sind lauter sokratische Liebhaber.“

Nun, diese Herren, die sich mit der **Plüderaste** amüsieren, werden **Warme** genannt . . .

Und, Freund, — diese Schwelgereien sind hier Galanterien; über die man in Gesellschaften wie über Mädchenliebe scherzt, die so ganz ohne Scheu ausgeübt werden, und über die man nicht einmal errötet! — —

Fast kein junger wohlgebildeter Knabe ist vor diesen Herren sicher. Sobald sie ihn wittern, laufen sie wie Hirsche in der Brust nach. Pfui! über die anmaßigen Böcke!

Groß und Klein, Jung und Alt, Vornehm und Gering, — alles befaßt sich mit diesem Possenspiele.

Ich spaße nicht, Freund! Die Großen stecken so gut mit unter der Decke wie die Geringeren, welche sich in diese Absurdität lediglich darum verliehen, um die vornehme Mode mitzumachen. . . . Die Knabenliebe ist hier außerordentlich im Schwange. Es gibt hier sogar Häuser, wo die Bööbchen sich, wie die Mädchen in den öffentlichen Häusern, darstellen. — — — Mit Verwunderung sah ich den Liebkosonen zu, mit welchen die älteren Böcke den jüngeren begegneten. . . . Nichts ist lächerlicher, als wenn Sie die eifersüchtigen Männen sehen sollten, wenn ein glücklicherer Zeus dem andern seinen Ganymed raubt. Eine Beleidigung vom größten Gewicht könnte nicht so unverhältnißliche Fehlschaff stiften, wie dieser Lockenraub.

Sie finden hier Häuser, die unter dem ehrsamem Titel einer Knabenstube existieren, worin sich Börschchen von vierzehn, fünfzehn und mehr Jahren zu diesem Zeitvertreibe einfänden und sich nach Gelegenheit mit Mädchen oder mit warmen Brüdern unterhalten. Noch mehr! Sie finden Kuppler und Kupplerinnen, die auf den Straßen herumwandern und Kinder, auch wohl erwachsene Jünglinge, ansuchen, sie in dergleichen Häuser locken und davon ihren Gewinn ziehen.

Dieses Laster kann nur durch die Idee, daß es ein großes Verbrechen, eine große Beleidigung Gottes ist, wider die er in vollem Grimme donnert, geübt werden.



Obiger Auszug aus einem Brief über Berlin enthält gewiß Tatsächliches, aber mit kurzseitigen Augen geschaut. Er ist eine aus hassender Seele entworfene, einseitige und ungebührlich übertriebene Schilderung nicht etwa aus der gegenwärtigen Viermillionen-Weitstadt, sondern aus dem kleinen Berlin von 1780, als die Stadt noch mehr einem Dorfe ähnlich war — denn 1830 zählte sie ja noch nicht voll $\frac{1}{2}$ Million Einwohner. Der Briefauszug bringt uns einen Teil des 15. der 29 „Briefe über die Galanterien von Berlin, auf einer Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier“, ohne Orts- und Verlagsangabe 1782 gedruckt. Ein Bündchen von 376 Seiten, dessen ungenannter Autor ein gewisser Johann Friedel sein soll. Der ganze 15. Brief „Warme Brüder. Gedanken über die Knabenliebe“ bildet eine notwendige und vorzügliche Ergänzung zu dem neuern, recht beachtenswerten Buch „Das perverse Berlin, Kulturkritische Skizze“, Berlin, Rich. Eckstein Nachf., ohne Jahr, von einem leider auch ungenannten, höchst sachkundigen Verfasser, sowie zu Magnus Hirschfelds Schrift „Berlins drittes Geschlecht“ in Großstadt-Dokumente von Hans Ostwald, Band 3, 1904.

Die im obigen, fast anderthalb Jahrhundert alten Brief als „Laster“ und „Verbrechen“ gebrauchte angebliche Berliner Eigenart hat das ehemalige Pischendorf nicht behindert, zu einer großen, in vieler Hinsicht musterghltigen Weitstadt sich auszuwachsen, die alljährlich den Zustrom von vielen Tausend interessierten Fremden aus allen Ländern der Erde über sich ergehen lassen muß. Auch trägt sie am augenblicklichen Niedergang der Viermillionen-Weitstadt nicht die allgeringste Schuld. Wie die Skandale und Inzanderheit die

Skandalprozesse an der Schwelle unseres jungen Jahrhunderts darum, vermochte weder der § 143 des Preussischen Strafgesetzbuchs, noch ein § 152 im Entwurf des Strafgesetzbuchs für den Deutschen Bund, noch endlich der § 175 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs diese Berliner Eigentümlichkeit abzuändern, dieses „Laster“ und „Verbrechen“ einzuschränken, geschweige denn völlig zu beseitigen. Und das ist durchaus verständlich, da die Homogamie allen Oegendinstinkten zum Trotz sich als Wesensausfluß der gegebenen unabänderlichen menschlichen Natur überall und jederzeit offenbart. Dennoch taucht im neuesten Voranwurf zum revidierten Reichsstrafgesetzbuch der unglückselige § 175 als § 325, und gar in verschärfter Form, wieder auf. Der Glaube, dem er zu entspringen scheint, wird sich als Aberglaube, die Hoffnung, die ihm gebären möchte, als Trug erweisen. Sicher ist aber dies: eine seiner ungewollten Wirkungen muß die sein, daß noch vor seinem Inkrafttreten literarische Schlammfluten des Für und des Wider die Homogamie, die man doch schon glücklich gestaut wähnte, aus alten und neuen Quellen gespeist, sich wieder ansammeln und noch einmal, zum Schaden des moralischen Ansehens Deutschlands, durch zahllose Kanäle sich ergießen werden. Videtur consules!

P. K.-H.

Aus: „Bild und Traum“, von Peter Haspecker. Wegwart-Verlag, Wilhelmshagen

Doch wir, wir müssen in der Tiefe leben,
wo stumm des Abgrunds dunkle Schatten wallen
und Nebel sich zu Spukgestalten ballen,
die drohend ihre feuchten Schwingen heben.

Verfemter Chor von rastlosen Verfluchern,
entsenden wir zornschwere Tränenbäche
zu einem Teich, um dessen schwarze Fläche
in weicher Luft nur Distelstauden wuchern.

Kein Nachen teilt den dumpfmetallinen Spiegel;
kein Hauch; nur über uns die breiten Flügel
der Schicksalsvögel, die so lautlos schweben

Denn wir, wir müssen in der Tiefe wohnen,
Rebellen, aus des Lichtes Regionen
gestürzt, wo unsere Sitze sich erheben.

Peter Haspecker

Wissenschaft

Ein Zwiesgespräch

Der Junge: Tatsachen sind subaltern.

Der Alte: Beobachtungen und Versuche bleiben doch die klingende Münze der Wissenschaft, spekulative Darstellungen nur das Papiergeld.

Wissenschaft und Forschung

Die naturwissenschaftliche Auffassung über das Wesen der gleichgeschlechtlichen Liebe von Ulrichs bis Steinach

Von Dr. Arthur Well

So urst wie das Menschengeschlecht ist auch die Liebe des Mannes zum Manne und des Weibes zum Weibe; das tiefe Gefühl, das beide zueinander trieb, ist stets dasselbe geliebten, dieselbe Lust und dasselbe Leid klingt aus den Liedern Anakreons ebenso wie aus den Oedipen Sagittas immer wieder entgegen. Nur die Anschauungen der Menschen, der verschiedenen Kulturperioden über diese Veranlagung wandelten sich: Je nach der Geistesrichtung, welche gerade die herrschende war, versuchte man eine Erklärung für dieses Naturrätsel zu finden, sah in der Antike hierfür ein Odtergeschenk, in dem finsternen Mittelalter eine Teufelsverführung und im Beginn des 19. Jahrhunderts eine Geisteskrankheit. — Andersführenden ist es unmöglich, sich in die Seele des gleichgeschlechtlich Liebenden hineinzuversetzen; er kann für diese ihm unfaßbare Abweichung von dem großen Durchschnitt nur eine verstandesgemäße, nie eine gefühlsmäßige Erklärung gewinnen. Zu dieser Erkenntnis war auch Karl Heinrich Ulrichs gelangt, als er unter dem Titel: „Vindex“ und „Incess“ seine beiden ersten Schriften über die mann-männliche Liebe herausgab. „Darum bleibe mir nichts übrig“, schreibt er in der Einleitung zu der ersten, „als an Euren Verstand nachstehend mich zu wenden, als an Euren nackten, kalten Verstand mit nackten, kalten Vernunftschlüssen heranzutreten. Euer Verstand steht mir zu Gebote, Verstandes- und Vernunftschlüsse sind ein gemeinsamer Boden Euch und mir. Auf diesem Boden seid ihr Rede und Antwort mir schuldig“.

Diese Erkenntnis, daß man die gesellschaftliche Anerkennung der Urningsliebe nur auf rein wissenschaftlichem, verstandesgemäßem Wege erreichen könne, haben nach ihm noch viele Forscher zum Leitmotiv ihrer Bestrebungen gemacht. Als Kinder ihrer Zeit nahmen sie dabei ihr Rüstzeug aus der im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr sich öffnenden Waffenkammer naturwissenschaftlicher Forschung. Meine Aufgabe kann es nicht sein, alle jene Männer hier zu würdigen, die sich seit Ulrichs niemals mit diesem Problem beschäftigt haben, sondern ich muß mich damit begnügen, vier der markantesten Erscheinungen herauszugreifen; neben Ulrichs noch Krafft-Ebing, Hirschfeld und Steinach, die alle die homosexuelle Triebrichtung als etwas unlösbar mit der uralten Persönlichkeit Verbundenes, naturgemäß Gegebenes betrachteten.

Ulrichs ging als Jurist von der zu seiner Zeit herrschenden medizinischen Ansicht aus, daß ursprünglich der menschliche Körper doppelgeschlechtlich angelegt sei und während der Entwicklung im Mutterleibe bis zur 12. Woche durch die Hemmung des einen das andere Geschlecht sich desto stärker entwickeln müsse. Wenn beide Anlagen, männliche und weibliche, sich nebeneinander ausbilden, so entsteht der Zwitter, der Hermaphrodit, der entweder neben männlichen Keimdrüsen geschlechtliche Körperteile und Körperformen

weiblichen Gepräges trägt (männlicher Hermaphrodit) oder weibliche Eierstöcke mit männlichen Formen. Da aber nach seiner Ansicht, bei solchen Zwittern die Triebrichtung nicht immer den Keimdrüsen entspricht, bei männlichen Hermaphroditen also auf den Mann gerichtet sein kann, so nimmt er an, daß die Richtung des Geschlechtstriebes nicht durch die Keimdrüsen bestimmt werden könne, sondern, „daß der Sitz der Geschlechtsliebe vielleicht überhaupt ganz wo anders zu suchen sein dürfte, als in den Testikeln oder in den Eierstöcken, oder auch in den übrigen geschlechtlichen Körperteilen, nämlich im Gehirn.“ Ulrichs unterscheidet also scharf zwischen körperlichen Keimanlagen und dem Keime für die Geschlechtsliebe, und da er bei vielen Urmingen äußerlich keine körperlichen weiblichen Merkmale feststellen konnte, nahm er an, daß bei ihnen ohne Mischung von körperlich-männlichen und geistig-weiblichen Eigenschaften vorhanden sein müsse. Nur die ersteren würden durch die Keimdrüsen, die zweiten von dem Gehirn geregelt. Ein Ausdruck für die Entwicklung des weiblichen Keimes in den Urmingen ist nach ihm auch „der weibliche Habitus der Urminge“, der sich schon in der Kindheit in der Neigung zu mädchenhafter Beschäftigung, in der Sucht vieler, sich weiblich zu kleiden, zeigt. Die Einstellung des Urming zum eigenen Geschlecht zeigt sich in seinem Liebesverhältnis dadurch, daß der gleichgeschlechtliche Liebesgenoff ihm volle Befriedigung gewährt, daß „wir bei der bloßen Berührung des Freundes schon unseren ganzen Körper durchströmt fühlen von einer belebenden, nervenstärkenden, wunderbaren Lebenskraft.“ Darum kann auch die Urmingenliebe nichts Naturwidriges sein, eine naturwidrige Liebe würde schwerlich so innig, zart und von Sehnsucht durchweht sein. Ja, eine naturwidrige Befriedigung des geschlechtlichen Liebestriebes wird schwerlich überhaupt von Liebe begleitet sein. Naturwidrige Liebe ist ein Widerspruch in sich selbst. Eine naturwidrige Liebe gibt es nicht, wo wirkliche Liebe ist, da ist auch Natur.“

Während man bei Ulrichs aus jeder Zeile das subjektive Mitleiden, das völlige Miteinfühlen des selbst so vorurteiligen Urmingen herausliest, ist Kraft-Ebing der nüchternen, die Tatsachen zusammenstellende Forscher. Auch er kommt von einem ganz andern Standpunkte aus wie der Jüdische Ulrichs zu der Überzeugung, daß die Homosexualität in der Persönlichkeit, in der Veranlagung des gleichgeschlechtlich Liebenden bedingt sein müsse, daß sie nicht durch irgendwelche suggestiven äußeren Eindrücke in ihn hineingetragen sein könne. Er sieht „in den Genitalorganen nur mitwirkende, nicht ausschlaggebende Faktoren in dem Verdegang einer psycho-sexuellen Persönlichkeit.“ Er sieht darin eine angeborene Abweichung des Nervensystems von dem großen Durchschnitt, da „ausnahmslos die Geschlechtsdrüsen anatomisch und funktionell ganz normal befunden werden“. Wenn er von Abnormität spricht, so meint er damit immer nur Abweichungen von dem Durchschnitt, nicht wie der Late oft annimmt, etwas Krankhaftes oder gar Lasterhaftes, denn „die Entfaltung der vita sexualis mit ihrer Wirkung auf Gemüt und moralischen Sinn kann ebenso harmonisch und befriedigend sein, wie beim sexual normal Veranlagten, ein Beweis weiter dafür, daß die conträre Sexualität ein Äquivalent der Heterosexualität darstellt.“

Während Kraft-Ebing einer eigentlichen Erklärung dieses Naturrätsels aus dem Wege geht, und sich mit der Feststellung ihres Angeborensseins begnügt, versucht Hirschfeld in seiner „Zwischenstufen-Theorie“ sie dem Verstande faßbar zu machen. Er geht ebenso wie Ulrichs von der wissenschaftlich festbegründeten Tatsache aus, daß sich die Eingeschlechtlichkeit der menschlichen

Frucht im Labe der Mutter aus einer doppelgeschlechtlichen Anlage entwickelt. Diese Doppelgeschlechtlichkeit bezieht sich aber nicht nur auf die Geschlechtsorgane und die äußeren körperlichen Eigenschaften, sondern auch auf den Geschlechtstrieb und die sonstigen seelischen Eigenschaften. Ebenso wie nun in bezug auf die körperlichen Merkmale bei allen Menschen die verschiedensten Übergänge zu beobachten sind, so daß ein vollkommener Mann und ein vollkommenes Weib nur Idealgestalten sind, die nach den Durchschnittswerten aus den einzelnen Eigenschaften geschaffen sind, aber nie angetroffen werden, ebenso finden sich auch beim Geschlechtstribe und bei den seelischen Eigenschaften Mischungen aus beiden Geschlechtern. Auch hierbei wird es zwischen den äußersten Grenzen fließende Übergänge geben. Variationen aus den verschiedensten körperlichen und seelischen Eigenschaften baldiger Richtungen. Diese Übergangsformen in bestimmten Gruppen festzulegen, unternimmt die Zwischenstufentheorie. Hirschfeld teilt die Unterschiede der Geschlechter in vier deutlich von einander abgrenzbare Gruppen: 1. die Geschlechtsorgane, 2. die sonstigen körperlichen Eigenschaften, 3. den Geschlechtstrieb, 4. die sonstigen seelischen Eigenschaften. Je nach der Stärke des männlichen oder weiblichen Anteils dieser vier Eigenschaften in einer Person entstehen nun die verschiedenen Geschlechtsübergänge. Er baut dieses Einteilungsprinzip nicht auf philosophischen Spekulationen auf, sondern schöpft aus der unverfägbaren Quelle der Tatsachen, nimmt als Beispiel die vielen Tausende von Menschen, die ihre Art und ihr Wesen ihm offenbar haben. Die Homosexualität, ein Ausdruck, der ja nur die Triebrichtung festlegen will, ist danach aufzufassen als die Entwicklung der weiblichen Triebrichtung bei sonst männlichen Geschlechtsmerkmalen, da wir ja nun einmal nach dem Sprachgebrauch die Liebe zum Manne als weibliche Eigenschaft bezeichnen. Mit dieser Triebrichtung können aber auch die verschiedensten Abänderungen von 1., 2. und 4. verbunden sein, so daß dann die verschiedensten Formen von dem äußerlich vollständig männlichen bis zum stark femininen Homosexuellen auftreten können. — Zur Erklärung dieser Tatsache nahm Hirschfeld an, daß nach dem Gesetze der gemischten oder beiderseitigen Vererbung jedem Kinde, gleichviel ob männlich oder weiblich, das aus der geschlechtlichen Vermittlung von Mann und Weib entsteht, väterliche und mütterliche Eigenschaften angeboren sind. — „Der Anteil der konkurrierenden Erblasser ist in jedem einzelnen Falle ein variabler.“ — Nach dieser Auffassung kann die Homosexualität auch nicht etwas Krankhaftes sein; sie ist eine natürliche Veranlagung und es zeugt von vollständiger Unkenntnis der Mißverständen Hirschfeld'scher Gedankengänge, wenn Ludwig Meizer-Ravensberg in Nr. 7 von „Freundschaft und Freibeit“ Hirschfeld in einem Atemzuge mit Moll und Farel nennt „Forscher, welche die Homosexualität als Krankheit zu erforschen suchen.“

Hirschfeld sucht als Monist nach einer körperlichen Ausdrucksform, welche die Triebrichtung bedingt; er stellt sich hierbei auf den Boden der Lehre von der „Innern Sekretion“, die immer mehr Anhänger in den Kreisen der Naturwissenschaftler gewinnt. Er nimmt an, daß männliche und weibliche Keimdrüsen bestimmte Stoffe, Andrin und Oynöcin, erzeugen, welche das Gehirn in bestimmter Richtung beeinflussen. Sind männliche und weibliche Anteile der Keimdrüsen vorhanden, so werden auch beide Verbindungen erzeugt werden und je nach dem Ueberwiegen des einen oder anderen, wird der Körper in männlicher oder weiblicher Richtung ausgebildet und in seinen Trieben

gerichtet werden. Die verschiedensten anatomischen Befunde haben nun in der Tat gezeigt, daß beim Menschen solche Mischungen aus männlichen und weiblichen Keimdrüsen vorkommen. — Steinach glaubt nun auch bei Homosozialen solche Mischungen aus beiden Anteilen gefunden zu haben; er beobachtete bei der mikroskopischen Untersuchung ihrer Hoden, daß in ihnen große Zellen auftraten, die bei Heterosexuellen nicht zu finden sind, und die ihrem Bau und ihrer Färbbarkeit nach Ähnlichkeit mit bestimmten Zellen der weiblichen Keimdrüsen haben. Er schloß daraus, daß diese besondere Art von Zellen, „F-Zellen“, wie er sie nennt, der körperliche Ausdruck der abweichenden Triebrichtung sein müssen. Seine Theorien werden gestützt durch seine Ueberpflanzungsversuche von Keimdrüsen männlicher und weiblicher Tiere auf geschlechtslos gemachte Tiere; je nachdem er Testikel oder Eierstöcke übertrug, entstand dann wieder ein Männchen oder ein Weibchen, nicht nur in bezug auf die körperlichen Eigenschaften, sondern auch der Triebrichtung und dem ganzen Verhalten nach.

So sehen wir, daß von Ulrichs bis Steinach die vier Forscher, deren Theorien wir erörtert haben, sich auf den Boden naturwissenschaftlich begründeter Tatsachen stellen, daß sie in der gleichgeschlechtlichen Liebe etwas Natürliches, dem Menschen Angehöriges sehen, etwas, das unlösbar von vornherein mit seinem Körper verknüpft ist. Wie kommt es nun, daß eine Zahl anderer Forscher mit Gewalt die Augen vor feststehenden Tatsachen verschließt, diese Zusammenhänge zwischen körperlicher Beschaffenheit und Sexualität leugnet? Sie stehen bewußt oder unbewußt unter dem Banne einer zwei Jahrtausende alten Anschauung, die in dem Körperlichen etwas Nebensächliches, ja sogar etwas zu Vernünftiges, Sündhaftes sah, die Triebe und höhere seelische Funktionen unabhängig von ihm bestehen lassen wollte. Wenn man sich daran gewöhnt, auch in dem harmonischen Aufbau des menschlichen Körpers das geheimnisvolle Walten der Natur zu bewundern, wenn man sich zu der Erkenntnis durchringt, daß Körper und Geist im lebenden Menschen unlösbar miteinander verknüpft sind, dann wird man auch zu der Ueberzeugung kommen, daß die gleichgeschlechtliche Liebe nur mit biologischen, aus der Natur geschöpften Erfahrungstatsachen, nicht mit moralischen oder philosophischen Werturteilen erklärt werden kann.

Vox coelestis

Gott spricht:
Wie immer die Menschen Mir nahen.
Ebenso nehme Ich sie an.
Denn alle Wege, die sie wandeln können,
Sind Meiri. —

O Bruder, Brüderlein, wach auf
Und weile prüfend die verborgnen Schwünge.
Hörch in des milden Spieles Lauf
Soll wonneselge Verheißung singen:
Auch uns, uns rauscht der tiefe Born,
Daran das Leben sich erfüllt auf Erden. —
Auch wir, wir werden, goldnes Korn,
In Seiner Scheuer reinst geerntet werden.



Biogrammatisches

Deussen über Nietzsche

(Mit Bild)

Vor zwanzig Jahren veröffentlichte der inzwischen (8. Juli 1919) 74jährige verstorbene Philosophie-Professor der Kieler Universität, der angesehene Sanskritforscher und bekannte Schopenhauerianer Paul Deussen seine Erinnerungen an Friedrich Nietzsche.¹⁾ Deussen war wohl der Berufsteufel dazu, über den am 15. Oktober 1844 in Röcken bei Lützen geborenen und am 25. August 1900 von elfjähriger unheilbarer Umnachtung durch den Tod erlösten berühmten Zeitgenossen neues Licht zu bringen, weil er zwischen 1859 und 1865, also während Nietzsches jugendlicher Entwicklung, als Mitschüler und Kommilitone eng mit ihm befreundet war und bis zur Katastrophe mit ihm in Verbindung blieb. Deussen zerlegt das Leben seines Freundes in vier Perioden: die Jugend bis zum Abbruch der Studien 1844—1869; in diesem Jahre nahm Nietzsche nach vor Abschluß seiner Studien eine Professur der klassischen Philologie in Basel an, die er aber 1879 freiwillig niederlegte, um als Pliniedler zu leben, bis plötzlich 1889 eine Lähmung seiner Geisteskräfte sich einstellte, die ihm jedes deutliche Bewußtsein von sich und seiner Umwelt benahm, so daß sein 1900 erfolgter Helmgang auch für seine Umgebung eine Erlösung wurde.

Deussens Erinnerungen sind nun zweierlei Art: was er ganz erzählt und etwas weniges, von dem er ausdrücklich angibt, daß er es nicht ganz ganz mitteilt. In beiden Arten von Erinnerungen steckt aber noch weiterer Klärung dringend Bedürftiges.

1858 kam Nietzsche als Alumnus nach Schnepferta; in der Obertertia Herbst 1859 war Deussen mit ihm zusammen als Schüler gleicher Klasse und Ordnung, und Nietzsche war Primus. Gemeinsames Schwärmen für die Verse Anakreons hat, so glaubt Deussen die beiden in der Unterschunda zuerst näher zusammengeführt und hier „schnupften“ sie im Schlafsaal Brüderschaft. Den dritten im Freundschaftsbund bildete ein „gewisser Meyer“. Dieser, ein schöner, lebenswürdiger und witziger Schüler, ein vorzüglicher Zeichner von Karikaturen, lebte mit den Lehrern und der Schulleitung in stetem Kampfe. Nietzsche und Meyer waren eine Zeitlang mit Deussen „toll“, das will sagen, sie sprachen nicht mit ihm, sie schulten ihn. Ueber die eigentliche Ursache

¹⁾ Paul Deussen, Erinnerungen an Friedrich Nietzsche, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1901, mit einem Porträt und drei Briefen in Faksimile, X und 112 Seiten in 8°. — Von weiteren wertvollen Schriften Deussens sei hier ohne Anspruch auf Vollständigkeit nur aufgenommen, was gerade vorliegt: »Die Elemente der Metaphysik«, als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium, Aachen, J. A. Mayer (erste Auflage) 1878, XII und 188 Seiten (5. Auflage bei Brockhaus, 1913); »Das System des Vedānta nach den Brhama-Sūtra's des Bādarāyana und dem Commentare des Śaṅkara über dieselben als ein Compendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkte des Śaṅkara aus«, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883, XVI und 336 Seiten (2. Auflage 1906); »Die Philosophie der Bibel«, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1913, XII und 288 Seiten (hier werden 19 Werke Deussens aufgezählt).

dieser Absonderung von ihm gibt Deussen keine befriedigende Andeutung. Meyer trieb es so stark, daß er als Oberschuldiener 1862 zum Leidwesen seiner beiden ihm enger befreundeten Mitschüler, die Schule verlassen mußte. Er brachte es, physisch und moralisch krank, zum Steuersupernumerar, „ist aber später verschollen“¹⁾. Nietzsche war in jener Zeit zurückhaltend, ja etwas schamhaft und in sich gekehrt (was sich vielleicht zum Teil durch seine hochgradige Kurzsichtigkeit erklärt); er machte sehr gute deutsche Aufsätze und hübsche Gedichte²⁾, war dagegen in der Mathematik außerordentlich schwach; meisterhaft phantasievoll er auf dem Klavier. Nach Meyers Abgang sonderten sich Nietzsche und Deussen allein von der Menge der Schüler ab und bestanden am 7. September 1864 das Abiturum. Dann bezogen beide die Universität Bonn und traten der Francofia bei. Nietzsches Kneipname war Glück, Deussens Meister. Nietzsche liebte Süßigkeiten, Deussen rauchte. Das Nationallied der Francofonen, das bei jeder Gelegenheit gesungen wurde, lautete, soweit es sich auf Glück und Meister bezog, dementsprechend:

Tragödien und Romanzen, draß er sich sehr erköhnt,
Hat Glück viel komponieret und in Musik gesetzt.
Kommt abends er nach Hause, küßt ihn ein roter Mond,
Vor lauter Tee und Zuckerwerk kommt er noch auf den Hund.

Poussierend seine Nase³⁾ sitzt Meister still zu Haus,
Ochst siebenundsiebzig Sprachen, raucht siebzehn Pfeifen aus.
Wenn er sich mal bekneipt hat, und mit ihm redet an,
Antwortet er mit Griechisch, der grundgelehrte Mann.

Deussen will (Seite 23) indessen nie bemerkt haben, daß Nietzsche zum Küssen eines roten Mundes neigte.

August 1865 verließ Nietzsche die Universität Bonn. Oktober 1867 begann sein Militärdienst bei der reisenden Artillerie in Naumburg.

Was unter all diesen von Deussen gern mitgeteilten Erinnerungen der Klärung bedürftig bleibt, hat der aufmerksame Leser längst erraten; es betrifft Nietzsches Verhältnis zum „schönen Meyer“, zum Hebenswürdigen, witzigen, später verschollenen Meyer, von dem Deussen nicht einmal den Rufnamen aufbewahrt hat, der sich aber Nietzsche zugesellt, um sich mit Deussen für toll zu erklären; Meyer, von dem Deussen versichert, er habe „selbst in ein so zerrissenes Menschenherz geblickt“; durch widerwärtige Schickungen gebrochen, physisch und moralisch krank, mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallen habe er sich etwa fünf Jahre nach seinem Abgang von Schulplortia gezeigt (Seite 5). Und derselbe unmerkliche Leser wird nun doppelt gespannt sein auf das, was Deussen nicht ganz gern verrät. Diese Erinnerung (Seite 23—24) sei hier wortgetreu wiederzugeben:

„Nicht ganz gern teile ich hier eine Geschichte mit, welche als ein Beitrag zu Nietzsches Denkweise es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Nietzsche war eines Tages, im Februar 1868, allein nach Köln gefahren, hatte sich dort von einem Dienermann zu den Sehenswürdigkeiten gelassen lassen

¹⁾ Seine Gedichte aus der Schulzeit verlangte Nietzsche in einem Befehle an Deussen aus Basel vom 25. August 1869 von Meyer und Deussen zurück, „sonst ist alles fort“ (Deussen, Erinnerungen, Seite 68).

²⁾ Deussens breite Nase hat der Weltspiegel Nr. 28 vom 20. Juli 1909 naturgetreu illustriert. Daß Deussen diesen Text des Francofiliedes abdruckte, magt von einer geunden Dosis Humor.

und föhrlachte diesen zuletzt auf, ihn in ein Restaurant zu föhren. Der aber bringt ihn in ein ubel beröhligtes Maus. „Ich sah mich,“ so erzählte mir Nietzsche am andern Tage, „plötzlich umgeben von einem halben Dutzend Erscheinungen in Filter und Gaze, welche mich erwartungsvoll ansahen. Sprachlos stand ich eine Weile. Dann ging ich instinktmäßig auf ein Klavier als auf das einzige seelenhafte Wesen in der Gesellschaft los und schlug einige Akkorde an. Sie lösten meine Erstarrung und ich gewann das Freie.“ Nach diesem und allem, was ich von Nietzsche weiß, möchte ich glauben, daß auf ihn die Worte Anwendung finden, welche Steinhart in einer lateinischen Biographie des Platon uns diktiert: *mullerem nunquam attingit*.) Eine solche Tatsache, wenn festgestellt, dürfte bei der Beurteilung dessen, was Nietzsche über die Weiber sagt, nicht außer Augen zu lassen sein. Uebrigens war es die seine Absicht, unverheiratet zu bleiben; die Frau sollte nach seiner Auffassung in der Bildung und Pflege des Mannes aufgehen zu sollen, und schon in Platon pflegte er bald im Scherz zu sagen: ich werde wohl für mich allein drei Frauen verbrauchen.“

Zur richtigen Wägung dieser „Geschichte“ ist durchaus erforderlich zu beachten, daß alle Eindrücke und Vorgänge plötzlich und völlig instinktiv sich anwirkten, daß also irgendwelche Erwägungen, etwa solche sittlicher Natur, dabei gänzlich ausgeschaltet waren. Und Deussen kommt gewiß der Wahrheit nahe mit seiner Annahme, das Geschlechtliche an Weibe sei Nietzsche nicht sympathisch gewesen. Seine „Erinnerungen“ machen es mehr als wahrscheinlich, daß unser Philosoph nicht heterogam veranlagt gewesen ist, aber auch genau so beurteilt werden müßte, wenn er noch so sehr verheiratet gewesen wäre. Daß aber homogene Kreise gern und vielfach Nietzsche für sich in Anspruch nahmen und auch einzelne vielleicht objektive Forscher ihn zu den Homöeroten rechnen, dafür bieten ihnen Deussens „Erinnerungen“ keine Stütze. Ueber Nietzsches etwaige homogene Veranlagung durch Deussen irgend etwas mittellich in Erfahrung zu bringen, gab ich bald auf, nachdem er als Bektger Privatdozent 1881 und 1882 in seinem für mich überaus anregenden persönlichen Verkehr auf meine Fragen, wie er eigentlich mit Platon stehe, immer wieder mir zur Antwort gab, er sei geneigt, am Platon überhaupt begreifen und sich mit ihm abfinden zu können, stillschweigend dessen „Paß“ in eine „Korä“, dessen Knaben in ein Mädchen umzutauften. Deussen war eben sehr stark dem andern Geschlecht zugeneigt, war von ganz ausschließlich heterogamer Veranlagung; er ist wohl niemals von Platons homogamem Wesen im geringsten suggestiv beeinflusst worden. Als ich ihm 1903 ein Exemplar meiner bei Spohr-Leipzig erschienenen kleinen Schrift „Der Putzmacher von Clarus Heinrich Häßl, ein Vorkämpfer der Männerliebe“ zugesendet hatte, gab er in seinem aus Kiel vom 28. Juli datierten, sehr freundschaftlich gehaltenen Dankschreiben, ohne Eingehen auf ihren Inhalt, dem Wunsch Ausdruck, daß ich meine „Feder in den Dienst einer besseren Sache gestellt“ hätte. Das entsprach ganz seiner Natur. Deshalb wäre von Deussen auch dann eine Klärung über Nietzsches Geschlechtsnatur die zu erwarten gewesen, wenn es sich bei diesem um einen unzweifelhaften Homöeroten handelte. Er hätte ihn niemals verstanden.

Es erübrigt noch eine Erklärung zu unserem Deussens „Erinnerungen“ entnommenen Bild Friedrich Nietzsches. Nach Deussens Annahme (Seite VI

*) niemals hat er ein Weib beröhlt.

und 66) stammt es „nahe Anschluss nach aus der Zeit der Ernennung zum Professor in Basel, somit aus einer Epoche, welche vielleicht als die glücklichste im Leben des Dahnigeschiedenen bezeichnet werden kann“; das Porträt wäre demnach im Sommer 1869 aufgenommen und stellte Nietzsche dar als etwa 25-jährigen Mann. F. K.-H.



Die Legende vom Freunde, vom Weibe und von den letzten Dingen

Eine Trilogie: Susa, Benares, Neppols

Susa

Sieben mal sechzig Stufen führt hinauf zum Heiligthum des Ahura Mazda in Susa. Durch sieben gewaltige Stockwerke verläuft die abgestumpfte Pyramide des Tempels und trägt auf der Plattform das goldene Tabernakel des Gottes. Eine Welle vibrierenden Lebens rauscht heute über der heiligen Stadt. Nach den vier Abendenden stauen sich die Menschenmassen an den Stufen des Tempels und hinter neun Scharen drängen vom Isthmose heran, zwischen den teppichbehangenen, blumengeschmückten Häusern, zwischen den uralten hieratischen Palästen, die in riesiger Ausdehnung niedrig gehauert daliegen wie geheimnisvolle Fabeltiere. Laute Rufe ertönen aus der sich endlos dahinschlängelnden Menschen-schlange, und Herolde verkünden es von den siebenhundert Thürmen der Stadt: „Tot ist Daumata, der Lügner, der im Abgrund bei den Devas weilt, in der Finsternis haust er, getroffen vom Zorne Ahuras durch Sarum, den Priester. Heil dir, Sarum! Heil Yima, dem Tempeldiener! Heil Yomao! Verzehrt von der reinen Flamme, wohnt sie im Licht. Es lebe Darios, der große König, der Eddam der Cöral!“

Sarum, der Priester Ahuras, mit der königlichen Gebärde und den gott-erlehten Augen, liebte Yomao, die Hüterin der heiligen Flamme. Lieblich war Yomao im Schmucke ihrer wallenden schwarzen Locken, schlank und biegsam wie Schiff des Euphrat, geschmeidig wie die Königsgazelle zu Babel, wenn sie sich sorgend über das heilige Feuer beugte. Aber vor allem liebte Sarum sie um der Güt ihrer Sehnsucht willen, die zu ihm aus ihren verzehrenden Blicken schrie wie aus den traurigen Augen eines um Erlösung stehenden Tieres. Welch heftete die inbrünstige Liebe Yomaos den Priester wie in eine duffige Wolke ein. Nur manchmal huschte es wie ein Schatten über seine hohe, helle Stirn: es war der Schatten der Maja. Singend war die Liebe Yomaos zu dem Priester, in ihr lebte vom Geruch der Erde, vom Werden und Vergehen.

Und Sarum liebte Yima, den jungen, vorsonnenen Tempeldiener. Köstlich war Yima anzuschauen, wenn er zum Opferfeste des Gottes die weiße Schar der Epheden anführte, hinauf zur Opferkapelle des Tempels, die sanft, geborgene Schale mit geweihtem Jasmin in den hocherhobenen Armen, weiße herali-

geträufelte Jasmiablüthen in dem duftigen Haar und auf dem bronzefarbenen Nacken. Pernste Seligkeit leuchtete dann aus den tiefen, blauen Augen Yimas, die Seligkeit des Lebens. Und um dieser wahrhaft priesterlichen Gebärde willen, um dieser Seligkeit willen, liebte ihn Sarun vor allem.

Jedesmal während dann auf der Höhe des Tempels vor dem steinernen Hüter des Heiligthums, dem trotzigen Cherub mit Stierfleh und Menschenantlitz, Sarun das Opfergebet über die düstende Gabe sprach, entspann sich ein Kampf zwischen dem milden Yima und dem verborgenen Sinne jenes harten Splixantlitzes — der Kampf Jakobs mit dem Engel. Und Yima fühlte, wie die Augen des Priesters in Liebe auf ihm ruhten, daß er, Sarun, der Besieger, der dem Ungefitz sein Rätsel abgerungen, um seinen eigenen Kampf wußte und ihm beistand. Aber sagen durfte Sarun dem Yima des Rätselwort nicht, weil es jeder Mensch immer neu in sich selbst finden muß.

Zum Feste Mithras standen Sarun, Yima und Yomao beim ersten Schimmer der Morgendämmerung auf der Plattform des Tempels, um mit hymnischen Gesängen den Gott im feurigen Wagen zu begrüßen, den Lebenserhalter, den Welterleuchter. Tief unter ihnen, wie in finstere Nebel gehüllt, lag das Häuserwüstsal der riesigen Stadt, und dahinter breitete sich ernst und düster die endlose Wüste aus. Beim zarten Flimmern der ersten rosigen Wölchchen erhoben die Drei ihre Stimmen zum heiligen Gesang. Mit dem steigenden Lichte drängen die Töne immer lauter, immer sieghafter zum Gott mit den zehntausend Augen empor. Und als die strahlende Fackel Wüste und Häusermeer in goldene Lichtwelten tauchte, alles Leben neu gebärend und durchdringend, da rührte, brausend wie Orgeltöne, die mächtige Stimme Saruns schwer über der Stadt, der Stimme Jehovas vergleichbar vom Berge Sinai. So singt nur, wer alles in einem schaut und eines in allem; wer Gott schaut. Yimas Stimme hatte sich ihr anfangs in zarten, vibrierenden Tönen gemischt, war dann angewachsen zum jauchzenden Jubelruf der Ledaie, die sich sehend dem Lichte entgegen schwingt, und schwebte nun, frei von Erdschwerkern, selig und verzückt in fernsten Fernen. Sarun und Yima vergaßen, daß sie auf irdischem Grunde neben einander standen; jenseits von Welten hielten ihre Stimmen im Lichte mystische Zwiesprache über die letzten Dinge.

Yomao war längst verstummt, aber keiner von beiden hatte es bemerkt. Mit bangem Staunen war sie der steigenden Verdrückung gefolgt. Tummelnd war sie dann zum Rande des Abgrunds gewankt; ihr war, als müßte sie sich aufwärts schwingen, jenseits der Welten zu Sarun. Doch da fühlte sie, daß sie keine Füße hatte, und der unbegreifbare Schmerz der latenten, hoffnungslosen Verzweiflung legte sich auf ihre Züge. Etwas Unfaßbares spielte sich in der unbefleckten Seele der Vestalin ab: in rotem dunstigen Nebel flamme ein funkelnder Doich auf, vor ihren Füßen lag Yima mit kläffender Wunde auf der Brust, aus seinem Herzen quoll unsichtbar das Blut, rauschte nieder auf die Stadt, hüllte den Tempel in roten Dunst. Blutige Wellen schlugen vor den Augen Yomao auf. Sie wollte sich hinabstürzen. Da packte sie die Sehnsucht, noch einmal das hehre Antlitz Saruns zu schauen. Doch als sie sich umwandte und den singenden Priester erblickte in seiner göttlichen Helferkeit und Erdenerne, da wirkte die alte Zauberkraft. Wie mit Peitschen trieb es sie zu ihm. Mit einem wilden Aufschrei sank sie ihm zu Füßen und mahnmete seine Knie: „Du allein bist Mithra, erlöse mich, du!“

Der Gesang brach ab. Ernst neigte sich Sarun zu der ohnmächtigen Yomao, doch unendlich liebevoll, weites Verstehen in den milden Augen, denn

wer in jenen Fernen seine Heimat hat, denn ist nichts mehr fremd und nichts mehr gering. Behutsam löste er die eiserne Umklammerung, hob die Jungfrau auf seine Arme, und in überquellender Zärtlichkeit trug er sie, eng an seine Brust gepreßt, in das Heiligtum des Gottes. Doch Yima, der ihm sinnend folgte, hatte ein schmerzliches Zucken auf seinen Lippen bemerkt und einen Schatten auf seiner Stirne — jenen Schatten der Maja. Yima griff sich zum Herzen, es war ihm, als ergüsse sich sein Blut in Strömen. Schweren Schrittes folgte er den Liebenden. Da gelte ihm der wilde Schrei der Yomao wieder in den Ohren; hingemüht erblickte er sie vor den Füßen Sarons. In ihm tobte der Kampf. Doch als er aus jenem brausenden Sturme erwachte, da war er ein Auserwählter. Eine zarte Knospe war in der Seele Yimas aufgegangen; das große Mitleid. Und die strahlende Blicke Yima noch in der Nacht, die auf diesen Tag folgte, köstliche Frucht eintrauen.

Vom Scheiden Mithras am westlichen Horizonte der Wüste, bis zur fernsten Wiederkehr seines feurigen Wagens im Osten, stand Yima auf der obersten Stufe des Tempels, Aug' in Aug' mit dem dräuenden Hüter der Schwelle. Unwandelbar heiter ruhte das strahlende südliche Firmament in milder Pracht über ihrem Kampf, als ewiger Zeuge. Und Yima war es wieder, als stünde Saron ihm bei, als hätte er neue Kraft seiner Seele an, wenn der Mut ihm im barten Ringen zu sinken drohte. Ihm war, als träfen sich ihre Blicke auf der Welt der Sterne, wußte er doch, daß in dieser Nacht von der Tempelwarte aus Saron ihrem Reigen zusah.

Erlebnisse, Bilder leuchteten aus dem tiefsten Grunde seiner Seele an. Er schaute den Kopf des sterbenden Löwen im Löwenkampfe des Königs Sanherib, einem Relief im Palaste des palmenumkränzten Ninive, wohin einst Saron in priesterlicher Mission mit ihm gerückt war. Das schmerzverzerrte Gesicht — Menschen Gesicht — das zu Tode getroffenen Löwen hatte damals den Knaben tief ergriffen, ihn bis in seine Träume hinein verfolgt, aber verstehen konnte er es noch nicht. Saron hatte ihm gesagt, daß ein gottbegnadeter Künstler, ein Scher, in dieses Anflitz alle Leiden der Menschheit gelegt hätte, von ihrer ersten Bewußtheit bis in die fernsten Zeiten, und über diese Worte hatte der Jüngling lange nachsinnen müssen. Gespenstisch und drohend leuchtete der Kopf des Sphinx im kalten Sternedlicht. Eine Wolke huschte am Himmel vorüber. Yima sah, wie das Gesicht plötzlich Leben gewann, der Kopf bog sich zurück, die Lider ruhten schwer auf den halb geschlossenen Augen, der Mund öffnete sich stöhnend — das waren die Züge jenes Menschenantlitzes. Yima konnte jetzt das Gesicht verstehen, und ob seines narkotischen Wehes ergriff ihn tiefstes, wissendes Mitleid. Er kämpfte, bis er den Schmerz ganz auf sich nehmen konnte. Da war es ihm, als felen aus einer Wunde auf seiner Brust die ersten warmen Blutstropfen nieder. Immer schmerzverzerrter wurde das Antlitz; durch alle Leiden der Menschheit mußte Yima hindurch, alle sollte er in sich erleben, alle auf sich nehmen. Anonen wurden zu Minuten. Und immer schwerer wurde ihm der Kampf, bis er belohen kroch; immer mächtiger entströmte die rote Flut seinem Herzen, als sollte er sich gegen alle Weltenden verbünden. Immer töckischer und grausamer grünte ihn das Ungeheim in den Zeiten zwischen seiner Wandlungen an. Um die Stunde der Morgendämmerung schaute auch Yima den Dolch, der Yomao entsetzt hatte, und der Jüngling kämpfte den letzten, den schwersten Kampf. Zum Sonnenaufgang konnte er den Dolch segnen, der ihm die erlösende Wunde geschlagen hatte. Da krümmte sich der Stierleib des Sphinx, von dem ersten

Sonnenstrahlen getroffen, und ächzend vor Zorn und Furcht gaben die zuckenden Lippen das eifersüchtig gehütete Geheimnis preis. Dann erstarrte er wieder zu kaltem Stein. Yima hatte gesiegt. Doch nicht alles hatte ihm der Cherub künden müssen, denn noch war er nicht reif zur letzten Vollendung.

In dieser Nacht lag Yomao, Verzweiflung im Herzen, hingestreckt vor dem heiligen Feuer und flehte inbrünstig zu dem reinen Ahura, um den Frevel am göttlichen Namen Mithras zu sühnen und das schreckliche Gesicht zu bannen, das aus dem Abgrund der Devas in ihr aufgesessen sein mußte. Erst gegen Morgen brodelte sich Friede über ihre Seele; sie wußte nicht woher, doch war es zur gleichen Stunde, da Yima den mörderischen Dolch segnen konnte und der grüne Cherub sich vor ihm beugte.

Das Licht der Sonne, die am Morgen Yimas Sieg hegrüßt hatte, sollte am Abend den Tod der drei Freunde milde verklären, ihr Scheiden aus diesem Leben. Gaumata, der Meder, war in Susa zum Feste Mithras eingedrückt, verkündend: „Ich bin der Sohn des Curu, ich bin der große König!“ Den Priestern hatte er befohlen, zu seinem Heile Sal, dem toten Götzen, Menschenopfer darzubringen: ein Ordeal den reinen Bekennern Zarathustras. Sarun hatte Gehet und Opferhandlung verweltvert, und darob ergrimmt, überantwortete ihm Gaumata dem Scheiterhaufen. Umzingelt von den durstigen Flammen, das Antlitz von der schmelzenden Sonne golden umstrahlt, deckte Sarun heilloserschreckt den Beirug des Magiers Gaumata vor den Zeugen seiner Marter auf. Dann hatte er seiner Stunde, wie einer, den der Tod nicht berühren kann. Als die Flammen hoch aufschlugen und sich über dem Haupte Saruns schlossen, stürzten sich Yomao und Yima zu gleicher Zeit in die Lohes. Yomao, weil sie ohne Sarun, ihren Gott, nicht leben konnte, Yima, um mit dem geliebten Meister, der ihm Erfüllung und letzte Vollendung war, auch in jenem Lande vereint zu sein.

Bei der Nachricht vom Tode Saruns loderte hell die Flamme der Empörung in Susa auf. Noch am selben Abend wurde Gaumata von dem erhaberten Volke erschlagen und Darion, der Eldam des Curu, zum König ausgerufen.

Eine Brücke, Zipwat genannt, eine schmale Planke, führt von der irdischen Wohnung hinüber zum Asa, zum Paradiese; die Geister der Verstorbenen müssen sie alle beschreiten, doch nur die Reinen erreichen das selige Land. Kalt leuchten die ewigen Sterne über dem angstvollen Pfad, und unter ihm dehnt sich der flossere Abgrund der Devas, das Haus der Verdammten, wo Akriman geblüht, der verworfene Zwilling Bruder des reinen Ahura Mazda. Denn dieses ist das größte Geheimnis, daß das Licht und die Finsternis Zwillingbrüder sind von Ewigkeit her.

Noch schwebte Sarun über dem Abgrund, nur durch einen matten . . . Schatten mit der Planke verbunden. So erreichte er Asa. Vom Schicksal, das über allen Göttern waltet, war es bestimmt, daß Yima und Yomao zu gleicher Zeit über die Brücke schritten, doch keiner konnte den anderen wahrnehmen. Leichtem Schrittes wandelte Yima, den Blick zu den Sternen gewandt, beseligt von der Nähe des Landes der Erfüllung. Nicht die Erscheinung Saruns waltete mehr in ihm, wie damals vor dem Cherub; er dachte nicht an den Freund, nur an das Ewige, in dem auch Sarun lebt. Schwankend schritt Yomao über die Brücke, wie eine Schwangere. Wie bleierne Gewichte hingte sich die Schwere der Erde an ihre Füsse. All ihr Sehnen drängte hin zu dem Priester, der ihr die Erlösung, der ihr Gott war. Doch weil die höchste

Liebe des Weibes unvollendete Reinheit ist, war ihr verdonnert, sich auf dem schmalen Platte zu halten. Nicht vor dem Ende der Brücke tauchte ein frevelhafter Gedanke in Yomas auf und gewann wachsend Macht über sie. Er war wie ein Dorn aus dem Abgrund, denn leicht blühen sich die Nymphen die Türen zur Seele des Weibes. Sie dachte: „Müdest du, Sarun, mein Gott, Ahura nicht anerkannst, weil du Dinge denken kannst, die er nicht weiß, und weißtest du im Abgrund bei den Deras, zu dir wollte ich, in der Finsternis würdest du mir leuchtender sein als der reine Gott.“ Da winkte Yomas auf der Brücke, dicht vor dem Ziel, und sie schloß, wie die Kraft sie verließ.

Yima hatte das Land erreicht. Den einen Fuß noch auf der Brücke, den anderen auf dem heiligen Boden, stand er friedevoll in unstörbarer Sicherheit und sog gelassen mit den ambrosischen Dämonen die Seligkeiten seiner wahren Heimat ein. Es geht die uralte Sage, daß, wer sein Lichtes auf Erden nicht finden kann, es in jenen Gefilden jenseits des Todes antrifft, wo ihm die geliebte Seele freundlich grüßend entgegengetreten wird. Und wie dann der Tote — der wahrhaft Lebendige — die ihm von Furcht hier bestimmte Seele in namenlosem Entzücken lange betrachtet und sich in ihr trautes Bild verliert, bevor er ihr in selbigemblicke die Arme entgegenstreckt, so stand Yima in stiller, entrückter Versenkung vor dem Lande aller Menschenschöpfung.

Am Rande aber blühte ein Fliederstrauch, der seine schweren, duftenden Dolmen über den Abgrund hängen ließ. Nachtigallenschlag, welche, schwellende Liebeslaute, drangen aus dem Busch zu Yima. Jetzt erst erstand vor ihm das Bild Saruns, und er schaute sich nach der geliebten Erscheinung des Meisters. Schon hob er den Fuß, es drängte ihn zu dem Freunde. Da wandelten sich die Töne der Nachtigall aus der garten, jubelnden Liebesbegrißung plötzlich in schwarzliche Klage und tiefes Weh. Mahnend wurde die Stimme und öffnete die Sinne seiner Seele. Yima war es, als rufe es ihn von der Brücke her. Er wandte sich um. Umf er sah in hohem Lichte, das über dem Abgrund liegt, die taumelnde Yomas, sah, wie ihre Arme in der Leere irren, hörte den entsetzten Aufschrei der Verlorenen. Sie stürzte; unbirrbar griff er zu — — — und zog das Weib, das Sarun liebte, glücklich an das rettende Ufer.

René Stülter



Hyacinth

Sagt mir, ihr Freunde: was ist Liebe? Ist sie ein Gift, das zehrend frißt und alle bösen Triebe im Menschen weckt? Das ihn zu einem Tier erniedrigt?

Ein Rausch, wie ihn die Dörter ihren Günstlingen allein verschänken? Das Lebens Zweck und höchstes Ziel?

Seltene Wege geht die Liebe! Sagt nicht, daß ihr sie kennt, wenn ihr auch schon von ihrem Glück gekostet! Sie ist wie ein Juwel, in dem die ganze Welt sich spiegelt: ein jeder sieht sie anders, jedem dercht sie so um schönsten, wie sie aus seinem Herzen quillt

Seltene Wege geht die Liebe

War einst ein Mann, dem dienten alle Frauen. Die herrlichsten und reichsten boten ihm ihr Herz — und waren schon zufrieden, wenn er sie nur ansah.

Er aber schien sie gar nicht zu bemerken und zögerte allein und langsam seinen Weg. Da traf er eine, unscheinbar und häßlich, die schien an ihm vorüberzuschlich und kaum den Blick zu heben wagte. Sie schämte sich, weil sie so häßlich war. Doch er erfaßte ihre Hand und sank ihr stumm zu Füßen. Denn er wußte, daß diese seines Lebens Sehnsucht war. . . .

Und einer nahm die Frauen, wo er sie nur fand. War unersättlich, unerbittlich — bis eine Jungfrau, die noch rein und unberührt, in Leidenschaft für ihn erglühte. Da floh er vor den Menschen und der Welt, kasteite sich und diente nur noch seinem Gotte. . . .

Und war ein Weib, im Reichtum aufgewachsen —

Ein Schatten fällt auf das vergilbte Pergament. Und wie Julian den Kopf hebt, blickt er in die unbewegten Züge eines Negers, der mit gekreuzten Armen vor ihm steht:

„Meine Gebieterin harri deiner!“

„Andriane? Jetzt in der Nacht? Was soll ich dort?“

„Ich weiß nicht, Herr. Sie wartet. . . .“

Der Neger gleitet auf den Boden nieder und ruht sich tief, daß seine Stirn die Steinfliesen berührt.

„Sie sprach: Du bringst ihn, Lebend oder tot.“

Julian verfinstert sich. Dann zuckt er ärgerlich die Achseln:

„So laß uns gehen, ich bin bereit.“

Und sich in seinen Mantel hüllend, folgt er ohne Widerspruch dem Sklaven. Am Haustur wartet Andriane Sänfte. Julian steigt ein. Vier Neger heben ihn auf ihre Schultern und tragen in die Nacht hinaus, in des Gewirrs der Gassen. . . .

Julian lehnt sich zurück und überlegt ihm ahnt von diesem nächsten Besuch nichts gutes. Westwärts vertritt die Fürstin ihn zum zweiten Mal den Weg? Schon hatte er es fast vergessen, daß sie einst als Kinder miteinander spielten. . . . Die Eltern hatten damals wohl gehofft, durch die Verbindung ihrer Kinder einen lauten Freundschaftsbund zu krönen. Doch als ein zufälliger Streit den Bruch vollzog — da schied Julian ohne Bedauern. Die Jahre hatten immer deutlicher gezeigt, daß er seine Gespielin niemals lieben könne. . . . Er wollte sie vergessen — und vergaß sie auch. . . . Nach Jahren hörte er, daß sie des Fürsten Weib geworden und durch den alternden Gemahl die ganze Stadt beherrschte. Man sprach, daß sie, beneidet und gehaßt, nur ihren Leidenschaften lebte. . . .

Julian verachtete die Fürstin und vermied eine Begegnung. Doch gestern, auf den Stufen der Basilika — sah er sie wieder! Er wollte rasch in das Gewühl der Gassen tauchen — da sah er, wie sie lächelte: sie hatte ihn erkannt. . . .

Dann standen sie sich Aug' in Auge gegenüber, Julian war wortkarg und verabschiedete sich, als sie von der Vergangenheit zu reden anfing. . . . Die Fürstin schien nicht zu bemerken, daß er an nichts erinnert werden wollte. „Wir sehen uns doch wieder?“ lachte sie ihn nach. . . .

Lächle sie ihn deshalb heute rufen?

Da hält die Sänfte und Julian steigt aus. Durch eine Reihe schweigender Gerölcher, in denen nur zuweilen Springbrunnen in Marmorbecken flüstern, gelangt Julian in einen leeren Vorhof. Der Sklave, der ihn führt, deutet stumm auf einen Vorhang — um lautlos, wie ein Schatten zu verschwinden. Julian blickt um sich: schwacher Lichtschein fällt durch einen Spalt des Vorhangs, da-

hinter lächelte Schritte huschen . . . Erwartet ihn hier Andriane? Und rasch entschlossen, nähert sich Julian dem Vorhang — da bleibt er zögernd auf der Schwelle . . .

Ein nacktes Weib steigt vor ihm aus dem Marmorbecken. Von allen Fesseln frei, reckt sich der weiße Leib — das kumferrote Haar umgibt ihn, wie ein Mantel . . . Wetteifernd mit den Spitzen ihrer Brust, die rot und wulstig wie zwei Rubine, verführerisch und stegessicher lächeln Andriane's Lippen . . .

Sehen will Julian den Vorhang wieder fallen lassen, als Andriane ihn bemerkt. Noch immer lächelnd, nicht im mindesten verwirrt, haßt sie ihn über-treten. Hüllt sich selbst indeß in einen Schleier, der nichts verbirgt und nichts verschweigt, und streckt sich lässig auf ihr Rubelager. Sie winkt Julian an ihre Seite:

„Vergib, Julian, daß ich dich warten ließ. Ich habe stets um diese Stunde — das hatte ich vergessen, als ich meinen Boten abgesandt . . . Doch nun erzähle. Jahre sind es hier, seit wir zuletzt uns sprachen! Ich habe oft an dich gedacht . . .“

Julian entgegnet nichts. Drohend steht eine Falte zwischen seinen Brauen. Er wartet, daß die Fürstin weiterspricht. Doch diese blüht ihn nur halb spö-tisch, halb bedauernd an und lacht: ein kackes, süßherbelles Lachen, das werben und betören soll . . .

Dem Blick Julians begehrend, wird die Fürstin plötzlich ernst. In jäher Aufwallung schlingt sie Julian die Arme um den Hals, umklammert ihn und legt den Kopf auf seine Schulter . . . In schweren Wagen rauscht das aufgelöste Haar in seinen Schoß . . . Julian hört Andriane leidenschaftlich flüstern, indeß der Duft des seidig-weichen Haares ihm den Atem raubt . . .

„Pahst du noch immer nicht, Julian, daß ich dich liebe? Daß deine Kälte, deine Starrheit mich dem Wahnsinn nahebringt? Ich liebe dich, seit ich zum Weibe reifte — begehrte keinen noch so heiß, wie dich, der mich verschmäht! Ein falscher Stolz schloß damals mir die Lippen — schrie alles doch in mir, dich nah zu wissen, dich zurückzuziehen . . . Ich tat es nicht, verkaufte mich ans Groll, weil ich dich nicht besitzen durfte — und habe schwer dafür ge-büßt . . . Nun aber ist mein Stolz gebrochen. Nur noch die eine Sehnsucht kenne ich: mich deiner Kraft zu beugen, dir zu dienen . . . Und sollte ich im Staube deine Günst erbeteln: dein ist mein Reichthum, wie mein Körper, meine Macht . . .“

Julian löst sich aus der Umklammerung der weichen Arme. Die Stirn ge-runzelt, steht er vor der jäh erblassenen Fürstin . . .

„Ich kann dich niemals lieben, Andriane, nie verstehen . . . Wir sind uns heute fremder, denn zuvor! Ich habe Dich auch damals nicht geliebt, wie sollte ich dich heute lieben? Stehst du den Abgrund nicht, der zwischen deinem Wesen und dem meinen klafft? Wir beide stehen an verschied'nen Ufern — ich wüßte keinen Steg, der mich zu dir hinüberführt! Die Jahre konnten daran nichts mehr ändern . . .“

Drum laß mich gehen, halte mich nicht länger . . . Und forsche nicht nach Gründen meines Nein . . .“

Doch Andriane windet sich zu seinen Füßen. Schwer geht ihr Atem, ihre Lippen beben in verhalt'ner Qual . . .

„Nein! Bleibe noch! Du darfst nicht gehen, bevor du alles angehört . . . bevor du alles weißt . . . Soll ich erzählen, wie ein Weib um dich geflitten? Wie jede Faser ihres Herzens nach die schrie, indeß ein Fremder ihren Leib

nimm, der ihm nie gehörte? Soll ich erzählen, wie die stolze Andriane, die nur den eignen Willen kennt, seinen sich erleicht? Wie sie bereit war, dir gleich einem Hund zu folgen?

Du bist ein Mensch, Julian! So mußt du auch Erbarmen kennen! Du glaubst dich nur in deinem Stolz verletzt, glaubst dich mißbraucht zu einer Laune . . . Erpiedigte ich mich noch nicht genug? In welchem Winkel deines Herzens lebt die Leidenschaft? Sag mir's, damit ich sie erwecke!

Du schweigst, Julian? Du kannst noch schweigen? Wodurch erwecke ich das Herz aus Stahl! War einer Fremden Liebe stärker als die meine? So sag' es mir, daß ich sie finden kann! Ich finde sie und zwingte sie zu meinen Füßen — und ruhe nicht, bis ich sie ganz verdarb . . . Wie ich sie hasse! Wie ich sie unendlich hasse!

„Du bist im Irrtum, Andriane! Viel Frauen kreuzten meinen Weg — viel blonde, braune, schwarze Frauen . . . Die erste und die schönste warst du . . . Ich konnte keine, die mit dir sich messen dürfte . . . Weiß ich dein Fühlen nicht verstahe, habe ich dich nicht geliebt . . . Du wolltest meinen Leib, dein Fleisch gierte nach meinem . . . und Liebe nennst du diese Leidenschaft . . . Ich aber suche eine Seele. Ein Herz, das mit dem meinen lahmend klingt. Emporschwingt sich zu Atliarklaren Höhen, und nichts gemeines, irdenschweres kennt . . .“

Das konntest du nicht geben, Andriane. Und keine andere konnte es. Ihr alle saht in mir allein den Mann, zu dem euch eure Sinne zogen — und Simonrausch allein verlangtet ihr von mir. Doch dies Empfinden netzte ich nicht Liebe! Weil ich der erste war, der einzige vielleicht, an dem dein Wollen wohl zerschellen mußte, darum begelirtest du mich doppelt, Andriane. Um mich dann später, wenn du satt bist, wie ein Spielzeug fortzuwerfen, und mich dabei zu hassen, zu verachten . . .

Niemals war ich ein Sklave meines Fleisches . . . Drum ward ich einsam und verzichtete auf Liebe . . .“

Minutenlanges Schweigen herrscht in dem Gemach. Ein dunkelroter Tropfen steht auf Andrianes Lippe und sickert langsam über's Kinn . . . Doch dann unklammert Andriane wild des Mannes Arm und höhnt mit einem Funken in den Augen:

„Julian — das läßt dich Einsam bist du nicht. Jetzt kann ich erst dem ganzen falschen Spiel durchschauen! Was ich nicht glauben wollte, wird mir nun Gewißheit!

Du liebst den Jüngling, den du dir vom Feldzug mitgebracht? Den schwarzen Krauskopf, der dich überall begleitet! O Schmach und Schand! Ist es so? Ist Hyacinth nicht dein Odebiel? So sprich doch! Oder . . . bist du selb'?“

Julian streicht langsam über seine Stirn. Dann schließt er voll die Augen auf und läßt den Blick in Andrianes. Ein Lächeln der Verachtung und des Mitleids spielt um seine Lippen . . .

Doch Andriane läßt nicht nach. Sie gräbt die Nägel tief in seinen Arm und häkelt ihr Gesicht dem seligen so dicht, daß heißer Atem über seine Wange hindrestreicht. Mit einem Anfluchen weicht sie zurück:

„Ich brauche keine Antwort mehr. Genug sagt mir dein Schweigen! Nun sehe ich den Abgrund auch, von dem du sprachst! Du hattest Recht — nur nicht in einem; Ich kann den Abgrund überbrücken. Und will es tun als Herrin dieses Landes. Ich würde nicht, daß sich ein Mann, der Aline eines

herrlichen Geschlechtes werden könnte — an einen Knaben gewirft! Jetzt sollst du den Kampf bekommen, den du wolltest!"

„Wie willst du meines Herzens tiefste Regungen verstehen, wenn ich sie selbst noch nicht verstehen kann? Wie soll ich dir erklären, was an Hyacinth mich fesselt? Vielleicht, daß er so rein und noch nicht weiß, was es bedeutet, Mensch sein . . . Oft glaube ich, daß er ein Gott, ein Mensch geworden's Kunstwerk eines alten Meisters . . . Er kennt nichts Böses, kennt die Leidenschaften nicht, die auch durchwählen — und lobt dahin, als käme er aus einer fremden, bessern Welt. Und ich bin Priester. Nähre soll die reine Flamme und höre sie, damit kein kalter Hauch sie mir verlöscht . . . So dankbar bin ich, daß ich diesen Tempel heilig halten und weiter zu dem Kunstwerk formen darf . . .“

„Gibt es noch schöneres, als eine edle Menschenseele zu entwickeln? Und treten alle Wünsche, einen kurzen Stundentaukel dafür einzutauschen, nicht davor zurück?“

Mit einem bösen Lachen klatscht die Fürstin in die Hände. Zwei Neger stehen plötzlich an der Thür, als hätte sie der Boden ausgespien. Sie kreuzen abwartend die Hände auf der Brust.

„Nehmt diesen Mann und wartet eures Amtes. Bevor die Sonne sich im Osten zeigt, geht ihr mit Nachricht, daß auch er den Weg der anderen gegangen.“

Schon werfen sich die Sklaven auf Julian — als stek die Fürstin eines anderen besinnel.

Nein. Noch nicht töten. Werft ihn ins Verließ — und harret meiner Befehle. Ich brauche euch noch heute nicht.“

Alleingeblichen, sinkt die Fürstin finster auf ihr Lager . . .

Heinz Straß.

(Wird fortgesetzt)



Der Spiegel

(Fortsetzung)

Dunkler Raum. Im Hintergrund nichts als ein großer Spiegel

Redende Figuren: der Feminine, der Invertierte — der Geliebte, der Liebhaber — der Liebemann — der Helfer — das Weib, der Mann — der Meister.

Göttlicher als der Geliebte ist der Liebhaber
(Plato: Symposion)

Der Liebhaber: Ich suche das werdende, ich begehre das werdende, nichts in der Welt und über allen Himmeln ist heiliger, denn es ist das eigentliche Wesen Gottes, der ewig „wird“. Die reife Frucht läßt schon an ihrem Fleische die Verwesung ahnen, die Blüte, die von der Frucht träumt, ist köstlicher. Für sie ist die Frucht die letzte, unennbare Erfüllung in Fergen. Ich liebe, was von letzten unennbaren Erfüllungen träumt, denn sie zu fassen, scheint das Weltall zu klein. Es ist das Größte. Es ist so groß, daß es keine Form kennt und keine Zeit, daß es in Unendlichkeit und Ewigkeit zergeht. Und stehhafter als bei den knospenden Bäumen im Lenz, lieblicher als im weichen Lichte eines Sommermorgens, und geheimnisvoller als in den

Wonnat der Mutter webt das Werden im Jüngling. Der Jungfrau holdes Wunder streift nie den Saum jener unermesslichen Weiten.

Sonderbar rührst du mein Herz, o Jüngling, denn du verkörperst am reinsten die Idee in deiner eigenen Unendlichkeit. Meinen Willen, Form zu geben, zu gestalten, mich in dir zu spiegeln, regst du mächtig an. Nicht mein Bild, wie ich hier stehe, will ich in dir schauen, sondern den wiedererwachten Träumen meiner Jugend suche ich die Gestalt in dir. Die Sehnsucht, mir selbst gegenüber, will ich in dir verkörpern. Du bist noch die dultige, lockere Wolke, die der brausende Sturm meines Verlangens haßt, formt und treibt, du bist der leichte Kalb ohne Steuer, der hingerissen wird zum endlosen Ozean auf dem starken Strom meiner Sehnsucht, du bist der weiche Ton, aus dem ich meinen Gott mir formen will, den Gott, der mit meinem ersten Atemzug — vielleicht seit unendlichen Zeiten — in mir lebte und der in meinem Fleisch nicht aufstehen konnte, den vollkommenen Menschen, den ich allem Lebendem zu meiner Erlösung weisen will.

Ich weiß, mir gleich ist der Stoff und mir fremd, du bist nicht ich, fromm und ehrfürchtig will ich mich so dem Fremden nahen, in dem die tausend unbekanntem Wunder schlummern und gläubig und beseligt sein durch das Gleiche. Mit den reinen Händen des Priesters will ich unter heiligem Schauer den Ton gestalten, in Demut ihn formen nach seinen Möglichkeiten, doch als einen Hauch seines Wesens meine ganze Seele ihm verleihen. Und wenn ich den ersten schwachen Schimmer meiner Fleischwerdenden Sehnsucht erspüre, will ich selig ob des Wunders in die Knie sinken.

Der Traum lebt in mir, daß du, mein Meisterwerk nach eigenem Gesetz, der vollkommene Mensch werden möchtest. Dies ist mein geheimster, mein seltsamster Traum, der fast unbewußt mich treibt und mich durchfließt. Mir träumt in meinen höchsten Augenblicken, ich halte deinen reinen Leib als Hostie hoch über der Menge und lebe, du Erlöser, sterbend unendlich in dir, du mein wahres „Ich“, du aller Menschen „Ich“.

Mein Geliebter, deinem werdenden Leibe und deiner werdenden Seele will ich die Ehrfurcht zollen, die ihnen gebührt. Nicht Oebet ist für michesgleichen der Drang zu dem geliebten Leibe. Stärker ist die Furcht in mir, ich könnte durch die Vermischung das werdende zum niedrig Selenden machen. Mir schaudert bei dem Gedanken, deine ichte Jünglingsreinheit könnten wilde Träume besudeln. Unendlich behutsam will ich nach deinem eigenen Wunschen und nach deiner Wesensart schauen. Dich dem höchsten Sein nahezubringen, ist mir mein letzter Genuß und goldene Erfüllung.

Hier und dort ruht auch der leibliche Wunsch meinesgleichen beim Weibe allein, aber alle seelische Sehnsucht ruht beim Jüngling. Oftmals erweitert sich unsere Sehnsucht, je nachdem wir selbst wachsen, und unsere Liebe schlägt sich auf der Männergemeinschaft nieder. Was schon „selend“ geworden ist, bilden wir um zu „Werdendem“, um so ein höheres Sein zu erklimmen. Und als Führer und ringende Helden stehen wir dann der Gemeinschaft der Männer vor, die wieder „werdend“ geworden sind, und unseren Glauben an die Gemeinschaft und ihre Ziele sind wir bereit, mit dem Tode zu bestreiten.

Mein Geliebter, komm! In Erinnerung meiner eigenen werdenden Männlichkeit aus vergangener Zeit, meiner eigenen Kämpfe und der Träume, wie das wilde Verlangen nach Licht will ich dir die Lösung der Rätsel künden, wie ich sie fand. Nur das letzte mußt du selber finden, du junger Gott! Zärt-

lich und ernst will ich dir Wissen und uralte Weisheit sagen, wie sie deinem Geiste gemäß ist.

Wenn die Sonne lacht, so komm mit mir hinaus in den stillen heiligen Wald. Wandern, Turnen, Ringen und Rudern soll dort deinen Gliedern zu jenem Ebnemaß verfließen, das ich auch für deine Seele will. O du sattes Spiel von Licht und Schatten auf dem grünen Moose, o ihr goldenen Reflexe unter schwankenden Ästen auf dem leichten Tempel deines Leibes!

Komm, mein Geliebter!

Im Spiegel sieht man den Liebhaber mit dem „Geliebten“ am Tisch, wohl in einem Lokal. Der „Geliebte“ ein jüngerer Bursche aus dem Volk, von frischem, gesundem Aussehen, mehr pfiffig als intelligent. Aus den Zügen der Burschen läßt sich deutlich jenseits rein materielle Interessen in alter Selbstverständlichkeit herauslesen, wie es, sehr wenige Fälle ausgenommen, dem Volke gemein ist, abseits von jeder Verfeinerung und Veredelung durch Generationen hindurch, die in den gedachten Schichten schon im Mittelalter offenbar werden. Der Liebhaber beugt sich zärtlich über ihn, sucht in seine Seele einzudringen, bemüht sich kramphalt, sich über die Leere hinwegzutäuschen, die sich ihm darstellt. Er glüht vor Eifer, seine Lippen rufen wie im Traum und seine Augen schwärmen in Wolken. Die gespielte Aufmerksamkeit des Jungen macht allmählich schwer Ungeduld Platz, er schaut sich nicht mehr, seine Langeweile offen zu zeigen und befaßt sich nur noch interessiert und schlau abwägend die Klage und die Urteile des Liebhabers.

Der Lebemann: Ich kümmere mich nicht um das, was sie da von Liebe lesen, von geläuterten Gefühlen, von Wirken für den Aufstieg der Menschheit und von sozialer Fruchtbarkeit. Ich fühle mich wohl in dem Dämmerlichte der Kloake, denn nur hier, fern von den Augen der Gesellschaft, ist es mir möglich, meine wildesten Begierden Herr sein zu lassen. Und das ersehne ich allein! Ich bejahe deshalb die Dunkelheit und die Reingung, und jedem Versuch, diesen Zustand zu ändern, setze ich beißenden Hohn und brutalen Widerstand entgegen.

Ich weiß, meinesgleichen ist feige. Nie würden wir es wagen, bei hellem Tageslicht im Schoße der Gesellschaft unserem Drange zu folgen. Wir würden schon tun und uns kuschen. Wir müßten es! Deshalb möge die Dunkelheit leben!

Ich frage euch, was geht mich die vervollkommnete Gesellschaft an, was kümmern mich die Geschwüre, die durch mich im Volkskörper entstehen? Ich will nur mich und das ungehemmte Ausstoßen meiner Instinkte!

Es ist so angenehm, seicht mit der Allgemeinheit dahinzuplättschern und doch außerhalb von ihr zu stehen, nie einen Kampf zu führen um Dinge, die einen nur schädigen könnten. Sie sagen, daß ich meine Seele zerstörte und brach legte. Es sind große Narren!

Wenn die Dunkelheit sich herniedersenk, reiße ich mir die Maske vom Gesicht, steige in die Kloake hinab und wälze mich dort unter Hunger und Durst, ohne Gewissen und Verantwortlichkeit, jede, jede Nacht, bis an das Ende meiner Tage. Aber der Hunger und der Durst wachsen, mein Blick wird blickend und unstät, bleiche Schemen drängen sich in meine Tage und hetzen die Stunden hinab zur Nacht. Ihr hüt, wenn ihr von „Glück“ sprecht, es gibt nur den merkverzehrenden, ständig wachsenden Durst, der wie glühende Kohlen meine Eingeweide verbrennt!

Der Durst packt mich wieder und würgt mich, und ich weiß doch, daß ich ihn nie löschen kann! Kommt, o ihr meine Buhler, ich lechze nach euch!

Er reißt die Maske vom Gesicht. Das langweilige und schleue, leicht verfertete Bourgeoisgesicht ist eingefallen, zerstörten Zügen mit wild flackernden Augen gewichen. Im Spiegel erscheinen blitzerlig, indem sie in greller Beleuchtung aufstehen und sofort wieder verschwinden; feminine Prostituierte, derbe Burschen aus dem Volk in Matrosen- oder Soldatenanzug, rohe Zuhältertypen, Jünglinge bessener Gesellschafts-schichten mit Schläferbabins. Der Lebemann streckt die Arme aus, sucht die Erreichungen, die immer wieder zerfallen, zu halten; je mehr die Zeit fortzuschreitet, desto schneller erfolgen die Bilder aufeinander, desto heftiger mahnt sich Durst und Gier auf seinen Zügen. Das Gesicht verzerrt sich, wird tierisch stumpf, der maßlose Durst scheint ihn zu überwältigen. Er bricht unter den zuckenden Blitzen der Bilder in Wehklagen und Erschöpfung zusammen.

René Stieler

(Wird fortgesetzt)



LESEFRÜCHTE

Aus Georg Stämmers Aufsatz: »Es hilft uns nichts«.

Es kann uns nichts retten in der Welt, solange wir
es nicht wagen in die Tiefe zu steigen.



Es hilft uns nichts vor dem Leben, als daß wir im
Leben versinken.



Es hilft uns nichts vor dem Tode, als daß wir den Tod
ins Leben hereinlassen.



Es hilft uns nichts vor dem Elend, als der Mut hin-
durchzugehen.



Es hilft uns nichts vor dem Dämon, als daß wir den
göttlichen Mitspieler in ihm erkennen.



Es hilft uns nichts vor den Sinnen, als das Bild.



Es hilft uns nichts vor den Dingen, als das Wesen.



Es hilft uns nichts vor dem Ekel, als die Liebe.



Aus | „Hymnen für die Erde“ von Wall Whitman, Insel-Verlag, Leipzig
 Hat irgendeiner es für ein Glück gehalten, geboren zu werden?
 Ich esse, ihm oder ihr zu sagen, daß es ebenso ein Glück ist, zu sterben, und
 ich weiß das.

Ich gehe über den Tod hinaus mit dem Sterbenden und über die Geburt mit
 dem eben gewachsenen Säugling, und bin nicht beschlossen zwischen
 meinem Mut und meinen Stiefeln,
 Und durchlaufe mannigfaltige Dinge, nicht zwei einander gleich und ein
 jedes gut,
 Die Erde gut und die Sterne gut und alles, was zu ihnen gehört, gut

Ich bin nicht eine Erde, noch ein Zubehör der Erde,
 Ich bin der Genosse und der Gefährte der Leute, alle ebenso unsterblich und
 unergründlich wie ich selber,
 (Sie wissen nicht, wie unsterblich, ich aber weiß es)

Mitteilungen

Wegen der geringen Zahl von Abonnenten, auf die es bei unserer Zeitschrift gerade
 abkommt — es ist jeder einzelne Abonnent von Bedeutung — soll der „Uranos“ nicht
 mehr erscheinen, falls nicht vorläufig durch private Mittel eingegriffen wird.

Wir wissen daher noch nicht, ob es uns möglich sein wird, die Zeitschrift wenigstens
 als Monatsheft herauszubringen. Auf jeden Fall sprechen wir den Abonnenten unseren
 herzlichsten Dank aus, und wir werden darauf sehen, daß ihnen bei der eventuellen Ab-
 wicklung keinerlei Benachteiligung geschieht. Interessenten für den „Uranos“ als Monats-
 schrift bitten wir, uns dies mitzuteilen. Kommt der „Uranos“ wieder als Monatschrift
 heraus, so wird das am 15. Mai nicht erscheinende Heft, auf das unsere Abonnenten
 noch Anspruch haben, ihnen später als Extranummer zugestellt werden. Bei Halbjahrs-
 abonnementsmäßiger man den Betrag für das zweite Quartal vom Verlage zurückfordern.
 Wir halten unsere Sprechstunde vorläufig noch wie angekündigt ab.

Bezüglich der Logen möchten wir nochmals darauf hinweisen, daß sie einen Bund
 darstellen mit idealen Zielen, also engste brüderliche, seelische Gemeinschaft bedeuten.
 Sie sind nur für Menschen von innerem Wert gedacht, Homozentren und Normale. Sie
 sind kein Privatunternehmen, aus dem eine Person oder eine Gruppe Vorteil ziehen
 dürfte. Die Zusammensetzung wird homogen gehalten, um den Geist der Logen rein zu
 bewahren. Die Form ist exklusiv. Ziel und Weg sind schon genügend dargelegt worden.

Wir ersuchen darum, alle Sendungen an die „Redaktion“, außerdem mit dem Namen
 „Professor Kersch“ zu versehen. Eingeschriebene Briefe werden uns sonst nicht aus-
 geliefert und müssen an den Absender zurückgehen. Auch erschießt es uns ohnedies
 sicherer.

In allen inneren Angelegenheiten und mit den Manuskripten wende man sich ge-
 fälligst schriftlich an die Redaktion (Manuskripte möglichst Maschinenschrift), in Fragen
 des Bezugs und des Inseratenwesens an den Verlag. Wir ersuchen dringend darum,
 Pseudonyme und postlagernde Korrespondenz zu vermeiden, da sich dies mit unserem
 Ziel nicht in Einklang bringen läßt und die Wirkung unserer Arbeit dadurch abgeschwächt
 würde. Jeden Sonntag Vormittag zwischen 11 und 12 $\frac{1}{2}$ Uhr wird wenigstens einer
 von uns sich Besuchern auf schriftliche Anmeldung hin zur Verfügung stellen.

Die Logen: Aulrat in No. 1 des „Uranos“ und No. 1 der „Freundschaft“ von
 Anfang Januar d. J.: Alle Briefe sind von jetzt ab an Herrn Professor Kersch, Charlotten-
 burg, Kneisebeckstraße 92, zu richten. Es wird ersucht, Postlageradressen in Zukunft
 möglichst zu vermeiden.

Wenn unsere Bestrebungen sympathisch sind, der möge sie uns durch Werben von
 Abonnenten und Mitarbeitern in jedem Sinne weiterhin möglich machen.

Die Redaktion

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: René Stiller, Berlin-Karlshorst — für den Verlag und die Inserate:
 Kurt Schmitz, Berlin SW. 48; Verlag: Schulz-Verlag, Berlin SW. 68; Druck: Heilmann & Gortzsch, Berlin SW. 68.

URANOS

DER KOMMENDEN TAG

Für eigene Weltdeutung

Für fruchttragende Lebenshaltung * Für erfüllte Gesellschaft

Leiter für Wissenschaft und Kritik: Professor Ferdinand Karsch * Leiter für Lebensgestaltung und Belletristik: René Steller * Redaktion: Charlottenburg 2, Kneesebeckstr. 92 (F. Karsch-Hanck) * Verlag: Verlag „Fuß u. Hand“ (W. Ruge), Berlin NO. 43, Georgenburchstraße 37 (am Alexanderplatz) * Fernspr.: Alex. 811

Nr. 6/7

MAI / JUNI 1921

1. Jahrgang

Karl von Holtei (1798—1880)

„Je mehr in mir vorgeht, desto verlegener fühl' ich mich, es zu zeigen.“ Karl v. Holtei

(Mit Bild)

Wenig über vierzig Jahre sind verfloßen, seit der Verfasser der „Vierzig Jahre“, Karl Eduard v. Holtei, der „Breslauer Alte“, wie ihn die Schlesier nannten, der „Vagabund“, der „ewige Jude“, wie er selbst sich gern bezeichnete, der Sänger von „Schier 30 Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt . . .“, von der halben Breslauer Bevölkerung begleitet, zur Erde bestattet wurde; es war 1880 am 15. Februar, dem Todestage Lessings. In einem langen, über 82jährigen Leben vom 24. Januar 1798 bis zum 12. Februar 1880, konnte der fahrende Geselle und rastlose Wanderer als Dichter, Romanschreiber, Redakteur, Schauspieler, Liedersänger, künstlerischer Vorleser, Meister im plaudernden Gespräch und im Briefwechsel, sein vielseitiges Wesen mannigfach entfalten und wird so leicht nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen. Vorläufig hat seine dankbare Vaterstadt Breslau ihrem trotz aller Wanderlust ihr treugebliebenen berühmten Sohne auf der nach ihm „Holtei-Höhe“ genannten Ziegelbastion der Promenade ein ansprechendes Denkmal gesetzt. So werden von der jüngsten deutschen Generation, die kaum noch Holteis Namen zu kennen scheint, wenigstens die Breslauer und die fremden Besucher seiner Geburtsstadt durch ein äußeres Zeichen an ihn erinnert werden. Letztlich glaubte der „Kladderadatsch“ den in reaktionären Sinne entarteten Sprossen eines altadligen Geschlechts für reaktionäre Bestrebungen in Anspruch nehmen zu dürfen (Nr. 6 vom 8. Februar 1920 mit der Ueberschrift „Ben Akiba“) durch Zitat einer Stelle aus Holteis Roman „Der letzte Komödiant“: „Seltdem gewisse Schlagwörter und Tiraden schon genügen, schallenden Ap-

plus hervorgerufen, dürfen die plumpsten, talentlosen Laffen dreist wagen, die Bretter zu betreten. Jeder Lärmel erlet Beifall, wenn er Schmähtungen wider die Kirche, wider Fürsten, wider Vornehme und Reiche ausstößt.* Das Blatt hat sich damit zwar als ungemein feinfühlig, aber auch zugleich als allzu vertrauenselig erwiesen. Denn in der Hoffnung, daß 40 Jahre nach seinem Ableben niemand schnell insande sei, diesen „Fall Holtei“ nachzuprüfen, unter-achlug es gewissenlos den bei Holtei folgenden Satz: „Vielleicht sind das höchst günstige Zeichen der Zeit, und möglicherweise schreitet dadurch die Welt einer beglückenden Verbesserung entgegen. Nur das Theater, die Darsteller werden dabei immer schlechter.“

Für Holtei gibt es in Wahrheit nur eine Aristokratie, „in der Geist und Gemüt sich verbanden“. Wer diese ableugnet, gehört für ihn „zum Pöbel, auch wenn er in Purpur geboren ist“. Wenn Rang, Geburt und Besitz sich mit Oelst und Gemüt vereinigen, ist diese Aristokratie ihm doppelt wert. Auch glaubt er bemerkt zu haben, „daß in einer gewissen Klasse von Demagogen, Liberalen, Kommünisten sich sehr viele engherzige, eigennützig, eitle Mundhelden befinden, die, wenn sie in Besitz und Stellung gelangten, allen Hohn und Uebermut entwickeln würden, über den sie jetzt so bitter klagen“ (in „Vierzig Jahre“ nach Storch). Und die Religion ist ihm stets mehr Gefühlsangelegenheit, als Dogmenglaube gewesen: „Da ist kein Jude, kein Heide, kein Christ, — wir sind allzumal Sünder, die des Ruhmes ermangeln!“

Es ist hier nicht heabsichtigt, das vielbewegte, wechselvolle Leben dieses deutschen Mannes, dem nach Karnik bis nahe dem 80. Lebensjahre „ein gewisser Hauch von Jugendlichkeit“ blieb, zu schildern oder seine zahlreichen Werke aufzuzählen, — die Volksausgabe seiner erzählenden Schriften allein füllt bis 1866 37 Bände; besonders genannt sei hier nur sein Roman „Schwarzwaldau“,¹⁾ nicht etwa, weil er bedeutender als die anderen Romane wäre, sondern wegen seiner offenen Behandlung gleichgeschlechtlichen Fühlens. Ein Gespräch zwischen dem verheirateten Helden des Romans, Emil, und seinem ledigen Freunde Gustav (im 16. Kapitel, I., S. 229-230) deutet den in diesem Romane dargestellten Konflikt und seine Auswirkungen zur Genüge an:

Gustav: . . . Eifersucht quält dich nicht. Dazu müßtest du deine Frau lieben. Aber du verehrst, du achtest sie nur! Nein, du liebst sie nicht. Ich liebe sie!

Emil: Und wenn ich nun eben deshalb eifersüchtig wäre? Wenn ich es nicht deinetwegen auf sie, wenn ich es ihretwegen auf dich bin? Wenn ich ihr nicht gönne, daß du sie höher stellst als mich? Wenn die Eifersucht, die mich martert, fürchterlicher quält, als jene, von der du meinst, daß ich sie nicht kenne? — —

¹⁾ Schwarzwaldau. Von Carl v. Holtei. Zwei Bände. Im Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. Herausgegeben von J. L. Kober. 11. Jahrgang. Prag, Expedition des Albums; Leipzig, Heinrich Hübnar. 1856. 256 und 220 Seiten.



Crut Holken.

Schon Ludwig Frey²⁾ hat hervorgehoben, daß der „gemüthvolle Karl v. Holtei einen reinen Urningroman in seiner düstern Erzählung Schwarzwaldau“³⁾ gegeben habe. „Deshalb“ — fügt er mit Unrecht hinzu — „wird er von den Urningen, nicht mit Unrecht, zu den Ihrigen gezählt.“ „Deshalb?“ — mit nichts! Denn dann müßten ja auch der Franzose Joseph Méry, der den „Monsieur Auguste“ geschrieben, und der deutsche Paul Heyse, der die Novellen „David und Jonathan“ und „die schwarze Jakobe“ gedichtet, Urninge gewesen sein, obwohl sie das weit von sich wiesen. Bedauerlich bleibt dagegen, daß Frey seine fernere Angabe „Auch das Leben Karl v. Holteis selbst, wie es seine näheren Freunde kannten, gibt hierfür manchen Anhaltspunkt“, nicht weiter belegt und ausgeführt hat, und eben das soll hier möglichst nachgeholt werden.

Albert Moll gebührt das Verdienst, eine hochinteressante homogene Jugendliebe Holteis aus dessen sechsbändigem Werk „Vierzig Jahre“ ausgegraben zu haben, deren Schilderung der geneigte Leser bei Moll⁴⁾ oder besser noch im Original selbst⁵⁾ nachsehen möge. Es handelt sich darin um eine leidenschaftliche Verliebtheit des fünfzehnjährigen Holtei in einen in Breslau einquartierten, noch nicht achtzehnjährigen märkischen Junker, wie Holtei, hieß auch der schöne junge Soldat: Karl. Von ihm sich loszuwinden, kostete Holtei einen Strom von Zähren und — Zeit. Holtei zitiert an der angezogenen Stelle⁶⁾ eine Beobachtung Bulwers, welche lautet: „Es gibt ein gewisses Alter, ehe die Geschlechtsliebe erwacht, wo das Gefühl der Freundschaft beinahe Ludenschaft ist. Man sieht das immer bei Knaben und Mädchen in der Schule. Es ist das erste unbestimmte Verlangen des Herzens nach der Hauptnahrung des menschlichen Lebens — der Liebe.“ Moll bedient sich dieses Zitats und der übrigen aus Holtei übernommenen Stellen als Belege für seine ja ohnehin unbestreitbar richtige Ansicht vom undifferenzierten Geschlechtstrieb vieler Jugendlicher. Darin aber, daß er die Undifferenziertheit unbedenklich auch auf Holtei anwenden will, ist er nicht glücklich, trifft er bestimmt nicht das Rechte. Er behauptet, freilich nur indirekt, es sei falsch, auf Grund der leidenschaftlichen Neigung Holteis zum Junker Karl, ungenchtet ihres deutlich sexuellen Charakters, bei Holtei „Homosexualität zu behaupten“. Und Magnus Hirschfeld hat ihm in dieser Auffassung sekundiert, ohne die Sache selbst

²⁾ Der Erbe und die Kunst, Ethische Studien von Ludwig Frey, Leipzig, Max Spohr (1897), Seite 271.

³⁾ Frey nennt den Roman fälschlich „Schwarzwaldau“. So auch von Albert Moll, Die konträre Sexualentwicklung, 3. Auflage, Berlin, Fischer (Kronfeld), 1899, Seite 101, übernommen.

⁴⁾ Berühmte Homosexuelle von Dr. med. Albert Moll, Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1910, Seite 5.

⁵⁾ „Vierzig Jahre“ von Karl v. Holtei, Breslau, Eduard Trewendt 1862, Erster Band, Seite 200—202 und 215—217; 4. Auflage von Max Grube, Breslau, Trewendt, 1898 (2 Bände), Erster Band, Seite 128—129 und 135—136 (kastriert).

⁶⁾ „Vierzig Jahre“ von Karl v. Holtei, Breslau 1862, I, S. 216; 4. Auflage (Max Grube), I, Seite 136.

nachzuprüfen.⁷⁾ Moll hat aber unbegreiflicherweise weitere Ausführungen unbeachtet gelassen, die ein ergänzendes Selbstbekenntnis Holleis ablegen und folgendermaßen lauten:

„Unbedenklich gibt es Naturen, welche dies Gemisch der Empfindungen aus der unentwickelten Kindheit noch in spätere Jahre mit hinüber tragen, so zwar, daß sie oft gar nicht zu unterscheiden vermögen, wo die Freundschaft aufhört und wo die Liebe beginnt, oder umgekehrt.

„Mein Gefühl für Karl war von dieser Art und zeigte sich erst in seiner ganzen Lebendigkeit, als der Freund, in raschen Marschen dem Schlachtfeld zuerkend, unsere Stadt mit dem Rücken angeschaut. Mochten jedoch er und Tausend und aber Tausend den Weg der Ehre und Pflicht ziehen, leer ward Breslau darnun nicht, im Gegenteil, es blieb ein Sammelplatz für unzählige Menschen, eine Waffenschmiede für die Armee, ein Vereinigungspunkt für Russen und Deutsche. Der Ab- und Zufluß strömte in mächtigen Wogen, von denen auch ich hin- und hergetrieben aus einem Tag in den andern hineinfaselt, neue Bekanntschaften machte und mich über die Trennung von meinem Freunde nur zu bald beruhigte.“⁸⁾

Hollei lehnt hier ganz unzweideutig ab, zu denen geworfen zu werden, deren homogenes Empfinden auf Undifferenziertheit beruht und daher auf die Zeit der unentwickelten Jugend beschränkt zu bleiben pflegt; er erklärt, daß bei ihm das geschlechtliche Empfinden

⁷⁾ „Die Homosexualität des Mannes und des Weibes“ von Dr. med. Magnus Hirschfeld, Berlin, Louis Marcus, 1914, Seite 638.

⁸⁾ „Vierzig Jahre“ von Karl v. Hollei, Breslau, Eduard Trewendt, 1863, I, Seite 216—217. In der 4., von Max Grube besorgten revidierten Auflage, Breslau, Trewendt, 1898, I, Seite 136, steht unbegreiflicherweise nur der erste Abschnitt der oben zitierten Stelle, der zweite Abschnitt ist, obwohl er auf Holleis Wesen erst das bezeichnende Licht wirft, einfach fortgelassen. — Sehr beachtenswert ist ferner eine Bemerkung Holleis, die, wenn sie auch nicht streng in das Gebiet des Sexualen gehört, doch diesen Rahmen streift und von Holleis Unwöhnlichkeit handelt, deren Erklärung durch Holleis selbst allerdings auf sehr schwachen Füßen stehen mag. Sie hat folgenden Wortlaut: „Diese Mischung von Mut und Verzagttheit, von Kraft und Schwäche bildet, streng genommen, mein Naturell und hat sich zu meinem Schaden in den verschiedensten Lagen des Lebens geltend gemacht. Unbedenklich haben angeborene Eigenschaften bei mir einen traurigen Kampf mit weiblich-ängstlicher Erziehung zu bestehen geliebt; und wenn ich, von Vätern abtammend, die nur Schwerdt und Roß kannten, die durch und durch Männer waren, nicht noch diese Richtung nahm, so darf ich den Grund davon in den ersten fünfzehn Jahren meiner Jugend suchen. Man hat mich gelehrt, abgerichtet, durch Warnung und Beispiel, verzagt, bedenklich, rücksichtsvoll zu sein. Erst wenn leidenschaftliche Regung im guten oder schädlichen Sinne mich erfüllte, war ich instande, die Fesseln der Kindheit abzustreifen, und nur bei gewaltigen Ereignissen oder in wirklicher, ernsthafter Gefahr bin ich meiner selbst Herr und frei von Zweifeln und Furcht. Daher ist es leider gekommen, daß ich bei allen Versuchen und Unternehmungen, wo ein rascher Anlauf nötig ist, mit kühner Entschlossenheit gehandelt und manches erreicht, wo aber besonnene Ruhe, feste Ausdauer gefordert wird, oft auf halben Wege stehen geblieben bin und mein Ziel, noch bevor ich es für verloren erachten durfte, schwach und unwillkürlich aufgegeben habe.“ („Vierzig Jahre“ von Karl v. Hollei, I, Seite 201—202)

für männliche Jugend in seiner Natur einen stärkenden Rückhalt hatte und daß diese Natur Ersatz für das Verlorene suchte und fand, sowie auch im späteren Leben noch wirksam blieb. Und hätte Moll nur noch ein vierthundert Seiten des I. Bandes der „Vierzig Jahre“ vorsichtig weiter geblickert, so würde er plötzlich auf die unzweifelhafte Lösung des ganzen künstlichen Rätsels, das er sich aufgebaut, gestoßen sein müssen. Hier setzt sich Holtei mit den beiden Naturen, aus denen er nach seiner Auffassung unvermischt zusammengesetzt ist, ohne Hinterfür auseinander und erörtert, was der Engel in ihm sucht und was das Tier in ihm begehrt. Diese Generalbeichte Holteis ist von einer für unsere allgemeine konventionelle Kulturverlogenheit so überaus seltenen, ja fast eluzigen und geraderu verblüffenden Aufrichtigkeit getragen, daß ihr schon deshalb die Absolution, eines Allerbarmers wenigstens, nicht zweifelhaft sein kann. Ihr Wortlaut ist wie folgt:

„Gefährlicher noch“ (als der nicht ausgeführte Gedanke, seinen Onkel bei der schönen Stellmachersfrau zu vertreten) „war der Freundschaftsbund, den ich mit mehreren jungen Russen aus dem Gefolge eines in unserer Nachbarschaft hausenden Generals knüpfte. Diese Bürschehen radebrechten ein wenig Deutsch und Französisch, so daß wir uns etwa verständigen konnten, und ich ging bisweilen auf ihr Zimmer, wo sie denn auch allerlei mehr als verdächtige Besuche von Näherinnen, Wäscherinnen und andern -innen empfingen. Sie nahmen, wenn ich zugegen war, nicht nur keine Rücksicht auf mich, sondern ließen sich auch durch mich in ihren geselligen Vergnügungen gar nicht stören; ja sie forderten mich hartlos auf, dieselben zu teilen. Ihr Treiben strich so dicht an den äußersten und letzten Grenzen des Möglichen vorüber, und meine Verlogenheit wuchs so sichtlich mit ihrer Frechheit, daß ich, obwohl in stetem Kampfe gegen den Reiz ihrer Genossenschaft, mich doch sehr bald fürchtete, bei ihnen einzusprechen, und mich in einer Art von feiger Verzweiflung von ihrem Umgange losriß, was ich um so mehr segnen muß, weil sie nur zu früh Ursache fanden, ihre zügellose Wildheit zu bereuen und unter strenger ärztlicher Pflege über den Wert ihrer Bekanntschaften nachdenkliche Forschungen anzustellen.

— — Ob bei andern jungen Männern meines Alters in dem Orade wie bei mir, und namentlich so lange dauernd, — bis über die reiferen Jünglingsjahre hinaus, — wohl die entschiedene Sonderung der Gefühle stattgefunden haben mag, die mich zu einem doppelten Menschen machte? Das ist eine Frage, die ich mir oft stelle, wenn ich meiner Gewohnheit gemäß auf einsamen Spaziergängen komparativ-anatomische Seelen- und Herzen-Studien treibe! Ich wuchs heran; mit mir wuchsen Wünsche, Regungen, sanfte Träume, menschliche Begierden, aber niemals richteten sich irdische Absichten mit überirdischer, sentimentaler Anbetung vereinigt auf einen und denselben Gegenstand. Wo ich liebte, vom ersten Male, daß ich dies Mysterium kindisch empfand, bis durch all Gradationen seiner oft zerstörenden Gewalt hinauf, sah ich in der Geliebten, als solcher, nie das weibliche Wesen, welches ein Ziel befriedigenden

Besitzes werden könnte; immer nur sah ich die Unerreichbare, Unzugängliche, Reine in ihr; wollte nichts anderes in ihr sehen. Der Engel in mir suchte nur den Engel; — das Tier fragte daneben nach Seines Gleichen. Ist das nicht ein Unglück? Ich fürchte beinahe. In seinem Verhältnisse zum weiblichen Geschlechte wird, scheint mir, der Mann erst da, wo sich Engel und Tier in ihm verschmelzen, zum vollkommenen Menschen.

„Freilich aber ist es auch wieder ein Glück, weil die Gemüthsneigung, die sogleich und bereitwillig jedem sinnlichen Antriebe nachläßt und in ihm aufgibt, eine sehr wohlfeile und niedrige genannt werden muß.“⁹⁾

Ob die Auffassung Holtei's vom Engel und Tier in seiner Natur verallgemeinert werden darf, ja ob sie überhaupt richtig ist, mag hier unerörtert bleiben; genug, daß Holtei unverhüllt bekennt, sein Geschlechtstrieb habe ausschließlich das Männliche gesucht und habe nur durch dieses befriedigt werden können.

Ob in Holtei's zahlreichen anderen Werken noch weitere gedruckte Belege für das Ausleben des Tieres in ihm sich auffinden lassen, ist für den Augenblick belanglos. Mir sind keine bekannt, doch konnte ich bis heute nur einen kleinen Bruchtheil seiner vielen Werke lesen. Dagegen befinde ich mich in der Lage, meines Wissens noch ungedrucktes Tatsachenmaterial dem Psychologen zu unterbreiten.

Holtei's zweite Gattin, Julie Holzbecher,¹⁰⁾ legte auf ihrem Sterbelager ihrem Gatten einen begreiflichen Wunsch nahe: „Karl,“ sagte sie zu ihm, „ich weiß, wie es mit dir steht. Mach unserm Namen keine Schand!“ Das geschah im Januar 1839. Julie Holzbecher war damals noch nicht ganz 30, Holtei 42 Jahre alt.

In Graz, der Hauptstadt Steiermarks, lebte der zum zweitenmal verwitwete Holtei bei seiner an einen Rechtsanwalt verheirateten Tochter.¹¹⁾ Mehrere Enkelkinder¹²⁾ hingen an dem Großvater mit schwärmerischer Verehrung. Zur Bedienung war ihm ein junger Bursche zugewiesen worden, der ihm die Kleider reinigte und ihm

⁹⁾ „Vierzig Jahre“ von Karl v. Holtei, Breslau, Eduard Trewendt, 1862, Erster Band, Seite 241—242. — Max Grube hat in der 4. Auflage diese drei Abschnitte mit noch sieben weiteren Abschnitten von zum Teil ähnlichem Inhalt (Seite 240—248) auf Seite 147 einfach hinausgeworfen — sicherlich nicht im Sinne des ehrlichen Karl v. Holtei.

¹⁰⁾ Holtei's zweite Ehe, mit der Schauspielerin vom Königsstädtischen Theater in Berlin Julie Holzbecher, bestand vom 23. März 1829 bis zu Julies Tode inolge einer unglücklichen Entbindung (Februar 1839).

¹¹⁾ Holtei's einzige Tochter, aus erster Ehe (1821—1825) mit der Berliner Hofchauspielerin Luise Rogée, Marie v. Holtei, ehelichte den Grazer Advokaten Dr. Joseph Polpaschnigg, einen für Literatur und Kunst begeisterten Mann. Sie starb 1897 im 75. Lebensjahre. — Holtei's einziger Sohn (aus erster Ehe), Heinrich von Holtei, starb schon im Alter von 15 Jahren. — In Graz bei seiner Tochter lebte Holtei zwischen 1851 und 1864.

¹²⁾ Von Holtei's Enkeln, den Kindern der Marie Polpaschnigg, werden 1897 zwei Söhne erwähnt: ein älterer, Karl, Dr. jur., als bereits verstorben, und ein jüngerer, Heinrich, als Zahnarzt in Graz.

sonst zur Hand ging. Da dieser sich als aufgeweckter Junge zeigte, unterhielt sich Holtei gern mit ihm und es kam zwischen ihnen zu Intimitäten. Holtei beschenkte ihn reichlich, auch mit Geld, und eines Tages war der Junge verschwunden. Seine Mutter fand sich bei Holtei ein, um sich nach dem Verbleib ihres Kindes zu erkundigen. Holtei wußte jedoch dieses Rätsel nicht zu lösen, aber die Mutter machte einen Hölleplärm und meinte sogar, Holtei habe ihn wohl beiseite geschafft. Sie mochte eine Ahnung von dem haben, was zwischen Holtei und ihrem Sohne vorgefallen war, und Verdacht schöpfen. Bald darauf kam zu Holtei ein Polizeibeamter, um ihn zu verhören. Holtei bekannte diesem der Wahrheit gemäß, daß er nicht wisse, wo der junge Mensch geblieben sei. Nun erklärte der Beamte Holtei für verhaftet. In diesem unheilschwangern Augenblick kam zufällig der mit Holtei befreundete Statthalter des Herzogtums Steiermark zum Besuch, und als er den Sachverhalt erfahren hatte, bestimmte er, daß Holtei nur Hausarrest erhalten und eine Polizeiwache sein Haus beobachten solle. Da Holtei sich durchaus keiner Schuld an dem für alle Beteiligten unbegreiflichen Verschwinden des jungen Mannes bewußt war, blieb er vollkommen ruhig und gefaßt, während die Polizei ihre Ermittlungen fortsetzte. Eines Tages aber tauchte der Bursche in Graz wieder auf; er hatte, wahrscheinlich mit den von Holtei ihm geschenkten Mitteln, einen heimlichen Abstecher nach Triest unternommen und kam zurück, als sein Geld ihm ausgegangen war. Niemand konnte ob dieser Erledigung der überaus peinlichen Angelegenheit glücklicher sein als Holtei.

Diese beiden durchaus nichts Unwahrscheinliches enthaltenden Mitteilungen verdanke ich dem im Februar 1903 zu Berlin im Alter von über 80 Jahren verstorbenen Schauspieler Carl Reuter. An Biren unbedingten Zuverlässigkeit hege ich nicht den geringsten Zweifel, nachdem ich aus der gleichen Quelle zahlreiche Einzelheiten über den Freiherrn Peter Alexander von Ungern-Sternberg erhalten habe, deren vollkommene Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit bis ins Einzelste ich an den gedruckten „Erinnerungsblättern“ Ungern-Sternbergs genau kontrollieren konnte. Besonders der Ausdruck des Zweifels in Punkten, in denen Reuter sich nicht unbedingt sicher fühlte, stellen der Glaubwürdigkeit des alten Herrn ein ehrendes Zeugnis aus. Auch Reuters biographische Angaben über Holtei decken sich vollkommen zufriedenstellend mit den in den Fußnoten 10 bis 12 dieses Aufsatzes angegebenen Ermittlungen.

Dr. Max Kurnik, um 1880 angesehener Musikrevisor der „Schlesischen Presse“, der zum intimeren Freundeskreise des Allen gehörte, hat ganz kurz vor Holteis Ableben eine ungeschminkte Schilderung von seines Freundes Persönlichkeit geliefert und mit einem Nachtrag unmittelbar nach Holteis Tode versehen.¹³⁾ In diese Schilderung fügen sich völlig zwanglos die obigen Mitteilungen ein. Hol-

¹³⁾ Karl von Holtei. Ein Lebensbild von Max Kurnik. Mit Porträt in Radierung. In „Nord und Süd“, Breslau, S. Schönsander, Februar-Heft 1880, 24 Seiten. — Unser Bild ist eine Reproduktion nach der dieser Arbeit Kurniks beigegebenen Radierung.

teils „Vierzig Jahre“ sind nach Kurzik ein „autobiographischer Roman“, den er mit Rousseaus „Confessions“ vergleicht; Holtei erzähle darin „mit einer zuweilen erschreckenden Offenheit“ die Erinnerungen seines Lebenswandels, aber, „im Gegensatz zu Rousseau mit dem Zauber eines naiven Humors, der dem Leser über das Zynische des Geständnisses leicht hinweghelfe“; er schilderte „seine Verirrungen anmutig und bescheiden, er verbreite über die tollen und leichtsinnigen Streiche seiner Jugendjahre einen solchen Duft; daß man ihm gar nicht gram werden könne, ihn öfter sogar um die Erlebnisse beneiden möchte“. Ob es nun ein Lob oder ein Tadel sei, er wisse es nicht, aber er schreibe es ohne Bedenken nieder; als hervorstechender Zug im Wesen Holteis erscheine ihm seine weibliche Gemütsart²⁴⁾ und seine Vorzüge wie seine Schwächen, auch die in seinen Dichtungen, hätten offenbar in dieser Quelle ihren Ursprung. Im Verkehr sei er von den verbindlichsten Formen „und zugleich, auch Damen gegenüber, von einer fast erschreckenden Ungeniertheit“ gewesen.

Nach alledem hat Holtei in den beiden Frauen, die der Gesellschaftsklasse angehörten, in der er selbst sich am wohlsten fühlte, nicht mehr gesucht und finden wollen, als gute, prächtige Kameraden. Nach den spärlichen, aber grundlegenden Andeutungen Kurziks muß angenommen werden, daß dieser alles panegyrische entschieden ablehnende Freund Holteis tiefsten Blick in dessen Wesen getan hat und weit mehr von ihm wußte, als er mitteilen mochte. Leider bleibt auch sein Mund nun auf ewig geschlossen, da er, obgleich weit jünger als Holtei, ihn nur um ein Jahr überlebt hat. Moll aber (und mit ihm Hirschfeld) wird seine Auffassung von Holtei ernstlich und gründlich revidieren müssen!

F. Kurach-Hnack

²⁴⁾ von Kurzik

Sehnsucht!



Die Sonne sank —
 Es schläft der Tag —;
 Bei rotem Lampenlicht
 Wach ich
 Und denk an dich —
 Und hoff
 Auf neuen Tag —
 Und hoff auf dich —
 Und wieder kommt
 Die Nacht und wieder
 Wart' und wache ich —

G. M. Jense

Ahasver, der ewige Jude, und der Vogel Phönix

Ein schlichter Brief

(Aus den „Sensiphilen Geschichten“)

Du!

Grüß zuvor! — Wundere Dich nicht, daß ich Dir schreibe, und Dich störe in Deinet Alleinsein. Ich weiß, daß es nichts Peinlicheres gibt, als im Alleinsein gestört zu werden. Doch ich wage es. Ich benutze die Gelegenheit Deiner Abwesenheit, Dir zu schreiben, was ich Dir nicht sagen möchte. Wir haben zwar schon viel miteinander geredet, aber uns noch nichts von uns gesagt. Doch Offenheit muß herrschen, wenn wir uns verstehen sollen.

Ich schreibe Dir nicht, weil ich an irgend einer Handlung, einem Worte, einem Gedanken von Dir Anstoß nahm. Das mag oft geschehen sein, doch ist es unwichtig. Das Tiefere ist das Entscheidende. Es kommt darauf an, ob Du mich brauchst, ob wir uns brauchen, oder ob wir uns nicht brauchen. Ich fürchte, ich fürchte, wir brauchen uns.

Du bist augenblicklich in der Stadt, die unter dem Einfluß jener Nation steht, von der man sagt, daß jeder ihrer Angehörigen eine Insel sei. Vielleicht bringt jener freiheitliche Hauch, der ihre Straßen unbedingt durchgeistern muß, Dir Verständnis für meine Sätze.

Besser ist es, einsam und frei zu sein als geliebt und gebunden. Und ich liebe Dich. Und ich will frei sein. Und das ist die Frage im tiefsten Grunde, um deretwillen ich Dir heute schreibe. — Ich weiß kaum, ob Du mich liebst. Und das kann ich wohl auch nicht wissen. So etwas weiß man oft selbst nicht. Und das ist auch eine Frage von erst zweiter Bedeutung. Wesentlich ist ja für mich nur mein Wesen. Und mein Wesen sagt: Ich liebe Dich. Ich glaube, daß Du das weißt. Wenn Du mich nun nicht liebst, so wäre ja eigentlich dieser Brief nur eine Schreibübung. Sieh', wie ich bei diesem Gedanken bitter werde! Es ist mir unmöglich, den Satz zu unterdrücken: Wenn Du mich nicht liebst, nun, so kann ich ja diesen Brief in einer Abschrift meiner nächsten Liebe senden, sie vor dieselbe Frage stellend wie Dich. Oder ich kann ihn drucken lassen, veröffentlichen und so versuchen, der Welt gute Ratschläge zu geben. Also Du siehst, der Brief ist als nützlich bewiesen, und so höre denn zu!

Liebe ist Schwäche. Liebe bedeutet Abhängigkeit im Zufriedensein von andern. Abhängigkeit von andern bedeutet Unfreiheit. Und ich will nicht freiwillig unfrei sein. Wenn Du mich liebst, so habe ich Dich soeben tödlich beleidigt, denn dann denkst Du jetzt, Du habest Deine Liebe an einen Unwürdigen verschwendet. Ich möchte Dir beweisen, daß das nicht der Fall ist. Ich möchte Dir auch beweisen, daß ich Dir keineswegs kühl gegenüber stehe. Im Gegenteil. Ich möchte Dich warnen: Hüte Dich an mein wärmendes Feuer zu treten, es

könnte mit seinen Flammen Deine Kleider ergreifen (die Dinge, mit denen Du Dich umhüllst), und sie verbrennen, ja, es könnte künstliche Brandwunden an Deinem eigenen Körper zurück lassen, oder Dich gar verletzen. Und das möchte ich doch nicht, weil ich Dich liebe. Und Liebe ist Sehnsucht nach sich außer sich. Was ich nicht habe, suche ich bei andern, bei Dir!

Liebe bringt Unfreiheit sagte ich, und in Deinem Innern wurde es kühl. Danke nur nicht, ich wollte Dich auffordern, auf Dich und Deine Persönlichkeit zu verzichten. Wenn Du das tätest, so würde ja freilich meine Freiheit bei der Liebe zu Dir einigermaßen gewahrt bleiben. Aber was hätte ich dann an Dir, gesetzt den Fall, Du könntest und wolltest Dich ausstreichen? Ich hätte ja dann ein Ding, schön wie eine Vase oder eine Blume, oder vergängliches Fleisch. So geht es also offenbar nicht. Dazu brauchte ich Dich ja nicht. Dazu könnte ich ja die Vielen nehmen, die ich kenne, und die ich mir nie wählen werde, weil sie mich höchstens achten und nicht lieben und keine Persönlichkeit aufgehen, nur weil sie keine haben. Das ist eine grausame Wahrheit, aber ich liebe grausame Wahrheiten mehr als schmeichelnde Unwahrheiten.

Lieben in meinem Sinn kann man nur, was man nicht braucht. Denn was man braucht, muß man haben. Und was man haben muß, davon wird man Sklave. Liebe und Freiheit aber dürfen sich nicht ausschließen. Wo Liebe Müssen ist, (o, Du, bedenke, daß ich Dich liebe!), da müssen wir sie fliehen. Ich aber will lieben. Und ich liebe Dich. Mußt Du mich lieben? O, so überwinde Dich, um die Möglichkeit zu gewinnen, mich lieben zu wollen! Selig sind die Wollenden, denn das Himmelreich — sind sie! Unselig sind die Wünschenden, denn sie müssen! Nur wer nicht wünscht, nimmt nicht. Verflucht, wer nimmt, was man ihm gibt! Alle gleichen sie den Freunden Timons, von dem uns Shakespeare sang. Laues Wasser zum Händewaschen sind sie, mehr nicht. Aber Du sollst mir mehr sein. Du sollst mir keine Gehärmaschine sein und kein Gefäß der Lust. Aber Du sollst mir der Gegenpol meines Wesens sein, der zum Nordpol gehört wie der Südpol; eins nicht ohne das andere möglich und doch zwei. So nur kann jener Rausch ewig währen, jener unapollinische Rausch, indem man sich nicht verliert, sondern in dem man sich findet, jener gotische Rausch göttlichster Vervollkommenung.

Hast Du mich verstanden? Nur wenn Du bist wie ich, hast Du mich verstehen können. Und das ist gut so. Denn ich möchte vermeiden, daß wir so tun als ob Sieh, mein Leben ist kurz wie — Deins. Und Experimente lohnen sich nicht viel zu machen. Solch Wissen erkaufte man sich nur mit dem Verlust des Wollens. Ich aber will. Was will ich? Will ich letzten Grundes Dich oder — mich? Daß man letzten Grundes immer Ich meint, wenn man Du sagt, das ist die einzige Tragik alles Seins. Willst Du aber Dich, wie ich mich will, so trennt uns nichts als diese unsere Tragik, und zwei Tragödien heben sich auf. (Mehrere Tragödien zusammen geben aber eine Komödie.)

Bis hierher bist Du mir — vielleicht? — mit den Augen gefolgt, noch mit Deinem Wesen? Bist Du aber mit Deinem Wesen gefolgt, so lies weiter, denn nun will ich Dich nicht mehr schrecken. Wenn Du bis hierher kamst, fiel aller Schrecken längst von Dir, oder Du fielst von mir — ab.

Du, wer immer Du auch seist, meine Liebe bist Du. Meine Liebe ist Dir sicher. An diesem Ort. Denn diesen Ort erreicht nur, was Lebenswürdig ist.

Zwischen blühenden Hecken von Weiß- und Rottorn geht ein Fußsteig ins hohe Korn. Mohlblumen haben mir süße Träume erweckt, so oft ich sie sah. Die Lichtung am Waldrand lacht liebegrün. Der Waldsteig führt durch Wachholder hindurch. Bald werden Dir die Brombeeren den schmalen Mund färben. Das Farnkraut deckt unsern Kummer. Weiches Moos hat sich über die Steine gelegt. Quellen lächeln an Dir vorbei. Mit den Wipfeln rauschen die Bäume, mit dem Laube die Kronen hinauf. Kein Wind wagt Dir mehr zu schmeicheln. Das Gitterfädchen steht auf.

Komm' in das Haus, ehe es Winter wird! Eine Lampe leuchtet Dir und läßt doch noch genügend Dunkel um Dich. Ein Kamin ist Dir Wärme und Licht. Alle Wände zeugen von Deinem Glück. Alle Bilder von Deinem Rhythmus. Die Instrumente von Deinem Ton. Die Eisblumen am Fenster öffnen sich Dir. Und das Buch in meinem Herzen. Und die Herzen in meinen Büchern. Und wir blättern selig in beiden. Und wir sehen uns, wie wir waren und sind, und wie wir niemals werden. Und wir küssen den Sommer, den Winter fort. Und zwei Türen sind zwischen uns, unsere Ehrfurcht vor einander zu wahren. Und unsere Liebe erschrickt vor keinem Gesicht, das der andere zeigt, und unsere Zuneigung ist wie der Phönix. Und um uns beide schlinge ich leise den Mantel meiner Fantasie. Mein Dichten hält uns umschlungen tillt Armen weich wie die Deinen, mit Lippen rot wie die Deinen, mit Gestalten schön wie Du.

Ahasver, der leben muß, ist gestorben, und der Phönix, der leben will, schuf sich neu. Die Liebe war blaß und starb traurig, und die Liebe schuf sich neu. Die Liebe, die lieben wollte, schwang die Fahnen über uns; und die Liebe, die lieben mußte, die wurde ein kleines Kind. Und die Augen, die sich schlossen, vor der Sonne, wurden auf. Und die Welt, die kaum zu achtende, wurde bunt, wie wir es sind. —

Du, ich schrieb, was ich Dir nicht sagen wollte, daß ich Dich liebe, und wie ich Dich liebe. Ich erwarte keine Antwort auf diesen Brief. Auf solche Briefe antwortet man nicht. Man versteht sie nicht, und dann ignoriert man sie, oder man antwortet — mit der Tat. Die Tat aber kann ich Dir nicht sagen. Wie sollte ich Deine Tat kennen? Tue sie!

Ich grüße Dich. Ich küsse Dich, wie ich Dich nie geküßt habe, wenn wir uns küßten, mit dem Kuß, der den Abschied bedeutet von dem, was wir uns waren. Siehe, wie mein Herz verlangt, und meine

Sehnsucht wohnt, und mein Glück janchzen will nach dem neuen
Kuß des neuen Verstehens.

Du! Ich! Wir wollen in Liebe sein. Ich bitt's. Und Du?
St. Ch. Waldecke

Der mystische Weg Indiens

II.

Das Ende.

Die Upanischaden verkünden von Brahman als der Lebenskraft schlechthin, die in allen Erscheinungen wohnt und atmet, dem Absoluten, das die Welt schafft, trägt und erhält. Ursprünglich bedeutete Brahman das heilige Wissen, dann das, was aus diesem hervorgeht: die schöpferische Kraft des Gebetes, schließlich die Schöpfungskraft überhaupt, den Urgrund alles Seins selbst.

Weiter ründen die Upanischaden von Atman als der Seele des Menschen, seinem Selbst. Atman gehört wohl sprachlich zu unserem deutschen Worte „Atem“ und bedeutet Seele, Hauch. Andere (Deutschen) deuten es als „dieses Selbst“, als das Ich. Jedenfalls ist Atman zunächst die Einzelseele im Gegensatz zu Brahman, der Allseele. Da gilt denn der erhabene Satz:

Das Weltall ist Brahman und Brahman ist Atman.

Das bedeutet: Das Weltall ist im Grunde die große göttliche Kraft des Absoluten und diese Kraft ist identisch mit der Weltseele. Hinter der Welt des Scheins atmet das wahre in Brahman ruhende Sein und dieses selbe Sein macht auch das Wesen meines Ichs aus, in dem dieses Ich Ruhe findet.

Darum sagt die Chandogya-Upanischad:

„So wie, mein Lieber, die Bienen, wenn sie Honig bereiten, die Säfte der verschiedensten Bäume sammeln und dann den Saft zu einer Einheit zusammentragen, so wie in dieser Einheit jene Säfte keinen Unterschied beibehalten, so daß sie sagen könnten: ich bin der Saft dieses Baumes, ich bin der Saft jenes Baumes, — also, mein Lieber, haben auch alle diese Geschöpfe hier, wenn sie in dem Seienden aufgegangen sind, kein Bewußtsein davon, daß sie in dem Seienden aufgegangen. Was sie auch immer hier sein mögen, ob Tiger oder Löwe, Wolf oder Eber, Wurm oder Vogel, Bremse oder Mücke: in das Seiende werden sie gewandelt. Und dieses Feine oben ist es, was das Wesen des Alls ausmacht, das ist das Wahre, das ist der Atman, das bist du, o Svetaketu!“

Tat tvam asi.

„Das bist du!“ Die Rose, die dir duftet, die Schlange, die nach dir züngelt, um dich zu vergiften, der Bettler, der dich um ein Stück Brot bittet, die Liebste, die dir lacht: das bist du!

Oder philosophischer ausgedrückt: „Die Welt ist nur insofern, als sie in deinem eigenen Inneren zur Erscheinung kommt“ (Winteritz).

Aber im wesentlichen ist der Satz „Das bist du!“ helle Mystik. Er bindet das Ich innig an die Kraft, von der es selber ein Teil ist. Es ist eine unwiderstehliche visionäre Erkenntnis in ihm, die da den Schein durchbricht und zum Absoluten hinflockt.

Das restlose, endgültige Vereinigsein mit dem Absoluten ist der Zustand der Erlösten. Die Erlösung als das letzte höchste Ziel der Mystik wird in immer neuen unerschöpflichen reichen Bildern gefeiert und gedeutet. Denn als ein Friede, der höher ist als alle Vernunft, kann sie überhaupt nicht beschrieben werden. Bis zu welchen Höhen der Darstellung sich die Erlösungsehnsucht des Inder erhebt, davon geben diese der Brihadaranyaka-Upanischad entnommenen Worte Zeugnis:

„Wie im Lustraum ein Falke oder ein Adler, nachdem er umhergellogen ist, ermüdet seine Fittiche zusammenfaltet und sich zusammenkuschelt, also auch elli der Geist zu jenem Zustande, wo er, eingeschlafen, keine Begierde mehr empfindet und kein Traumbild schauf . . .“

Das ist die Wesenform desselben, in der er über das Verlangen erhaben, von Uebel frei und ohne Furcht ist. Denn so wie einer, von einem geliebten Weibe umschlungen, kein Bewußtsein hat, von dem, was außen oder innen ist, so auch hat der Geist, von Brahman umschlungen, kein Bewußtsein von dem, was außen oder innen ist. Das ist die Wesenform, in der er gestillten Verlangens, selbst sein Verlangen, ohne Verlangen ist und von Kummer geschieden.

Dann ist der Vater nicht Vater und die Mutter nicht Mutter, die Welken sind nicht Welken, die Götter nicht Götter, die Veden nicht Veden; dann ist der Dieb nicht Dieb, der Mörder nicht Mörder, der Verworfene nicht mehr verworfen, der Asket nicht Asket, der Büsser kein Büsser mehr; dann ist Unberührtheit vom Guten und Unberührtheit vom Bösen; dann hat er überwunden alle Qualen seines Herzens . . .

Wer aber ohne Verlangen, frei von Verlangen, gestillten Verlangens, selbst sein Verlangen ist, dessen Lebensgeistler ziehen nicht aus; sondern Brahman ist und in Brahman geht er auf . . .

Wie eine Schlangehaut tot und abgeworfen auf einem Ameisenhaufen liegt, also liegt dann dieser Körper; aber das Körperlose, das Unsterbliche, das Leben ist lauter Brahman, ist lauter Licht.“ —

Die Erlösung ist auch das Ziel aller wesentlichen indischen Philosophie, und wo sie angestrebt wird, ist der letzte Oang der Erkenntnis ein mystischer. Selbst die rationalistische Samkhya-Philosophie endet mit ihrer Erlösungslehre im Mystischen.

Erlösung bedeutet nicht immer (wie bei den Upanischads): Vereinigung mit etwas, aber stets: Erlösung von etwas. Wovon?

Vom Schleier der Maya, vom Trug und Schein der Außenwelt. Lange erfreut sich der Inder dieses Seins der Erde, genießt es mit Sicherheit, um später, sensibel wie er ist, zu finden, daß im Erdenglick und Sinnengenuß das Tiefere Schmerz und Leiden sind. Je mehr er sich in diese Welt der Erscheinung, sie genießend eingräbt, desto mehr empfindet er auch überall ihre Not. Er wird

Lebenskünstler, wie es nur ein Mensch werden kann, raffiniert den Lebensgenuß erhöhend und vertiefend wie jemand, was er liebt und was ihn quält, mit besonderem Eingehen, mit Liebe und Haß, mit Inbrunst und Verstand behandelt. Aber je mehr er das Gewebe der Maya durchdringt, desto größer wird in ihm der mystische Drang, sich von diesem Gewebe loszusagen und dem Jenseitigen, dem Absoluten, was durch diese Gewebe hindurchgeht, ganz anzugehören.

Immer quälender wird der Schleier der Maya empfunden. Ganz unerträglich aber als man zu der Anschauung gelangt: man sei unablässig auch nach dem Tode in jeder neuen Existenz mit ihr verbunden durch die Macht der Seelenwanderung.

Man folgerte aus der Beobachtung, daß neugeborene Kinder oft argen Schmerzen ausgesetzt sind, sie hätten damit Taten abzubüßen, die ihre Seele in ihrer früheren Existenz verübte. Alles Tun — Leben ist ja überhaupt schon ein Tun — fordert notwendig ein Verzehren der Früchte, die das Tun hervorbringt. Es bleibt stets ein Rest an Taten, der in diesem Leben nicht gesühnt, belohnt, aufgezehrt wird und darum die Seele nach dem Tode zu einer neuen Existenz zwingt. Mit diesem erneuten Dasein aber wiederholt sich der Vorgang, und so wird die Seele rast- und ruhelos vom Leben zum Tod, von einer Existenz zur andern gejagt, ohne Anfang und Ende, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Je nach ihren Taten wird sie im folgenden Leben als Schlange, als Mensch, als Blume, als Gott oder als Angehöriger verachteter Kasten wiedergeboren. Immer wieder wird die Seele durch den Schleier der Maya hindurchgejagt. Ihr heißes Sehnen geht nun darauf aus, von dieser ruhelosen qualvollen Wanderung befreit zu werden durch die Erlösung.

Paul v. Pulitz
(Schluß folgt)

Hyacinth

(Schluß)

Und als der Morgen dämmert, tasten zage Schritte zögernd und unsicher zu dem Gewölbe, in dem Julian an einer Mauer lehnt. Mit einem Knarren fällt die Tür ins Schloß und eine bange Frage forscht ins Dunkel:

„Schläfst du, Julian?“

Beim Klange dieser Stimme fährt Julian empor. Zieht rasch den Widerstrebenden zum Fenster — und hier, im fahlen Licht des Tages, wo das Antlitz Hyacinths noch bleicher scheint, unklammert er die Hand des Freundes:

„Du hier? Hat sie dich hergeschickt, mein Los zu teilen?“

Den Blick des Freundes meidend, schüttelt Hyacinth das Haupt:

„Mich schickte niemand doch ich kam um dir zu sagen daß wir scheiden müssen“

Julian lacht auf. Ein höhnisch-hartes Lachen:

„Wir müssen scheiden So verlangt es Andriane! In diesem Keller hier verbrachten alle, die für eine Nacht auf Andria-

nes Lager mit dem Leben zahlen, die letzten Stunden So auch ich

„Ja, Hyacinth, wir müssen scheiden“

„Du irrst, Julian! Nicht um dein Urteil zu verkünden, kam ich zu dir! Du gehst aus diesem Kerker, ehe noch die Sonne ihre Bahn vollendet —“

„So weißt du es und sprichst vom Scheiden?“

„Wenn deine Fesseln fallen, bin ich fern . . . Ich stehe zwischen dir und Andriane —“

„So sagte sie! Und du gehorcht! Legst ihr mein Glück vertrauend in die Hände?“

„Nicht doch, Julian! Ich gehe, weil ich dich“

Nach einem Zaudern:

— weiß ich dich nicht liebe! Weil ich dich niemals lieben kann! Du nahmst mich doch aus Mitleid mit dir Du hobst mich von der Strafe auf, erwärmtest den Verwunden durch die Glut deines Erbarmens, der jedes Opfer noch gering erschien . . . Wohlthaten schenktest du mit vollen Händen, verschwendetest, erdrücktest mich beinahe unter dieser Last

Ich fühle mich so klein, so unwert deiner Liebe — und weil ich weiß, daß ich sie nie vergelten kann —“

„Gehst du nun fort? Du sagtest noch nicht alles. Gesteh es nur ohne Scheu; ich habe deine Jugend dir vergiftet, dich zum Gespött der Menschen, der Verachtung wert gemacht, nicht einmal deinen Leib verschont in meiner Gullheit Nicht wahr, so sagte Andriane?“

„Andriane?“

„Sie war es doch, die dich gesandt? Hat sie dir nicht die Augen über mich geöffnet und dir gezeigt, daß du am Abgrund stichst?“

„Julian! Ich habe dir nichts vorzuwerfen. Wie könnte ich's? Wo ich doch nichts als Liebe, nur immer wieder Liebe dir verdanke . . . Und nie hast du dafür etwas verlangt“

Ich bin's nicht wert! Ich bin so schlecht viel schlechter, als du es heute ahnen kannst Ich muß in diesem Ueberfluß erstickend! Und deshalb fliehe ich vor deiner Liebe Verachte mich — doch demütige mich nicht noch durch diesen Hohn!“

„O Hyacinth, so wenig durfte ich dich kennen? Wohl machtest du es Andriane leicht, ihr Gift in dein noch argloses Gemüth zu träufeln Deswegen klug' ich dich nicht an. Doch daß du herkamst, mein zu spotten —“

Ein heisser Tropfen fällt auf seine Hand. Er schrickt zusammen, blickt dem Knaben in die Augen — und findet sie in Tränen schwimmend Die Lippen Hyacinths verzieht ein wehes Zucken, die Stimme klingt erstickt und seltsam rauh:

„Wenn wir uns trennen, wirst du leben! Ich sehe keinen zweiten Weg! Die Hoffnung, dich noch einmal zu besitzen, wird Andriane zwingen, dich zu schonen. Doch wenn ich bleibe, droht ihr Haß, nicht dich allein — uns beide zu vernichten! Bejammernswert, wenn sie verfolgt — sie läßt erst ab, wenn Blut gelassen . . .“

Mit einem plötzlichen Erschauern fragt Julian,

„Gabst du — dein Leben für das meine?“

„Ich wollt' es tun — doch Andriane wies es schroff zurück.“

„Sie war bei dir?“

„Sie stand an meinem Lager, mich zu wecken. Als ich die Augen aufschlug — ahnungslos — da graute mir vor diesen Blicken, die in meinem Innersten zu lesen schienen. Sie sagte mir, daß du sie liebst —“

„Das glaubtest du?“

„Wie konnt' ich's glauben? Ich ahnte eine furchtbare Gefahr — und fügte mich in Andrianens Willen . . .“

Ein Stöhnen ringt sich jäh aus seiner Brust:

„Nun magst du mich verachten, wie ich es verdiene . . . das heiligste, was ich besaß — ich warf es fort . . . Wo warst du da, Julian, wo war dein Arm, um mich zu schützen?! Du warst geesselt, ahntest nichts . . . Indessen ich . . .“

„Du Hyacinth — du unrein? Du . . .“

„Sie wollte es . . . Als Preis galt deine Rettung . . . Ich wollte ja noch nicht, daß dies so grauenvoll . . . abscheulich . . . Als würde ich gepeitscht, so floh ich in die Nacht — ihr Lachen gelte mir noch in den Ohren . . .“

Mir ekel vor mir selbst, vor meinem nackten Fleisch! Noch brennen ihre Küsse überall auf meinem Körper, noch fühl' ich ihre Hände, giftig-geil wie Schlangen —

Julian! Mir graut vor meinem Leib!“

Da rißt Julian den Beenden in seine Arme. Nimmt seinen Kopf erschüttert und einsetzt in beide Hände und streicht ihm weich die Haare aus der Stirn:

„Du Lieber, Treuer . . . Wie verdiene ich ein solches Opfer! Wie furchtbar listest du um mich! Sie hat mit dir auch nur ein frevles Spiel getrieben, um mich dadurch am Weltesten zu treffen! Deshalb hat sie dein Leben nur verschmäht! Sie hätte dich ja später doch vernichtet, weil sie dich fürchten muß, solange' du lebst . . .“

Ich bin an allem schuld, weil ich nicht schweigen konnte. Deshalb erzählte ich von dir? Es ließ ihr keine Ruhe, mir das heiligste, an das ich glaube und das ich angebetet, in den Schmutz zu ziehen . . . Sie, die doch selbst so unrein, konnte weber sich nichts reines dulden . . .“

Mein armer, armer Hyacinth!“

„Julian, mußt du mich nicht verachten?“

„Ich — dich verachten, Hyacinth? Jetzt weiß ich erst, daß ich dich liebe — daß nichts in dieser Welt uns wieder trennen kann! Wie durfte ich dich noch durch Mißtrauen und Hohn verletzen — nachdem du das für mich getan! Soll ich durch dieses Opfer meine Freiheit kaufen? Nein, Hyacinth — das kann ich nicht! Dann lieber sterben, und in Schönheit sterben: den Blick der Morgensonne zugewandt, die Vögel singen hören . . . sehen, wie die Blütenknospen schwellen . . . Hinüberschlummern mit dem herrlichen

Gefühl: ich bringe dir, mein Schöpfer, dieses Herz zurück, so rein,
wie ich es einst aus Deiner Hand empfangen

Sieh, Hyacinth, ich war vielleicht im Unrecht: ich stolze vor
allem, was mir niedrig schien — und wollte niemals in die Tiefen
steigen Doch heute ahnte ich, daß man sich über das Ge-
meine erst erhebt, wenn man es kennen und verachten lernte
und eingesehen hat, daß alle Oüter, die den Menschen locken, nich-
tig sind Sie alle adelt erst die wahre Freiheit, die heute
noch so wenige besitzen“

Zwei Arme schlingen sich um seinen Hals. Und eine Stimme
bettelt:

„Laß mich mit dir sterben“

Stumm zieht Julian den Jüngeren an seine Brust. Schulter an
Schulter stehen sie und blicken schweigend in das Tagesgrauen. Und
fester noch als Worte schließt dies Schweigen sie zusammen

Schon liegt des Morgens Abglanz auf den Dächern. Da knarrt
die Tür und auf der Schwelle steht bleich und zornig Andriane.
Die Falten auf der Stirn verrathen, daß sie alles weiß:

„Ihr Rasenden, seid ihr bereit zu sterben?“

„Was fragst du noch? Du weißt es selbst.“

Stumm ruht der Blick Julians auf Andriane. Wie schön ist sie
in diesem Augenblick: ein schwarzes, seidenes Orwand umschließt die
schlanken Glieder und über dessen stumpfen Schwarz erscheint das
lose aufgesteckte Haar gleichwie aus Gold gesponnen. Um Andria-
nes Lippen liegt ein harter Zug, indeß die Augen an Julian vorbei
ins Weite schweifen

„Das heiligste, was ich besaß, gedachtest du mir zu entreißen.
Du wolltest Rache — und du rächtest dich. So führe deine Rache
auch zu Ende. Soweit, wie du gegangen, gibt es kein Zurück . . .“

Da steht, eh' er geendet, Hyacinth vor Andriane:

„Nicht Rache, Fürstin, so du hin noch liebst. Ist deine Liebe
wirklich so gering, daß sie zu schwach, um zu verzichten? Kennst
du der Liebe walres Wesen nicht? Erst dann ist Liebe groß und
heilig, wenn sie — ob ihr auch nie Erfüllung winkt — bereit ist,
zum Verzicht sich durchzuringen, und trotzdem noch frohlocken
kann! Ermorde mich — mit einem Lächeln will ich sterben, weiß
ich die Liebe stärker als den Tod!“

Ein langes Schweigen herrscht. Die Fürstin legt die Hand über
die Augen — dann richtet sie sich stolz empor.

„Geht hin: ich halte euch nicht länger. Doch hoffet nicht, daß
ich verzeihen kann. Ich kenne keine solche Liebe. Ich kenne nur
den Haß, der aus verschmähter Liebe wächst. Geht hin, solange ich
die Schwäche nicht bereue. Doch tut ihr gut, die heut'ge Nacht und
alles, was geschah, noch vor dem Tage zu vergessen“

Und stolzerhob'nen Hauptes geht sie rasch hinaus. Durchheilt
die Hallen und Oemächer, bis zu dem Garten, wo aus einem blühenden
Bosket ein Eros unter Heckenrosen vorlugt. Von Andrianes Faust
getroffen, klingt er hell in Scherben — dann decken Blumen seine
Trümmer zu

Die blassen, schmalen Hände an den Schläfen, sinkt Andriane stumm auf eine Bank und starrt zu dem verwaisten Postament hinüber, das kahl und leer aus Blumen aufragt

„Nun gehen sie zusammen in den Morgen und danken mir, die dieses Band, das sie zerreißen wollten, nur noch fester fügte“

Weshalb verstehe ich dich nicht mehr, Eros?“

Sie wiederholt die Frage, doch kein Echo gibt ihr Antwort. . . .

In grauen Nebelschwaden steigt der neue Tag

Heinz Stratz

Der mann-männliche Eros in der deutschen Romantik

„Zum Ziel des Strebens ist ein mystisch Bild
Von sinnlich-geist'ger Harmonie gestellt.
Die Schmaucht wird durch Sehnen nur gestillt;
Als Ort des Sehns Liebep wir die Welt
So auch mit Schmauchsdüften überhöht;
Die neue Kunst dem Menschen wohlgefällt.
Hellenisch Leben, Du bist uns verloren,
Drum haben das romantische wir erkoren.“

Joh. Jak. Anloch (1765—1804)
in Schlegel-Tiecks Monolognach 1802

Es zeugt nicht von allzu großem oder tiefem Wissen, wenn man, wie es meist üblich ist, nur im Leben und in der Kunst der Griechen den mann-männlichen Eros sieht. Wenn die Behauptung Benedikt Friedlaenders, daß der mann-männliche Eros ein normaler Grundtrieb aller Menschen sei, der nur gewaltsam in unserer Zeit unterdrückt, aber nicht erloschen ist, ihre Richtigkeit haben soll, — und sie ist richtig —, so müßte von allen Völkern für möglichst jede Zeitperce der Beweis zu führen sein, daß in ihnen, wenn auch vielleicht nur verborgen, die Quellen des Eros Uranios sprudelten. Diesen Beweis zu führen ist möglich. Diesen Beweis zu führen ist nötig. Nötig deshalb, um nicht nur immer vom medizinischen und naturwissenschaftlichen Standpunkt, der stets einseitig sein muß, diese Probleme, diese Tatsachen zu betrachten, sondern auch vor allen Dingen endlich einmal vom geisteswissenschaftlichen.

Vom inneren und privaten Leben des Einzelnen vergangener Zeiten und fernere Völker wüßten wir nichts, wenn es nicht stets Menschen gegeben hätte, denen „ein Gott gab, zu sagen, was sie litten“ (Goethe), das waren die Genien der Menschen, die priesterlichen Naturen beim Hochamt der Völker, die Künstler. Wollen wir wissen, wie die Einzelnen vergangener Zeiten empfanden, müssen wir die wenigen bewußt Lebenden jener Zeiten, die Künstler, befragen. Wollen wir im besonderen aus der Vergangenheit unseres Volkes wissen, wie es um den mann-männlichen Eros stand, so müssen wir die Blicke lenken auf jene Zeiten, die die meisten bedeutenden Genien

gleichzeitig besaßen, Zeiten, die man dann später als Zeiten hoher Kultur bezeichnet. Zweimal hat in dem kurzen Verlauf der Geschichte der Deutschen, die wir kennen, eine solche Blütezeit stattgefunden; das erste Mal etwa um das Jahr 1200 n. Chr., das zweite Mal um das Jahr 1800 n. Chr. Für diese beiden Zeiten ist es durchaus ohne Schwierigkeit für den, der sehen will, möglich, die hervorragende Stellung des mann-männlichen Eros, des Eros der Künstler und Genien, zu beweisen. Nur Anregungen werden wir hier geben können, nichts Endgültiges.

Zwei große Richtungen in der Kunst der Deutschen um 1800 unterscheidet die zünftige Geschichtsschreibung, die sogenannte klassische und die romantische. Der klassischen schwebte ein fremdes Kunstideal, das griechische, vor; sie war also vom Standpunkt der Ästhetik unoriginell, epigonenhaft. Trotzdem bekannten sich bedeutende Charaktere und Persönlichkeiten zu ihr. Die Stellung dieser Männer zum geistgetragenen Eros im bejahenden Sinne ist bekannt. Schwafeln sie durch ihre übertragende Größe erst so recht den Boden für eine kommende Kultur, so brachte die deutsche Romantik dann die künstlerische und philosophische Frucht auf diesem Boden.

Für fast alle jener großen, häufig längst nicht nach Gebühr gewürdigten Romantiker ist die bewußte, bzw. unbewußte Hinnelung zum mann-männlichen Eros nicht nur in den künstlerischen Werken, sondern auch im persönlichen Leben für jeden Unbefangenen deutlich sichtbar.

Zwei ganz große Dichter und Denker, Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825) und Friedrich Hölderlin (1770—1843) stehen zwischen den Klassizisten und der Romantik. Der zweite noch mehr ein dionysischer Grieche, der erste, nach meiner Ansicht wohl der bedeutendste deutsche Dichter überhaupt, nur noch durch die überaus starke Betonung des hohen Ideals der Humanität und seiner Freundschaft mit dem größten Verkünder desselben, Herder, mit dem Klassizismus lose verbunden, in seiner Ästhetik Romantiker durch und durch. Beide gehören zu den hervorragendsten Vertretern des mann-männlichen Eros unter den Deutschen.

Aus allen Werken Hölderlins spricht ein für die „erhabene männliche Schönheit“, wie Jean Paul sagt, begeistertes Gefühl, gleichgültig, ob wir sein Drama „Empedokles“, seinen Roman „Hyperion“, seine lyrischen Dichtungen oder seine Briefe in die Hand nehmen. Wie wäre es zu wünschen, daß schon nur für unsere Zwecke nicht nur von diesen, sondern von allen noch heute erwähnten und weit anderen Dichtern billige, für jedermann zugängliche Ausgaben hergestellt würden, die den Gedanken der platonischen Liebe in den weitesten Kreisen wieder wachriefen, so nicht nur für uns Dienste der Befreiung leistend, sondern auch in hervorragendem Maße beitragend an der Schaffung eines wahren unstaatlichen Volkstums. Hölderlins Ideal war ein romantisch gesehenes „heiliges Griechenland“, und er wußte, wie es in seinem Gedichte „Sokrates und Alkibiades“ so treffend heißt, daß

„sich zum Schluß die Weisen oft zum Schönen wenden“. Hölderlins Mystik, die Mystik eines Plotin und Rumi kommt hier zum Ausdruck, die der Identität von schön und gut.

Jean Paul, der gewaltige Sprachenschöpfer, fand das schönste deutsche Wort für den mann-männlichen Eros, die Freundesliebe. Das Leben dieses Dichters ist ein hohes Lied dieser Freundesliebe und sein Werk in 65 Bänden ein Abglanz dieses Lebens und dieser Liebe. Er ist, wie J. Linden einmal schreibt: „Männlich und weiblich. — Zynisch und keusch in völliger Gleichmischung. Nie ward eine Zweifelt so unverdeckt aufgezeigt.“ — Nur ein Erlebnis hatte Jean Paul im Leben: die Freundschaft. Und auch die Liebe ist ihm nur zugänglich und verständlich durch das Medium der Freundschaft. Dafür den Beweis aus seinem Leben und seinen Werken anzutreten ist hier nicht der Ort. Welche Literatur kann sich rühmen, einen Dichter zu besitzen, der so wie Jean Paul die Schönheit des Jünglingsalters, die Seligkeit des Mannseins zu schildern vermochte? Wer hat die Herzensreinheit und Gefühlstiefe des werdenden „hohen“ Menschen im Jüngling gezeichnet wie er? Wo finden wir Freundschaften von so tiefer Liebe durchtränkt, wie die zwischen Emanuel und Viktor im „Hesperus“, zwischen Leibgeber und Siebenklüß im „Siebenklüß“, zwischen Albano und Roquairol im „Titan“ zwischen Vult und Walt in den „Flügeljahren“? (Auch dieses Wort ist eine Sprachenneuschöpfung Jean Pauls.) Wo finden wir so tiefe, so kluge, so seltsame Aussprüche über Freundschaft und Liebe, über Mann und Weib wie bei Jean Paul. Und wo ist die Freundesliebe so modern, so expressionistisch im Stil, so zart lyrisch zu Worte gekommen, in Worte gebracht worden, „welche Taten sind“ (Platen)? Nur bei Jean Paul, dem Elegiker und Idylliker, dem Komiker und dem Tragiker der Freundesliebe Daß es mir nicht möglich ist, Beispiele zu geben! Aber man lese selbst — — — !

Die eigentlichen Organisatoren der romantischen Bewegung, die bald nicht nur Dichter und Denker, sondern auch Wissenschaftler und Politiker, Musiker und Maler umfaßte und weit über die Grenzen Deutschlands, ja Europas wirkte, waren die Brüder August Wilhelm (1767—1845) und Friedrich Schlegel (1772 bis 1829). Die invertierten Neigungen des ersten sind bekannter, man erinnere sich z. B. an Gedichte von ihm wie die Ballade „Arion“. Ihm vor allen ist es zu verdanken, daß die Deutschen die bedeutendsten Dichter anderer Völker in Uebersetzungen von unübertroffener Schönheit bekamen, z. B. Shakespeare — Bacon, Calderon, Tasso und Dante, ja selbst die Inder. Wie viele Dichtungen zum Preise und aus dem Geiste des mann-männlichen Eros wurden so den Deutschen bekannter. A. W. Schlegel, unterstützt von seinen Freunden im romantischen Lager, hat von solchen Dichtungen übersetzt bzw. auf sie hingewiesen, u. a. Shakespeares Werke z. B. den „Kaufmann von Venedig“, „Richard III“, Marlowes „Eduard III“, Gozzis Komö-

dien, darunter den „Triumph der Freundschaft“, viele Werke der Spanier und Italiener sonst. Sein Bruder, Friedrich Schlegel, gab mit seiner Freundin Dorothea VII., das alte deutsche Volksbuch von „Lohr und Maller“, ein hohes Lied der Freundschaft heraus, ähnlich wie der „Herzog Ernst von Schwaben“. Aber die hohe Bedeutung Fr. Schlegels für die Freundschaft liegt auf anderem Gebiet. Er ist der eigentliche Begründer der Gesellschaft der Romantiker, er hat als erster die Gründung des Bundes wieder in die Tat umgesetzt. Wie weit ihm das gelang, davon an anderer Stelle. Er hat in den „Fragmenten“ des „Athenäum“ die Freundschaft besungen, den Wert des „Symphilosophierens“ und wußte (Idee 122): „Wo die Künstler eine Familie bilden, da sind Urversammlungen der Menschheit“ und weiter auch: Dem Bunde der Künstler einen bestimmten Zweck geben, das heißt ein drittes Institut an die Stelle des ewigen Vereins setzen; das heißt die Gemeinde der Heiligen zum Staat erniedrigen.“ (Idee 49.) Und wer ist „Künstler“ im Sinne Fr. Schlegels? „Ein Künstler ist, wer sein Zentrum in sich hat.“ (Idee 45.) Künstler also im weitesten, nicht nur artistischen Sinne meint Fr. Schlegel, der weiß, daß der erstragene Bund der Freien keinen bestimmten Zweck zu haben braucht, um zu wirken.

Um die Schlegels und ihre mährlichen Frauen! Karoline und Dorothea sammelte sich in Jena ein Kreis Aehnlichgesinnter. Für unseren Zweck besonders erwähnenswert ist unter ihnen der Uebersetzer Calderons, Ariosts und Tassos, der Dichter invertierter Sonette, Ories. Wer ihn kennen lernen will, von einem Ueherlegenen gesehen, lese Clemens Brentanos „verwilderten“ Roman „Godwi“, in dem er unter dem Namen Haber etwas ironisch dargestellt ist. Seine Bedeutung als Uebersetzer steht fest. Einem besonders vertrauten Freunde Fr. Schlegels verdanken wir die beste deutsche Platonübersetzung. Es ist V. C. Schleiernmacher (1768—1834), der freigestigste Protestant von Bedeutung, der je gelebt. Wieviel Schleiernmacher für den männ-männlichen Eros in Deutschland gekostet hat, weiß der zu beurteilen, der Platon kennt als einen der bedeutendsten Philosophen der physiologischen Freundschaft.

Der eigentliche tiefste Philosoph und Dichter im engeren Kreise der Jenaer Romantiker ist der sehr jung gestorbene Fr. v. Hardenberg (Novalis) (1772—1801), dessen eigenartige Erotik schon zu den verschiedensten Deutungen Anlaß gegeben hat (s. auch das Werk von Joh. Schlaf: „Christus und Sophie“). H. trug die Idee des Bundes rein und tief in sich. Es gab für ihn nichts Erotisches, das er nicht intuitiv durchschaute. Zeugnis dafür sind alle seine Werke, also auch diese aus seinen „Fragmenten“: „Es gibt Menschen von eigensinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Ehestande gemacht sind.“ „Auch Männern kann man absolut anhänglich sein, so gut wie Frauen“ u. a. m. Ihn verband mit Fr. Schlegel, in dessen Armen er starb, die innigste Freundschaft.

Alle die bisher erwähnten Romantiker kamen, wenn sie sie auch

weil hinter sich gelassen hatten, aus der Welt des deutschen Klassizismus mit seiner Verehrung der Antike. Die Wendung der Romantik zum Wunderland des gotischen Mittelalters kam durch die Bekanntschaft Ludwig Tiecks (1773—1853) mit den Schlegels. Tieck, ein hochbegabter Dichter, war durch seinen Freund und Führer Wilh. Heinz Wackenroder (1773—1798) zum Mittelalter geführt worden. Nach dessen frühem Tode gab Tieck die nachgelassenen Schriften des Verstorbenen heraus, „die Herzenergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und die „Fantasien über die Kunst“, beides Werke von hervorragender, Epoche machender Bedeutung. Wackenroder steht so in schwermütiger Jünglingsschönheit am Morgen der Romantik wie Antinous, der Liebling Hadrians, am Abend der Antike. Welch starkes Gefühl Tieck und Wackenroder verband, davon zeugen die uns erhaltenen Briefe, zeugen manche Dichtungen, u. a. diese Stanze Tiecks an Wackenroder:

„Und soll ich ferner gern im Leben weilen,
 So bleibe Du, den ich noch eh' gekannt,
 Mit dem so Lust als tiefen Schmerz zu teilen,
 Das Schicksal schon als Knaben mich verband,
 So laß uns Beide Hand in Hand durchheilen
 Der vielgeliebten Kunst geweihtes Land,
 Ich würde ohne Dich die Kraft verlieren
 So Kunst als Leben weiter fort zu führen.“

(„Der Traum“)

(Schluß folgt)

Ewald Tacheck

In Memoriam

Es sprach der Freund: „Wie sehr' ich mich im Tiefsten, zu sprengen alle Bande dieser Erde, zu lösen diese Starrheit dreier Obeder, um frei zum Aethermeere zu entschweben.“

Ein cig Gewand, das nicht zu mir gehört, soll leicht hernieder-gleiten und zerfallen, auf daß der Kern, den es auf kurze Zeit um-schloß, selig in ungemessne Weiten streben, schauend zerfließen mag in jenen Fernen . . . bis er vielleicht, getränkt mit Allseinsmacht, zu starker Edelform sich einstmals sammle, zu schaffen dann mit ungehemmter Kraft, was jetzt in mir wohl ruht, doch müde zögert, heut schon zu erwachen.

Und doch: nicht alles soll dem Einst verbleiben. Zum Licht verlangend drängen zarte Triebe, die Blüte noch, die Frucht noch werden wollen, die zu erslicken ich nicht Frieden lände . . . In wen'gen Monden kann die Ernte sein!

Willst Du die Reizezeit mit mir verbringen und mit dem müden Gärtner dann vereint die erdgebundene Schale sprengen? Die Frucht wohl schau'n, doch nicht den Segen feiern . . . wärest du bereit?“

Und leht: „Da ist kein Weg, auf dem ich Dir nicht folgen will, mein Freund, der mir Erfüllung letzter Sehnsucht ist.“

Ich bin so müd' wie Du des Kampfs um Ideale Wind-
mühlentügel gegen Stein und Erz, wobei das arme Herz, wie ein
im Fluge angeschossener Vogel, angstvoll und schmerzdurchzuckt zu
Boden stürzt.

Noch einen Sommer Deines Schaffens, Freund! Sein Glück, sein
Schmerz geköre mir allein. Und in befreiten Stunden laß mich
suchen, für einen spätern Guß Edelmetall in mich hineinzutragen.

Dann will ich spurenlosem Untergang verdient mit Dir entgegen-
jauchzen!¹⁴

K.

Auf der Terrasse

Hier ist die Terrasse, wo der Meister mit seinen jungen Ge-
nossen einen griechischen Frühling lang — ist nicht jeder Frühling
griechisch? — die Abende verbrachte. Auch am Morgen sah man
sie eine Stunde lang dort zusammen in der großen, entrückten Stille
des Mittags. Oder besser, man sah sie nicht. Denn eben dies war
der Reiz des Ortes, daß das kleine einstöckige Haus vorn wie jedes
andere nach der Gasse lag, die zwischen den Mauern der Gärten
kroch, nach hinten aber mit Fenstern und Terrasse in die Weite
der Oliven- und Limonen-Abhänge blickte, zwischen denen ab und
zu verstreut weiße Dächer mit niedriger, umkränzter Stirn auftauch-
ten. Von der Straße führte ein schmaler Raum rechts in die beiden
Zimmer des Meisters, links in die zwei Zimmer Agathons. Während
der Meister dann die Vormittage bei seiner Arbeit saß, hatte er doch
im Untergefühl das Bewußtsein, das ihm nötig war, — ein Wissen,
ohne es zu wissen —: Agathon ist bei mir, ist dort drüben, ist
in der Nähe. Agathon aber, was tat er? Man konnte es nicht
sagen. Man wäre versucht gewesen zu sagen: schön sein. Es
bleibt sein Geheimnis, was seine Stunden füllte.

Ja Agathon! Die Schönheit ist für ihn eine Verantwortung, eine
Aufgabe. Leidenschaft sind nicht seine höchsten Momente. Er ist
zu vollkommen für sie. Er duldet sie sanft, wie aus Mitleid. Er
opfert sich: nicht heftig, christlich, aber antik bekränzt. — Der
Meister schafft und ist groß und berühmt; Agathon steht eigentlich
wie über dem Schaffen. Die Stufe der Werke scheint überwunden
hinter ihm zu liegen, obwohl er nie etwas schuf. Der Meister
schafft: obwohl er nicht einmal ungestalt ist und einen Mißwachs
gutmachen hätte. Steht er neben Agathon, bärtig wie Phidias,
dann ist es jedesmal eine Gruppe. Agathon aber?

Das geistige Prinzip ist heute zumeist dargestellt als überwun-
dener gotischer, entzerrter Körper. Für den Meister ist Agathon
der vollkommen im Körper verwirklichte Geist. Das geistige Prin-
zip zehrt den Körper nicht auf, sondern durchdringt ihn. Deshalb
Agathons sanfte Kühle in den Stunden der Leidenschaft und die
sanfte Güte seines ganzen Wesens, die nicht zur Heftigkeit aufpeit-
schen könnte, weil nichts genügend Macht dazu hätte. Agathon darf

aus Schönheit vieles nicht, was andere dürfen. Und darf aus Schönheit so vieles mit Anmut, was bei anderen verboten wäre. Ihm gelten eigene Gesetze.

Der Meister treibt keinen Kult mit Agathons Schönheit. Aber er vergißt sie keinen Augenblick. Es gibt, so denkt ihn, so viele große Ideen; aber im Versuche der Verwirklichung werden sie sofort unvollkommen, unrein. In der vollkommenen Schönheit aber — es ist der einzige Fall — ist einmal eine Idee vollkommen verwirklicht; vollkommen und doch verwirklicht; ohne Hastheit. Also gibt es doch die Möglichkeit, daß Ideen wirklich werden. Symbol für seinen Glauben an die Realisierbarkeit von Ideen, von Vollkommenem: das ist ihm die Schönheit. Die meiste Schönheit ist in der Kunst. Aber Kunst ist ihm noch nicht wirklich genug, ist ihm noch nicht nahe genug dem Leben. Die Schönheit Agathons aber ist selber Leben, mitten im Leben. Agathon ist die höchste Verwirklichung einer Idee. Er hat Agathon noch niemals in einer minder schönen Stellung gesehen. Agathon war in allen Lagen schön. Eigentlich ist jeder von niemand gesehene Augenblick, den Agathon lebt, Verschwendung, Trauer unzähliger Sonnenaufgänge, Sonnenblumen und Gärten, die ungesehen täglich blühen und glühen ist auch um ihn.

Uebrigens weiß all sein Denken und Sichbewegen nichts von Schaulstellung. Dazu ist er zu stolz. Seine Schönheit gehört zuvörderst ihm selbst, nicht anderen. Um seiner selbst willen ist er schön. Er hat ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl für die Anmut, welche sein Körper seinem Wesen als Forderung auferlegt. Aber doch wieder nicht so, daß da irgendein Zwang der Verpflichtung wäre. Sondern seine natürlich vorhandene Anmut und der Wille zu sein, wie er ist, bilden eine Einheit. Er ist zugleich schon so, wie er überdies sein will. Der Meister hat schöne Gedanken und Stimmungen. Sie kommen und gehen. Es sind nur Augenblicke. Welche Seele ist immer schön? Aber die Schönheit eines körperlichen Seins, Agathons Schönheit, kommt und geht nicht wie Sonnenlicht, relativistisch: sie dauert, verbeständige Helligkeit, Stunde, Tag, Jahr. Schönheit des Körpers hat etwas Absolutes, und ein dauernd schöner Körper verführt auch die Seele des Schönen zu dauernder Schönheit, wie ein Gewand uns sich bezieht, von außen nach innen wirkend. Die Seele wird beständig vom Körper her befohlen. Daher Agathons schöne innere Haltung. Denn wer solch einen Körper hat Agathon lebt den Verpflichtungen seiner Schönheit — er liebt aber auch diese Verpflichtungen. Er ist der letzte klassische Jüngling. Zweitausend Jahre zu spät. Nein, nicht zu spät; er fühlt kein Zu-spät. Das wäre bereits ein romantisches Gefühl, ein Widerspruch zu allem In-sich-selbst-beruhen. Er fühlt dergleichen nicht, er dürfte es auch nicht fühlen.

Ich erinnere mich noch an den Frühlingsabend, da ich Agathon zum ersten mal begegnete; er schritt vorbei, und der Staub des Weges erhob sich hinter ihm zu rosigem Gewölke. Ueber die Mauer aber, die dem Weg befreundet, ihn begleitete, winkte ein Springen-

zweig und streute aus allen seinen Blüten duftenden Blütenstaub in den Wegesstaub. Da schien mir auf einmal auch der Staub des Weges adonishalt zu duften, und plötzlich fühlte ich allen Staub aller Wege und Straßen, die den Erdball umkränzen und umarmen, nur noch als goldenen Blütenstaub der riesigen Blüte Welt!

Roman Mulecki

Theater und Film

Das erste homoerotische Schauspiel

„Sein Junge“, homoerotisches Schauspiel von Walter Hans Wedell
Aufführung vom 6. Juli im Stadttheater Moskau

Bei dem Ereignis der ersten Aufführung auf öffentlicher Bühne eines „rom“ homoerotischen Schauspiels war der Andrang so stark — fast ausschließlich uranisches Publikum —, daß das große Moskauer Stadttheater die Menschenmenge nicht zu fassen vermochte. Erst nach längeren Platzängsten, die noch erheblich dadurch gesteigert waren, daß der Theaterbesitzer darauf bestanden hat, daß die mühsam von der Spielleitung hergestellte Platzordnung in letzter Stunde umgeworfen würde — konnte das Spiel ungestört seinen Lauf nehmen.

Durch einen mit Gefühlssinnigkeit vorgetragenen Prolog, der den harten Befreiungskampf der Uranier um ihr schlechtes Menschenrecht zum Inhalt hatte, wurde die feierliche Stimmung für die erste Richtung des Dramas zu schaffen gesucht.

Der Vorgang ist kurz folgender: Zwei junge Kunstschüler, Richard und Fedi, kommen aus Riga, ihrer Heimat, zum Studium nach Berlin. Ihr Freundschaftsbund löst sich durch die Hinneigung Richards zu oberflächlicher Gesellschaft und verschwenderischer Lebensführung. Aber Fedi spricht beim Scheiden die Hoffnung aus, daß der Freund sich einst zu ihm zurückfinden wird, wenn er erkannt hat, daß die halblösen Freunde für ihn nichts bedeuten können. Richards Künstlernatur findet Gefallen an der leichten Lebensauffassung der Gefährten, doch Liebe läßt er zu keinem von ihnen, selbst nicht zu dem geistreichen, doch grundsatzlosen Dubois, der seinerseits in ihn verliebt ist. Richard hat einen Gymnasiasten, Karl, kennen gelernt, dem sein Herz sofort zugelogen ist: „die Liebe auf den ersten Blick“. Dubois nimmt das Geständnis dieser Zuneigung verhältnismäßig gelassen hin. Bei dem kühlen Weltmann scheint nichts sehr tief zu gehen, am wenigsten wohl die Liebe. Zwischen-durch droht die Kompromittierung des Freundeskreises durch die Unvorsichtigkeit eines von ihnen einem jungen Menschen gegenüber. Die Freunde beunruhigt nur, daß sie in den Skandal hineingezogen werden könnten, Angst und Aufregung sind groß, nicht am geringsten bei Dubois, während Richard, eine Kämpfernote, der Aufdeckung ruhig entgegensteht. Die kompromittierte Person erschließt

sich. Die Freunde atmen erleichtert auf. Wenigstens diesmal ist die Gefahr für sie abgewandt.

Die keusche Freundschaft Richards zu dem Gymnasiasten vertieft sich mehr und mehr im idealen Sinne, erfüllt und beseligt beider Leben. Richard sieht in dem intelligenten, feinsinnigen Jüngling seinen Liebling, den er zu einem vollendeten Menschen machen und den er vor den Härten des Lebens schützen will, der Knabe in ihm den älteren Freund und den geliebten Führer. Ihr schönes Verhältnis wird jäh zerrissen durch das Dazwischentreten Professor Zieglers, des Onkels des Knaben. Karl stirbt im Korrekzionshaus aus Sehnsucht zu Richard und aus Freiheitsdurst. Verzweiflung kommt über Richard. Als er und Dubois den Professor zufällig in einem Lokal treffen, kann er sich nicht mehr halten. Es kommt zu Auseinandersetzungen und zu Tätlichkeiten Richards. Dubois sieht sich durch seine Anwesenheit bei der Szene kompromittiert. Wieder droht ein Skandal dem Freundschaftsbündnis. Dubois will Richard verleugnen, sucht ihn von sich zu entfernen. Es erscheint der Vetter Dubois', der Landgerichtsrat Ackermann, ein gewitzter, kühler Weltmann, dem gegenüber Dubois seine homosexuelle Veranlagung ableugnet, bis dieser ihm vertraulich mitteilt, er wäre selbst „so“, nur hätte er es klug verstanden, seine Natur geheim zu halten. Ackermann gibt Dubois die Gewißheit, daß man ihn jetzt in einem gewissen gesellschaftlichen Kreise nie mehr empfangen würde, der Skandal wäre schon durchgesiekt. In der gesellschaftlichen Boykottierung und in einer Depesche seines Vaters, der ihn zur Unterredung auffordert, sieht Dubois einen Grund, seinem Leben durch Erschießen ein Ende zu machen. Richard packt Ekel vor der Feigheit der Freunde, packt Ekel vor der allgemeinen Verständnislosigkeit. Im rechten Augenblick, um ihn vor der Selbstvernichtung zu retten, erscheint Fedi, der den Freund wieder in seine Arme schließt.

Gewiß darf man an das Stück nicht den strengen Maßstab des dramatischen Kunsttrichters legen. Es weist Schwächen durch die Ungebundenheit der Dialogführung und in der dramatischen Struktur besonders der letzten Akte auf. Wertvoll jedoch, auch künstlerisch kräftig, wirkt es durch seinen sittlichen Ernst und seine packende Realistik. Das Milieukolorit ist echt und die Charaktere sind bewunderungswürdig lebenswahr gezeichnet, typisch, ohne typisiert zu sein. Der, welcher weiß, wie der junge Dichter in seinem Werk beim Schaffen gelebt hat, wer seinen Drang und sein Glück ermessen kann, auf neuen Bahnen für unsere Sache zu wirken, der wird auch den zahlreichen lyrischen und pathetischen Stellen verständnisvoll gegenüberstehen. Auch wäre es verkehrt, das Schauspiel wegen seiner kräftig hervortretenden idealistischen Geistesrichtung etwa zum Tendenzstück zu stempeln.

Das Drama war ursprünglich für einen kleineren Kreis von Homozoten bestimmt, ist aber auch vor dem erweiterten Kreis allen Ansprüchen, die man den Umständen nach an es stellen konnte, vollends gerecht geworden. Für Uranier geschaffen, legt es folgerichtig seinen Schwerpunkt in die Konfliktmomente ihrer Seele

und in ihre Reaktion auf die Haltung der Gesellschaft. Ein Stück, das für das allgemeine Publikum bestimmt wäre und über die großen Bühnen ginge — wann wird es uns endlich werden? — hätte mehr Aussicht auf Erfolg und nachhaltigen Eindruck, wenn es objektiv wohl dreiviertel der Wucht auf die Reaktion normaler Männer und vor allem Frauen verleihe, und diese Reaktion auch als Handlung auf die Bühne erhebe. Außerdem dürfte eine Gestalt, wie die des kleinen Gymnasialisten, dann kaum am Platze sein.

An schauspielerischen Leistungen wären besonders hervorzuheben die Innigkeit und Tonwärme Hans Wedells als Richard, die vorzüglich bei den lyrischen Stellen am Platze war, Fischer-Schweinitz als Professor Ziegler stellte ausgezeichnet den verständnislosen Normalen, verbunden mit der Weltfremdheit des Professors und der harten Schelmoral des verkücherten Philisters dar. Die feinkarierte Interpretierung durch Fide Hans Buhr des Landgerichtsrats Ackermann als fuchsschlaunen Weltkinds mit der selbstbewußten, überlegenen Geste ist ohne Vorbehalt als schauspielerische Leistung zu bezeichnen. Die Rolle des Dubois mußte leider sehr undankbar für Franz Noack sein. So lebenswahr auch Dubois als Charakter-type gezeichnet ist, fehlt ihm doch notwendig der theatralische Effekt. In Anbetracht des dramatischen Reizes, sonst unerquicklichen Hauptfiguren irgendwelche liebenswürdigen Züge zu geben, wurde der Bogen hier überspannt. Der Zuhörer wird desorientiert, kann nicht mehr mitfühlen.

Die Darstellungen aller anderen überragt zweifelsohne die mimische Kraft des jungen Heinz Günter als Gymnasialist Karl. Seine anderen Vorzüge, wie z. B. eine vollendete Sprechtechnik, verfließen völlig neben seiner Darstellungsgabe. Ist diese Figur des Autors rein psychologisch schon meisterlich: der idealistische uranische Junge mit seiner zarten und äußerst komplexen Psyche steht hier lebendig vor uns — nebenbei, wer der Figur des Gymnasialisten gegenüber Bedenken hat, der möge eben diesen wesentlichen Punkt, seinen Uranismus, berücksichtigen — so hat der Darsteller noch seine starke persönliche Note in die Rolle hineingelegt und ihr „Werden“ und atmendes Leben verliehen. Hier lag kein virtuoseres Erlernen mehr vor, sondern intuitives Durchdringen. Er war organisch mit der Rolle verwachsen. Besonders in der intimen Scene mit Richard, bevor der Onkel kommt und die beiden Freunde für immer trennt, gelingt ihm ein einiger Guß, eine vollendete Synthesis von naiver Jugenhaftigkeit, feiner Nervosität, jüngerlinghaftem Idealismus, weiblichen Instinkten. So hat er den reifen und feinfühligsten jungen Homoeroten auf der Bühne wohl für immer unübertrefflich „creiert“. Er durchläuft die ganze Gefühlsskala, bis zu dem Punkte, wo unbefangene Kindlichkeit sich mit der noch unbewußten Kanaille paart, wird dämonisch. Diese Figur und diese Darstellung, die für jeden Homoeroten eine „Offenbarung“ sein mußte, birgt aber andererseits den Normalen gegenüber gerade die Gefahr in sich, daß sie ihr aus Unkenntnis und falscher Beurteilung völlig verständnislos und ablehnend gegenüberstehen.

Reicher Applaus und Blumengaben belohnten den Autor. Möge der erste Schritt auf dem neuen Wege andere zur Folge haben. Ist uns doch kaum ein wirksameres Mittel gegeben, im Innern das Selbstbewußtsein zu heben, das Schauen der eigenen Natur zu vermitteln, die ethischen Gefühle zu wecken und zu stärken, und andererseits nach außen die Vorurteile zu zerstreuen, als die dramatische Kunst, die durch die menschliche Fähigkeit der Einfühlung, über den Intellekt und seine Hemmungen hinweg, unmittelbar am Hebel jeder Gesinnungsänderung wirkt, am Gefühl. René Stelter.

Die Furcht vor dem Weibe

U. T. Nollendorfplatz

Der Titel verspricht mehr, als tatsächlich gehalten wird. Wir erwarten einen tiefen Konflikt — aufwärts strebender Geist und Erdbundenheit, Urgegenatz zwischen Mann und Weib, der sich wohl zeitweilig verwischen, scheinbar abschwächen läßt, vollständig aber niemals verschwinden kann. Die Furcht vor dem „Rätsel“, der dauernden und dominierenden Sexualität des Weibes — Ausgangspunkt und, wie man meinen sollte, des ganzen Dramas Grundidee, an der ein weltfremder Träumer zerbricht — dies Thema ist nur in einigen kurzen Szenen des ersten Aktes flüchtig gestreift, kaum angedeutet, um auch schon in dem Ballast neuer und dem Leitmotiv fremder Konfliktmomente unterzutauchen. Es bleibt zum Schluß nur die Tragödie eines Schwachen, der das begehrte Weib nicht an sich zu fesseln vermag und daran zu Grunde geht. Nicht aus der besonderen Wesensart des Helden heraus erwächst die Katastrophe, nicht die Furcht vor dem Unbekannten, dem Unbegreiflichen im Weibe, sondern die Einsicht der eigenen Ohnmacht führt ihn zur Selbstvernichtung.

Schon in der Exposition zeigt sich eine falsche Einstellung der Verfasser: Professor Barkentins Vater hat sich in einem Anfall von Geistesstörung das Leben genommen. Auch der Sohn ist erblich belastet, ein Sonderling in den Augen der Gesellschaft — und sein Schicksal führt ins Irrenhaus.

Weibliche Koketterie und Verführungskunst lassen Barkentin glauben, daß er Lillian, die Tochter des Großreeders, liebt. Und er, der nie ein Weib berührte, den der Ekel vor der sexuellen Seite der Liebe vom dem Verkehr mit Frauen zurückstieß — (nur so sind die Szenen in der Matrosenkneipe und die Vision vor der Hochzeit zu erklären) — er entschließt sich trotz allem zur Ehe. Wir erfahren nicht, ob die ersten Tage des vermeintlichen Glücks die Furcht vor dem Weibe vergessen ließen, ob die junge Frau ihr Versprechen gehalten hat, so rein und lauter wie das Volksmärchen, Barkentins Lebenswerk, zu werden In nichts unterscheidet sich das Paar von anderen jungen Eheleuten, nur Lillian scheint enttäuscht. Da es ihr nicht gelingt, sich zwischen den Gatten und dessen wissenschaftliche Arbeit zu drängen, streben ihre Wünsche bald zu einem anderen — dem Kapitän Jensen, der ihrem ganzen Wesen mehr entspricht, als der stille, kränkelnde Gatte

Und im folgenden entwickelt sich, nach den scheinbar unverrückbaren Kinogesetzen, eine banale Eifersuchtstragödie, die mit dem ursprünglichen Thema kaum noch etwas zu tun hat und schließlich, mit dem Umweg über das Irrenhaus, zum Untergang des Helden führt.

Professor Barkentin geht freiwillig in den Tod — in der Erkenntnis, „daß er kein Recht habe, den Glücklicheren, Lebensbegabteren zu verdrängen, daß von ihm selbst der Tod ausginge, von jenem aber das Leben“ Zu schwach zum Bejahen, doch auch nicht stark genug, um zu verneinen, kann er nur noch den einen Schluß ziehen: den Weg für den anderen freizumachen.

Damit ist das Urteil des Verfassers gesprochen. Nur die starken, freiesten Männer können ihr Leben ohne das Ideal des Weibes aufbauen, die schwachen aber, die den Glauben an dieses Ideal verloren haben — müssen sie wirklich daran zu Grunde gehen?

Vielleicht ist der Film nicht im Stande, die leinsten und verborgensten Regungen der menschlichen Seele überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Vielleicht darf er nicht auf die vergrößerten Effekte verzichten, da ihm zur Wiedergabe des Seelenlebens allein die Mimik zur Verfügung steht. Bei der Behandlung eines Themas wie das vorliegende vermissen wir doppelt das vermittelnde Wort. Am meisten leidet darunter die Gestalt des Helden, dem Bernd Aldor bei allem Können und mimischer Vollendung keine Lebensschtheit einflößen konnte.

Wir verlassen das Theater mit einem Gefühl des Unbefriedigtseins: es ist, als ob sich einer vorgenommen hätte, über ein ernsthaftes Thema zu disputieren — und statt dessen eine banale Anekdote erzählt

Oder wäre die „Furcht vor dem Weibe“ tatsächlich nur die Furcht des Ehemannes vor einer Gefährdung seiner Ehre?

H. Str.

Bulgarisches Freundeslied

SARIDIN (Theophil) an BOSCHIDAR (Theodor):

Ob Dir der erste Flaum die Lippen schmückt,
Ob Dir die Haare an den Schläfen bleichen,
Ich lass' Dich nicht, mein Lieblich, Du, mein Freund,
Nicht Haar' nicht Wangen sind's, die mich bezaubern —
Nein, jene starke Liebe, die aus Deiner reinen Seele strömt,
Die mir gehört und mir Dein schönster Schmuck erscheint.

BOSCHIDAR an SARIDIN:

Wenn Du, der Du mein ganzes Dasein
Mit Freude und mit Glück erfüllst,
Mit von der Gottheit selbst geschenkter Liebe —

Wenn Du mich je zur Seite stoßest,
Aus Deiner Nähe mich verbanntest,
Du brüchest sicherlich mein Herz,
Mein Leben hätte keinen Sinn,
Denn solchem Schmerz würd' ich nicht widerstehen,
Ich würde auf den Tod verwundet sterben.

Als Uebersetzung aus dem Bulgarischen vorgelegt von Herrn Redakteur Eduard Mygland

Lesefrüchte

... Du räumst dem Staate denn doch zuviel Gewalt ein,
Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was
aber die Liebe gibt und der Geist, das läßt sich nicht erzwin-
gen. Das lass' er unangestastet, oder man nehme sein Gesetz
und schlag' es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht,
was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will!
Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der
Mensch zu seinem Himmel machen wollte!

Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts
weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten der
menschlichen Früchte und Blumen.

Aber was hilft die Mauer um den Garten, wo der Boden
dürre liegt? Da hilft der Regen vom Himmel allein.

(Friedrich Hölderlin: Hyperion)

Ob auch der Abend kommt mit langsamen Schritten, und allen
Liedern das Zeichen zum Schweigen gegeben hat;

Ob auch deine Gefährten zur Ruhe gegangen sind und du
müde bist;

Ob auch die Furcht im Dunkel brühet und das Antlitz des
Himmels verschleierte ist;

Höre doch Vogel, mein Vogel, höre auf mich, laß deine Schwin-
gen nicht sinken.

Das ist nicht das Glühen des Laubs im Walde, es ist das
Meer, das wie eine unheimliche schwarze Schlange schwillt.

Das ist nicht der Tanz des blühenden Jasmins, es ist der
gischende Schaum.

Ach, wo ist das sonnig grüne Ufer, wo ist dein Nest?

Vogel, mein Vogel, höre auf mich, laß deine Schwingen nicht sinken.

Die einsame Nacht liegt über deinem Weg, die Dämmerung
schläft hinter den schattigen Hügeln.

Die Sterne halten den Atem an und zählen die Stunden, der
bleiche Mond überschwenmt die tiefe Nacht.

Vogel, mein Vogel, höre auf mich, laß deine Schwingen nicht sinken.

Da ist keine Hoffnung, keine Furcht für dich.

Da ist kein Wort, kein Flüstern, kein Schrei.

Da ist kein Heim, keine Ruhestatt.

Da ist nur dein eigenes Paar Schwingen und der pfadlose Himmel.

Vogel, mein Vogel, höre auf mich, laß deine Schwingen nicht sinken.

Aus „Quenstedt“ von Rabkhranrh. Tagore, Inack-Verlag, Leipzig

Notiz der Redaktion

Der „Uranos“ erscheint von jetzt ab als Monatsheft. Die Verspätung dieses Juniheftes war durch den Verlagswechsel und die Erkrankung eines der Redakteure bedingt. Vorliegende Nummer bringt die Doppelnummer 6/7, um das zweite Malheft mit darzustellen, dem der vorige Verlag die erste Nummer der Zeitschrift „Strom“ substituiert hatte und so den „Uranos“ in seiner Nummerierung auch seitlich kontinuierlich zu halten.

Es wird unser Bestreben sein, die Zeitschrift mehr nach der aktivistischen Seite hin auszugestalten, engere Fühlungnahme mit unseren Lesern zu nehmen und vorzüglich die Fragen zu erörtern, die die praktische Lebenshaltung der Uranier und ihre Anerkennung durch die Gesellschaft angehen. Aus diesem Grunde richten wir demnächst einen Briefkasten ein und bitten dringend, diesen für die persönliche Stellungnahme, Gegenvorschläge und Opposition lebhaft zu benutzen. Der „Uranos“ will „werdend“ sein, nicht wissenschaftlich verkümmert und stereotyp in seinem Programm. Seine Bestrebungen können nur durch die Anregungen und lebhaftige Teilnahme wieder Kraft und Form gewinnen.

Die Arbeitsrichtung des „Uranos“ liegt unveränderlich fest in der Verteidigung des Uranismus nach außen und in der Erforschung und Pflege uranischer Wesensart im Innern. Sein Endziel ist:

Eingehen eines geläuterten, sich seines Wertes bewußten Uranierturns in die Gesellschaft, als deren anerkannter wertvoller Faktor.

Man abonniere auf den „Uranos“ beim Verlage „Fuß und Hand“ (W. Ruge), Berlin NO 43, Georgenkirchstr. 27; Fernsprecher Alexander 311. — Einzelheft: Mk. 3,—. Vierteljahrsabonnement (innerhalb des Reiches, Deutsch-Oesterreich und Luxemburg frei im Briefumschlag zugestellt): Mk. 10,—. Für das Ausland: Mk. 11,— als Drucksache, Mk. 17,— als geschlossenen Brief.

Radikale Hilfe

bringt schwerfälligen, aber begabten Klavierstudierenden ein kurzer Separatkursus in „System Energetos“. Selbst in verzweifelten Fällen werden die Ursachen schlechter Spielgültigkeit in Anschlag und Fingerhaltung geliebt und beseitigt.

Klavierhandschulungs-Institut Ritsa, Hagenstein b. Freiburg i. B.
Reizende Lage. Billige löndl. Unterkunft. Gute Verpflegung.

Verbildete und schlechte

Klavierspieler mit schwerfälligem und schwächlichem Anschlag und Mangel an glänzender Spielgültigkeit heißt in wenigen Tagen noch „System Energetos“

Klavierhandschulungs-Institut Ritsa, Hagenstein b. Freiburg i. B.
Reizende Lage. Billige löndl. Unterkunft. Gute Verpflegung.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: René Steller, Berlin-Karlshorst — für den Verlag und die Inserate: W. Ruge, Berlin NO 43 — Verlag: Verlag „Fuß und Hand“ (W. Ruge), Berlin NO 43 — Druck: Paul Fleck, Berlin SO 26, Naunynstr. 88.

URANOS

DEM KOMMENDEN TAG

Für eigene Weltdeutung

Für fruchttragende Lebenshaltung • Für erfüllte Gesellschaft

Leiter für Wissenschaft und Kritik: Professor Ferdinand Harach • Leiter für Lebensgestaltung und Belletristik: René Stelter • Redaktion: Charlottenburg 2, Kriesebeckstraße 92 (F. Harach-Höck) • Verlag: „Fuß und Hand“ (W. Ruge), Berlin NO. 43, Georgenkirchstraße 27 (am Alexanderplatz) • Fernspr.: Alca. 511

Nr. 8

JULI/AUGUST 1921

1. Jahrgang

Ueber den Sinn des Uranismus

Vor uns dehnt sich der endlose Ocean des Geschlechts aus mit seinen schier unerforschbaren Tiefen, Kontinenten vergleichbar in ihrer Weite und ihrem Gewicht. Und wie auf dem Grunde des Meeres eine wildphantastische Fauna und Flora in Nacht und Dämmerlicht ihr gespenstisches Wesen treibt, so huschen unbekannte Phänome, so walzet Leben von Urbeginn in den Niederungen des Geschlechts. Und wiederum ist es, wie das unendliche Aethermeer, allgegenwärtig, alles durchdringend, wie durch Schwingungen Träger unsaglicher Wunder, von Dingen, die wir wohl beschreiben, aber nie erklären können, Träger noch größerer Wunder, die zur Aufdeckung im Schoße der Zukunft schlummern, durch unendliche Verwandlungen hindurch selbst Stoff, durch innere geheimnisvolle Bewegung selbst Schöpfer, selbst Gott, selbst Leben ohne Vergleich.

Es scheint noch kein schweres Unterfangen, diese oder jene Meeresströmung an der Oberfläche ihrer Natur, ihrem Ursprung, ihrem Lauf nach zu beschreiben, die Bewegung der Meereswellen gesetzmäßig festzulegen, Ebbe und Flut zu beobachten, und doch wie befremdlich klingt es, daß für das Geschlecht erst im verflorrenen Jahrhundert furchtlose Pioniere unter dem zornigen Protest der Menge sich verfangen konnten, hier auf die Erscheinungen an der Oberfläche aufmerksam zu machen, die vor aller Augen offenbar daliegen, und ihre Natürlichkeit und Gesetzmäßigkeit zu erweisen. Weit sind wir noch davon ab, die praktischen — hier menschlichen und sozialen — Folgerungen aus dieser Kenntnis zu ziehen, wie die Schifffahrt alle bekannten äußeren Bedingungen zu ihrem Heile zu nutzen weiß. Wir stehen erst im Beginn dieses Kampfes, der um der Erweiterung und Bereicherung der Menschheit willen durchgeführt werden muß, der auch siegreich durchgesetzt wird, da es ein

Universalgesetz des menschlichen Geistes ist, daß eine einmal gewonnene unzweifelhafte Erkenntnis mit ihren Auswirkungen durchdringt, auch gegen mehr als tausendjähriges Vorurteil. Was zur Zeit der Unkenntnis Wahrheit bedeutete, wird zur Täuschung. Der Gott wird zum Götzen und muß verfallen, auch wenn wir mit allen Fasern unserer Seele an ihm hängen.

Und wieviel ferner liegen noch die Zeiten, da wir es vermöchten, nicht durch intuitives Schauen, sondern in klarer, geordneter Erfassung zu den Tiefen hinabzusteigen, uns verständlich wissend zu den „Müttern“ zu begeben, den Schöpferinnen und Erhalterinnen. Der nur sich einsfühlend Wissende ist benommen durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Dunkelheit, erschüttert steht er vor jener übermächtigen Welt, die die Wurzel aller Bewegung und allen Lebens der Oberfläche ist, und das dem Menschen eingeborene Sehnen erfaßt ihn nach Licht und Gliederung, die die fernere Zukunft bringen muß. Er empfindet nur religiös. Aber hier ist der geweihte Boden, da einst Religion Erkenntnis sein wird und Erkenntnis Religion, hier wird die Wunderhülle wachsen, in der Schauen und Wissen unzertrennlich verwoben sind. Das vergebliche Bemühen, in unseren Tagen auf einer oberflächlichen Naturbeschreibung eine Weltanschauung und Religion aufzubauen, sind die ersten schwankenden Schritte zu jenen Zielen, nach dem die Sehnsucht tief und nun für immer unzerstörbar im modernen Menschen lebt.

Aus uralten Mythen, die aus der Zeit stammen, da der Mensch noch mit der Natur eins war und ihren Sinn, wenn auch unbewußt, unmittelbar in sich empfand, reicht das Bild des zweigeschlechtlichen Gottes zu uns herauf, heiße er nun Osiris, Brahma oder Jahve, stammt die Vorstellung vom mann-wüchlichen ersten Menschen, ob nun Eva als Rippe in Adam schlummerte oder nach Platos Bericht zwei Menschen zu einer Wesenheit verbunden waren. Und die Mittler zwischen der Urkraft und den Massen, die Priester aller Zeiten und aller Völker, symbolisierten in Art und Gewandung nach alter Tradition und aus ursprünglichem Gefühl die Doppelgeschlechtlichkeit ihres Gottes. Was gegenüber dem krassen Aberglauben der Massen oder den von den Mittlern dem Verständnis der Menge angepaßten, mit unendlicher Sorgfalt eingekleideten Geheimnissen die Eingeweihten, die Wissenden als wahre Religion empfanden und als letzten Grund allen Seins erfuhren, was sich bildhaft und unterbewußt in den Mysterien des Orients und der Antike kultisch darstellte, das wird unumstößlich begründet und vollbewußt an die Oberfläche treten, das wird im ständigen Aufstieg der Menschheit der Boden für das neue Leben sein.

Die zwei Prinzipien beherrschen alles Lebensgeschehen, sie durchdringen sich, trennen sich, und durch alle Kreatur geht die Sehnsucht nach der höheren Einheit in Trischna, dem „Durst“ der Inder, im „Haften am Dasein“. Selbst unvergänglich, herrschen sie über das unvergängliche Leben, das sie allein erhalten.

Einheit ist nur ihre Vermischung. Außerhalb ihrer Verschmelzung gibt es keine Einheit, kein Glück. Es waltet der Durst. Erst

„der Mann“ und „das Weib“ ergeben den Menschen. In jedem ruhen beide Prinzipien, mehr oder weniger weckbar. Doch der Uranier kann es am ehesten zu einer Synthesis in sich bringen, er kann es am ehesten erreichen, daß in ihm „der Mensch geboren werde“. Er ist dann alles durch sich und in sich selbst. Hier Tatkraft und Intellekt, dort Phantasie und Intuition durchdringen sich, befruchten sich gegenseitig und schaffen als Sprößling das Kunstwerk des Lebens. Nicht er wird mehr von der Idee besessen, sondern der Besitz der Idee beseligt ihn, der nach schwerem Kampfe den Aufbau vollendet. Ist doch die Idee nur erreichbar durch eine Verbindung der Intuition mit dem Intellekt, und er kann sie selbst in sich nachschaffen und erleben.

Neben der Einheit in der Zweigestaltigkeit, die die Lebenskraft durch unendliche Variation erreicht, schließt die Einheit in der Einseitigkeit ein primäres Lebenserfordernis. Ohne Individuen, die den Aufbau in sich schaffen können, gäbe es keinen Ausschwing des Geistes, der ein Teil der Lebenskraft ist und in der gesamten Natur seinen Ausdruck findet. Fortpflanzungskraft und geistiges Zeugen stehen in ihren ausgeprägtesten Stadien im Gegensatz zu einander. Nicht notwendig wird jeder zeugende Geist homosexuell oder ungeschlechtlich sein, aber wenn wäre die Erscheinung der Homosexualität, Asexualität oder die Erzeugung idiotischer, geistig schwacher oder kranker Kinder bei den Gensien unbekannt? Nicht nur der Uranier vermag den fruchtbaren Boden für höchstes geistiges Zeugen unter der Idee, unter der unmittelbaren Anschauung des aufwärtsführenden Weges in sich herzustellen, aber stets werden die Elemente zur Synthese in dem Bahnbrecher wirksam sein. Zum großen Teil sind sie Uranier gewesen. Was wäre die antike Kultur ohne Plato, Aristoteles, Sophokles, was die Renaissance ohne den großen Medicer, ohne Michel Angelo, Julius II., Donatello, um nur die größten Namen herauszugreifen, was der stolze Bau der katholischen Kirche ohne die uranischen Kirchenväter und Scholastiker, was das Abendland ohne Christus, den vollkommenen Menschen, wesentlich männlich und weiblich in allen Ausflüssen seines Wesens?

Aus den Gründen des Meeres des Geschlechts ringen sich endlose Ketten von Wesen los, unendlich feine Uebergänge darstellend, und sie alle werden durchflutet von dem Schönen zur Einheit, sie alle sind zur Erhaltung des Lebens notwendig, sie alle haben ihren Sinn im Lebensgeschehen, sie trennen sich und einen sich untereinander, sie trennen sich und einen sich in sich selbst. Zur höchsten Synthese strebt der Sinn der Lebenskraft und versucht sich ringend an allen Formen.

René Steller

Die Paidika der Elegien des griechischen Lyrikers Theognis

(540 vor Christi Geburt)

Theognis, aus der zwischen dem korinthischen Isthmus und dem athenischen Gebiet gelegenen isaischen Hafenstadt Megara, einer dorischen Republik, entstammte einem vornehmen Adelsgeschlecht. Er wirkte um 540 vor Christi Geburt. Die Beseitigung der aristokratischen Vorrechte durch den Tyrannen Theagenes hatte auch seine Eltern ihrer reichen Besitztümer beraubt und die Demokratie war trotz der zurückgekehrten Adelsgeschlechter siegreich geblieben. Ohne sich zu einer der einander scharf gegenüberstehenden Parteien zu schlagen, blieb Theognis in seiner Denkweise Aristokrat und sah, wenn er auch alles Monarchische haßte, im Volke doch nur eine zur Knechtschaft geborene Masse im Gegensatz zu seinen berühmten Zeit- und Kunstgenossen Phokylides. Verärgert und resigniert verließ er seine Vaterstadt, durchwanderte Euböa, Sparta und Sizilien und scheitert sich in Megara auf Sizilien niedergelassen zu haben, bis ihn Heimweh doch wieder in sein heimisches Megara trieb. Man hat Theognis als eine Art Polignac seiner Zeit bezeichnet; die Adligen galten ihm an sich als die Edlen, Guten und Wackeren, die Plebejer waren ihm immer nur die Schlechten, die Schulte.

Von den Dichtungen des Theognis sind 694 Distichen (1388 Verse) in ionischer Mundart erhalten. Sie führen den Titel „Elegien an Kyrnos“. Kyrnos, des Polypsos Sohn, daher mitunter vom Dichter auch Polypaidos geheißen, war ein von diesem heiß geliebter schöner edler Jüngling aus Megara. In den „Elegien an Kyrnos“ macht Theognis sich zur Aufgabe, seinen Liebling in den dorischen altadligen Grundsätzen, in denen er selbst war erzogen worden, zu unterweisen. So erwecken sie zum Teil den Eindruck von Sprüchen der Weis- und Lebensweisheit. Daneben ermuntern sie zu froher Genüsse der Geselligkeit und des Weins. Die ersten 615 Distichen oder 1230 Verse schließen sich als „Gnomai“ und „Symptika“ zu einer Hauptgruppe zusammen und sind von Binder¹⁾ ins Deutsche im Verfaß der Urschrift übersetzt worden. Den Beschluß der „Elegien an Kyrnos“ bilden dann die die engeren Beziehungen des Dichters zu seinem Liebling beleuchtenden „Paidika“, die letzten 79 Distichen oder 158 Schlußverse. Eine deutsche Uebersetzung der „Paidika“ im Ganzen ist noch nicht veröffentlicht, nur einzelne Verse sind es, von Elisar v. Kupfer 1900²⁾ 18 Verse, von Paul Brandt 1906³⁾ 12 Verse, und da von ihnen 6 sich decken, im ganzen 24 Verse.

¹⁾ Wilhelm Binder: Die Elegien des Theognis usw. Deutsch im Verfaß der Urschriften. Stuttgart, Kröner & Hoffmann, 1859.

²⁾ Elisar von Kupfer, Lieblingssonne und Freundesliebe in der Weltliteratur, Eine Sammlung mit einer öbisch-politischen Einleitung. Berlin-Neurathsdorf, Adolf Brandts Verlag, 1900. S. 21.

³⁾ Paul Brandt, Der paidos eros in der griechischen Dichtung. I. Die lyrische und bukolische Dichtung. In: Jahrbuch für sexuelle

Die hier folgende Uebersetzung der „Poidika“ des Theognis ist nicht im Versmaß der Urschrift gehalten, und vermeidet auch den Reim; sie erhebt lediglich Anspruch auf Genauigkeit und einigen Wohlklang. Zu Grunde gelegt ist ihr die griechische Ausgabe von Sitzler⁴⁾.

Vers 1231—1388

- 1231 Schrecklicher Eros, die Raserei war es, die dich hegte und
Durch dich ging Ilios hohe Feste verloren, Igroßzog;
Verloren ging durch dich Theseus, der große Aegide, verloren
Aias,
Der edle Sproß des Oileos — durch deinen Frevelmut.
- 1235 O Knabe, höre, du hast mir das Herz bezwungen. Nicht will
ich ein Wort dir sprechen,
Das für dich nicht überzeugend oder deiner Seele unwill-
kommen wäre.
Aber du mußt auch Mut fassen, das Wort zu verstehen; ge-
zwungen sollst du nicht werden,
Das zu tun, was mit deinem Empfinden in Widerspruch stünde.
- 1239 Öftmals werden sie dir von mir über dich Nichtiges zu er-
zählen wissen;
Ebenso von dir über mich. Schenke ihnen kein Oshör.
- 1241 Freudig gedenken wirst du der unlängst verwichenen Freund-
schaft,
Während du über die, die an dich herantritt, noch nicht voll
wirst verfügen können.
- 1243 Lange noch könnten wir fortan Freunde geblieben sein. Ver-
kehre denn mit anderen,
Weil du eine Seele voll Hinterlist hast, der Treue entgegengesetzt.
Niemals wird sich Wasser und Feuer mischen; und nicht
werden wir zwei
je wieder treu gegeneinander und Freunde sein können.
- 1247 Denk an meinen Haß und meine Vernachlässigung und wisse,
Daß ich mich ob der Unbill an dir rächen werde, wie ich kann.
- 1249 O Knabe, du gleichst dem Füllen, das, nachdem es am Haler
sich satt gefressen,
Wieder zu unserem Stalle zurückkam,
Weil es Verlangen trug nach dem guten Lenker und der
schönen Weide
Und dem frischen Brunnen und den schattigen Baumgruppen.
- 1253 Glücklich bin ich, o ihr lieben Knaben und ihr einhufigen Rosse
Und ihr jagdkundigen Hunde und ihr Gäste, die ihr am
freunden Tische speiset.

Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität (Magnus Hirschfeld), Leipzig, Max Spohr, VIII. Jahrgang, 1906, S. 619—684, besonders S. 628—631.

⁴⁾ Theognidis Reliquiae. Edidit Jacobus Sitzler, Doctor phil. Heidelbergae. In aedibus Caroli Winter. 1880. 8^o. II und 172 Seiten.

- 1255 Wer nicht Knaben liebt und einhufige Rosse und Hunde,
Nimmer hat der das Herz auf der richtigen Stelle.^{b)}
- 1257 O Knabe, man muß ja fürchten, daß du, den Polypen ähnlich
An Zorn, bald die einen, bald die andern anfällst!
- 1259 O Knabe, der äußern Erscheinung nach bist du schön ge-
bildet, aber es liegt
Auf deinem Haupte ein herber, ein sinnloser Kranz;
Denn du hast Sitte und Gewohnheit des Falken, der den
Hals herumwirft,
Indem du den Worten anderer Menschen Glauben schenkest.
- 1263 O Knabe, der du deinem Wohltäter mit schlechter Vergeltung
lohnest,
Keine Erkenntlichkeit für genossenes Gute wohnt dir bei;
Nie noch bist du mir zum Segen gewesen; ich aber habe
schon oft
Gutes dir erwiesen, ohne auf irgendwelche Beschämung bei
dir zu stoßen.
- 1267 Knabe und Roß, sie haben gleichen Sinn, nicht beweint ein Roß
Seinen Lenker, wenn er im Staub liegt,
Sondern es trägt den folgenden Mann und läßt sich mit
Hafer füttern.
Ganz ebenso liebt auch der Knabe den, der gerade bei ihm ist.
- 1271 O Knabe, durch Wohlleben hast du dir deinen edlen Sinn
Und bist unseren Freunden ein Schimpf geworden. [verdorben
Eine kurze Zeit nur hast du uns Freude bereitet; allmählich
bin ich aus den Stürmen
Zum Hafen gelangt, während die Nacht sich zur Erde senkt.
- 1275 Knabe, Eros ist auch an die Zeit gebunden und erscheint;
denn wenn die Erde
In Frühlingsblumen sproßt und blüht,
Dann verläßt Eros Kypros, das prächtige Eiland,
Und geht unter die Menschen, Samen tragend über die Flur.
- 1279 Nicht will ich dir schlecht begegnen, auch nicht, wenn mir's
besser
Von den unsterblichen Göttern sein wird, o schöner Knabe.
Denn nicht gering sind die Verfehlungen, über die ich mich
hinwegsetze.
Finden doch schöne Knaben keine Strafe, auch wenn sie
sündigen.^{c)}

^{b)} Bei Paul Brandt findet sich die folgende Uebersetzung der Verse 1255/6:

Die Liebe nie verspürt zu schönen Knaben,
Die nie von Rosse's Kraft entzückt,
Die nie an Hunden Wohlgefallen habet,
Die war n ie, niemals beglückt.

^{c)} Die Verse 1279/82 hat v. Kupfler folgendermaßen übersezt:
Nimmer will ich dir Böses tun, und wenn es mir ironische,
Bei den Unsterblichen selbst, nimmer, mein reizender Jung!
Kleine Vergehen, die richte ich nicht; denn Knaben, die schön sind,
Büßen auch dann nicht hart, wenn sie ein Unrecht begeln.

- 1283 O Knabe, kränke mich nicht, noch immer möchte ich dir
Wohnen, nimm dies im freundlichen Sinne auf. (im Herzen
Dann nicht wirst du mir mit List entschlüpfen, noch, wenn
du mit Trug über
Mich siegen solltest, würdest du später einen Gewinn davon haben,
Vielmehr werde ich dir noch Wunden schlagen, wenn du
Hüchtest, so wie die Sage berichtet,
Daß einst des Iasios Tochterlein, die Jungfrau aus Iasios
Geschlechte,
Orskont sie erblüht war, doch die Verwählung mit Männern
Und flüchtete; gegürtet vollbrachte sie Tat auf Tat, Tauschflug
Fern von des Vaters Wohnungen, die blonde Atalante;
Sie erstieg der Berge ragende Häupter,
Flüchtend vor der Ehe Zärtlichkeiten, den Geschenken der
goldenen Aphrodite;
Schließlich sollte sie sie doch kennen lernen, so sehr sie
sich sträubte.
- 1295 O Knabe, erreg' mir nicht die Seele in bösen Schmerzen
Und möge mir nicht die Liebe zu dir den Weg in die Woh-
nungen der Persephone
Vorangehend weisen. Scheue aber den Zorn der Götter
Und das Gerode der Menschheit, indem du Frommes im Sinne
führst.
- 1299 O Knabe, bis wohin willst du vor mir fliehen, der ich dir
Und dich suche? Ach, wann werde ich ein Ende (nachgehe
Deines Zornes erleben? Du aber hast einen kindischen, fre-
velnden Sinn,
Der du mich liebst, mit den grasslichen Gewohnheiten des
Hahns angetan.
Aber bleibe lieber und schenke mir deine Günst. Nicht mehr
lange wirst du das Geschenk
Der auf Kypros geborenen Göttin mit dem Veilchenkranze be-
sitzen.
Denke daran, daß die Blüte des lebenswerten Knabenalters
Kürzer ist als ein Weillauf. Denk daran und laß ab
Vom Entlaufen, daß nicht dereinst auch du gebändigt wirst,
du stärker unter den Knaben,
Und du drückenden Taten der auf Kypros geborenen Göttin
zu begegnen hast,
So wie ich's jetzt von dir zu erliden habe. Du aber schreibe
dir's in dein Herz ein
Und nicht siege über dich, den unerfahrenen Knaben, die Bosheit.
- 1311 Nicht entging mir deine Hinterlist, o Knabe; wohl habe ich
dich durchschau;
Mit diesen, denen du heute verbunden und Freund wurdest,
Indem du meine Liebe, als hätte sie keinen Wert, von der
Hand wiesest —

- Mit diesen bist du doch vordem nicht Freund gewesen.
Und ich glaubte vor allen gerade dich als treuen Freund hin-
stellen zu dürfen;
Und nun hast du doch einen andern Freund.
So unterliege ich denn dein Wohltäter; keiner von allen
Menschen, der es sieht,
Möchte dich noch zu seinem geliebten Knaben erwählen wollen.
- 1319 O Knabe, weil dir die Göttin Kypris die liebwerbende Anmut
Und weil die Augen aller Jünglinge dich suchen — (gab
So höre auf diese Worte und pflanze Neigung für mich in
dein Herz,
Denn du weißt es, wie schwer die Liebe dem Manne zu
tragen gibt. 7)
- 1323 Kyprosgeborene, laß ab mit den Schmerzen und schiebe den
Kummer,
Der mir das Herz verzehrt wende es wieder in Frohsinn,
Nimm von mir das böse Weh und verleihe mir wohlwollen-
den Sinnes
Das Gebahren der Besonnenheit, habe ich doch die Grenze
der Jugend überschritten.
- 1327 O Knabe, so lange du das Kinn glatt hast, werde ich nicht
aufhören
Schmeichelnd dich zu umkreisen, auch nicht, wenn das Ge-
schick es wollte, daß ich dabei stürbe.
Für dich ist es schön, zu gewähren, für mich aber, der ich
liebe, nicht schimpflich
Zu fordern; aber, deine Knie umfassend, lehne ich:
Laß dich erbiten, o Knabe, gewähre mir Gunst, vielleicht
wirfst auch du dann
Einst besitzen das Geschenk der auf Kypros geborenen Göttin
mit dem Veilchenkranze,
Das beischend du einem andern angehen wirst; dann gebe ein
Daß dir die gleiche Antwort zu teil werde. | Gott,
- 1335 Selig der Mann, der mit Liebe im Herzen auf dem Ringplatze
weilt, und kommt er nach Hause,
Schläft er bei seinem Knaben den ganzen Tag. 8)

7) Die Verse 1319/22 lauten bei v. Kupffer:
Knabe, da dir die Göttin die Reize der Anmut verleiht,
Jeden Jüngling bewegt deine so schöne Gestalt,
Höre auf mich und bilde du meiner Liebe dein Herz!
Denke, wie schwer ein Mann solches Verlangen erträgt!

Und bei Paul Brandt lauten sie so:
Geliebter, Kypris schmückte dich mit seltenen Reizen,
Von deiner Schönheit jeder Jüngling spricht:
Verachte darum meine Worte nicht,
Laß ab mit deiner Schönheit mir zu geizen.

8) Die Verse 1335/36 übersetzt v. Kupffer also:
Glücklich ist, wer ringt mit dem schönen Lieblich und später
Heimgelohrt bei ihm liegt, während der Tag ihm verrieth!

Und bei Paul Brandt lauten sie:
Wie glücklich der, der liebt,
Und dem, vom Ringplatz heimgelohrt,

- 1337 Nicht mehr liebe ich einen Knaben und ich habe von mir
geworfen, was drückt und kränkt,
Den lästigen Beschwerden bin ich wüthig entflohen
Und ich habe mich freigemacht von dem Verlangen nach der
schönbekränzten Kythera;
Für dich, o Knabe, ist kein Raum mehr in meinem Herzen.
- 1341 O Wonne, ich liebe einen Knaben mit Sammethaut, der mich
unter allen Freunden
Sichtlich beyorzugt, auch ohne daß ich es begehre.
Ertragen werde ich — ich mache dessen kein Licht — auch das
Unwillkommene und vieles Gewaltsame;
Denn offenbar war es kein unscheinbarer Knabe, der mich
in Fesseln schlug.
- 1345 Knaben lieben ist etwas Süßes, hat doch einstmals auch der
Den Ganymedes geliebt, der Unsterblichen König, [Kronide
Und er raubte ihn und entführte ihn zum Olymp und machte ihn
Zu einem Halbgott, der die liebenswerte Blüte der Jugend besitzt.
Nun, so wundere dich denn also nicht, Simonides, wenn auch mich
Offenkundig die Liebe zu einem schönsten Knaben in Banden
schlug.⁹⁾
- 1351 O Knabe, spötte nicht und höre auf den älteren Mann;
Nicht will es dem jüngeren Manne zieren zu spotten.
- 1353 Bitter ist und süß und reizend und wehevoll, o Kyrnos, die
Liebe zu den Jünglingen,
So lange sie so ist, wie sie sein soll.
Denn führt sie zum Ziele, dann ist es süß; wenn aber der
Bewerber
Nicht zum Ziele gelangt, das tut von allen Dingen am wehesten.
- 1357 Demen, die Knaben lieben, liegt immer auf dem Nacken ein
drückendes Joch,
Ein ernstes Denkmal des Hanges zur Wollust;
Nothwendig ist's, wenn Jemand um einen Knaben zur Liebe
sich müht,
Daß er gleichsam mit der Hand in ein Reizigfeuer hineinführt.
- 1361 O Knabe, du bist ein Schiff, das an den Fels u geraten, nachdem du
meiner Freundschaft fehlgegangen,
Und das Tau war morsch, an dem du dich halten wolltest.

Der schöne Freund die ganze Nacht
Der Liebe Glück gewährt.

⁹⁾ Bei v. Kupffer sind die Verse 1345/50 also übersetzt:
Lieblinginnne entrauet das Herz; auch Zeus der Kronide,
Er, der Götlichen Herr, hat Ganymedes geliebt;
Ward doch der Knabe von ihm entführt nach olympischen Höhen,
Blühend im Jugendreiz hat er die Göttlich erlangt.
Also wundre dich nicht, Simonides; auch mich hat ein Jüngling
Durch die Schönheit besiegt, mich, den die Liebe bezwang.

- 1363 Niemals, auch in der Ferne nicht, werde ich dir schaden wollen;
Noch irgend einer unter den Menschen mich überreden können,
daß ich dich nicht lieben sollte.¹⁰⁾
- 1365 O du schönster und liebenswertester unter allen Knaben,
Stehe vor mir hier und läßre wenige Worte von mir an.¹¹⁾
- 1367 Ein Knabe versteht erkenntlich zu sein, ein Weib aber hat
keinen
Treuen Freund, sondern es liebt immer den, der gerade da ist.
- 1369 Schön ist die Liebe zum Knaben, wenn man sie hat, schön,
wenn man sich losreißt;
Finden aber ist um vieles leichter als zum Ziele gelangen.
Tausendfach hängt das Ueble davon ab, tausendfach das Edle;
Aber auch die Neigung zu ihm birgt in sich schon eine ge-
wisse Wonne.
- 1373 Nirgends noch wartetest du meine Gunst ab, sondern
Auf alle emsige Kundschaft gehst du aus.
- 1375 Glückseliger Mann, der einen Knaben liebt und das Meer
nicht kennt
Und sich nicht auf offener See von der Nacht überfallen läßt.¹²⁾
- 1377 Schön bist du, aber durch die Tücke der Freunde verkehrst
du mit niedrigen Männern
Und trägst dadurch einen häßlichen Vorwurf davon,
O Knabe; ich aber, der ich ungern deiner Freundschaft ledig
bin,
Ich täte besser daran, das zu tun, was der, der keine Fesseln
trägt.
- 1381 Als du dahergeschritten kamst, schien es den Leuten, es käme der,
Der das Geschenk der goldenen Göttin von Kypros besitzt.
Das Geschenk der veilchenbekränzten Göttin wird den Men-
schen zur drückendsten Last,
Wenn nicht die auf Kypros Geborene Lösung von den Schmer-
zen gibt.
- 1385 Rankeschmiedende KytHERE, du auf Kypros Geborene, in über-
schwänglicher Fülle
Hat Zeus, der dich ehren wollte, dir dieses Geschenk mit-
gegeben:

¹⁰⁾ Für die Verse 1363/4 bringt v. Kupffler folgende Uebersetzung:
Nimmer werd ich dir leid und oh ich auch fern von dir weile,
Meine Liebe zu dir redet mir niemand mehr aus.

¹¹⁾ Der Gedanke der Verse 1365/6 gewinnt bei Paul Brandt die folgende Form:

Der Knaben allerschönster du und lieblichster von allen,
Tritt vor mich hin und möge dir mein Liebeswort gefallen.

¹²⁾ Die Verse 1375/6 finden bei Paul Brandt folgenden Ausdruck:
O glücklich, dreimal glücklich, der von Freundesarm umlangen,
Nicht braucht sich um das wilde Meer noch Sturmesnacht zu bangen.

Du bändigst die gefestigten Mäuerherzen und Niemand ist
So sehr ein Held und ein Weiser, daß er entfliehen möge.

Diese jetzt über 2400 Jahre alten, in Griechenlands Blüthezeit ent-
standenen Distichen dürften abgesehen von ihrem hohen poetischen
Werk ein ernstes kulturhistorisches Interesse beanspruchen.

F. Karsch-Hack

Komm! setz dich her, du sollst die Weisen lesen,
jetzt, eh' du gehst, — die ich dir einst geschrieben,
in ihnen steht, was du gewesen
und was du mir bis heut' geblieben.

Komm! lies sie mir! Die Bitte, die ich habe —!
du brauchst den Ton nicht senken und nicht lieben,
nur ehe ich mein Glück begrabe,
will ich es einmal träumend noch durchleben.

Komm! Sträub dich nicht! Denk unser Sonnentage!
Versuche sie zu seh'n, wie ich es heut noch kann;
wie ich sie frisch in der Erinnerung trage —
Versuch es, Freund, und langleise an.

Komm! Bring' die kleine Freude ohne Zaudern,
setz dich an meine Seite hin
und nun, als ob wie einst wir plaudern,
mein hester Mensch! Ich bitte dich — beginn —

Komm! Schweige, wenn du lieber willst,
ich werde es dir nie verargen,
daß du den Wunsch mir nicht erfüllst,
da tränenfeucht sich deine Augen bürzen.

Komm! Laß die Tränen auf die Blätter rinnen,
Es fühlt dein Herz noch, da du weinst.

Wir wollen frohe Lieder neu ersinnen —

Komm! komm! und sei mein Freund wie einst.

Einzel Sonete

*Bunte Farhentinten warfen Lichter,
Die im schwarzen Braun des Wassers glitten,
Und die Schatten wuchsen langsam dichter,
Deine Hände lieb die meinen litten,
Die Gebärden ruhten in so schlichter
Haltung wie bei Kindesbitten,
Als wir leise weinend schritten,
Dem Choral der Nachtzeit lauschend,
Uns am braunen Bild voraussend,
Traumestau und Taumel lauschend.*

St. Ch. Waldseele

Die Zauberwelt

Eine vierdimensionale Erzählung

mitgeteilt von Hans Numa

Mehr als zwei Jahre sind es her. Als ich auf einem Abendspaziergang bei meinem Freund Fritz Hagen vorbeikam, fiel mir plötzlich ein, daß ich eigentlich nach ihm sehen könnte. Fritz war von jeher ein etwas sonderbarer Kauz und seine Wohnung immer mit physikalischen Apparaten in unglaublicher Weise vollgepropt. Er hatte nur seine Experimente im Kopf.

Was mochte nur mit ihm sein? Seit Jahren hatte ihn keiner mehr gesehen. Man ging im allgemeinen nicht gern zu ihm, da er es nicht liebte, in seinen Arbeiten gestört zu werden. Heute aber wollte ich unter jeder Bedingung den Ueberfall wagen, um zu erfahren, wie es mit ihm stände und ob er überhaupt noch lebe. Ich klingelte und Fritz erschien selbst an der Tür. Im ersten Augenblick war er etwas ärgerlich, aber dann rief er erfreut aus: „Ah, Du bist es, alter Freund. Du hast mich gewiß lange nicht gesehn? Wie lange, weiß ich selbst nicht mehr recht!“ fügte er nachdenklich hinzu. „Ich will Dich zu einem Spaziergang abholen, Du darfst nicht die ganze Zeit hinter dem Experimentiertisch hocken!“ antwortete ich. Er überlegte einen Moment: „Nein, ich möchte mich lieber nicht unter Menschen begeben, aber weil Du Dich so teilnahmevoll erkundigst, will ich Dir einmal meine neuen Sachen zeigen, wenn Du versprichst, nichts von dem, was Du siehst und hörst, zu verraten.“ „So, wieder was Neues?“ fragte ich. Er lächelte verschmitzt.

Wir traten ins Wohnzimmer und von dort ins „Labor“, wie ich vermutete. Aber als er die Tür geöffnet hatte, gewahrte ich nur einen Schreibtisch mit einem Stuhl davor und in der Ecke ein kleines elektrisches Schaltbrett. „Nanu! Nichts Physikalisches mehr da?“ rief ich erstaunt. „Nein, das ist jetzt alles nebenan!“ „Nebenan? Wo hast Du denn die Räume gemietet?“ „Hier!“ rief er und zeigte dabei auf die Wand zwischen den beiden Fenstern, die auf die Straße gingen. Obgleich ich von außen nichts gesehen hatte, das an einen Anbau erinnerte, sah ich nochmals zum Fenster hinaus.

„Red' keinen Unsinn!“ Er aber ging ans Schaltbrett und drehte einen Hebel. Da geschah etwas Merkwürdiges, das ich trotz seiner „einfachen“ und zahlreichen Erklärungen immer noch nicht recht begriff.

An der bezeichneten Stelle der Wand zwischen beiden Fenstern war plötzlich eine Tür erschienen. Fritz öffnete sie, nahm mich bei der Hand — — — führte mich in einen langen, elektrisch beleuchteten Gang, der anscheinend dorthin führte, wo ich soeben durch das Fenster noch die Straße erblickt hatte. Im Augenblick unseres Eintretens empfand ich ein eigentümliches leichtes Zittern durch meinen ganzen Körper und es schien mir, als ob wir um die Ecke bügen. Indessen ging es nicht seitwärts und ebensowenig auf- oder abwärts. Näheres kann ich nicht angeben. Wir schritten nun einige dreißig Meter durch den Gang, dann öffnete Fritz eine Tür und

sagte: „Das ist mein neues Laboratorium.“ Immer rätselhafter wurde mir alles und im Glauben zu träumen, biß ich mir auf die Zunge und machte alle die üblichen Experimente. Kein Zweifel, ich war wach!

Vor meinen Augen breitete sich ein hoher, fast unendlich scheinender Saal aus. Ein solches Bauwerk existierte sicherlich in der ganzen Stadt nicht. Ehe ich auch nur ein Wort zu sagen vermochte, führte er mich durch eine gegenüber liegende Tür in einen herrlichen Garten hinaus, der von einer riesengroßen, grünlischen, mattglänzenden Sonne beschienen wurde. Plötzlich schrak ich zusammen, Fritz's Gesicht sah grün aus, untermischt mit violetten Flecken, wie das eines Toten. Er merkte mein Entsetzen und lachte: „Nimm diesen Spiegel, Du siehst auch so schön aus! Das ist bloß das eigentümliche Licht unserer Quecksilbersonne!“

Seltene Pflanzen wuchsen hier in dieser Einsamkeit! Weit im Hintergrunde stand ein anderes Haus, auf das wir zuschritten. Beim Näherkommen entpuppte es sich als ein Palast.

„Hier wohnt meine Frau!“ sagte Fritz, „wir wollen sie besuchen.“ Ich folgte ihm willenlos, denn alles Oeschehen war zu plötzlich an mich herangetreten, als daß ich noch einen eigenen Willen haben konnte. Ich begriff jetzt nichts mehr: Fritz verheiratet! Und er hat mir das letzte Mal versichert, daß er nie eine Andere als Elsa R. . . heiraten werde, und die hatte sich inzwischen mit einem Juristen verheiratet und lebte in einer fernem Stadt. Fritz war ihr zu gelehrt gewesen. Wir traten ein und er erklärte: „Elsa wird sich freuen, wieder einmal einen Menschen zu sehen.“ „Elsa“ hatte er gesagt. Wie rätselhaft! Er konnte sie doch nicht entführt haben? Unterdessen durchwanderten wir das prächtige Treppenhaus und kamen in einen hellbeleuchteten Prunksaal. Nur war überall dieser geisterhafte Quecksilberschein. Fritz öffnete wieder eine Tür und jetzt errathen ein Zimmer im natürlichem Licht. Dort saß Elsa am Tisch über einem physikalischen Werk. Es war wirklich Elsa! Das war mir doch zu bunt: „Du hast sie also hierher entführt!“ Er lachte mich an und sagte nur sehr hochmütig: „Wegen der Aehnlichkeit glaubst Du gleich, es müsse Elsa R. sein?“ Ich konnte nichts darauf erwidern, aber jetzt sah Elsa uns und sagte: „Du hast Besuch mitgebracht, das ist nett! Einen alten Bekannten. Guten Tag, Hans! Wie gefällt es Dir bei uns?“ Es ist wahr, ich hatte mich früher mit Elsa in der Tanzstunde geduzt. Es wunderte mich aber, daß sie das Duzen, nachdem wir uns sieben Jahre nicht gesehen hatten, fortsetzen wollte. Ich antwortete nur: „Es ist mir in jeder Beziehung hier unheimlich. Aber sagen Sie mir, Frau Assessor, was haben Sie hier zu suchen?“ Ich sagte das in durchaus unhöflichem Ton und verlangte dann von Fritz, daß er mich unverzüglich zurückführe. Ich packte ihn am Arm, ich war immer stärker als er gewesen. Aber hier mit einem mal unterlag ich. Er: „Davon kann gar nicht die Rede sein. Du bleibst vorerst hier. Was ich vorher sagte, wiederhole ich, Du sollst Dich nicht von einer oberflächlichen Aehnlichkeit verblöffen lassen. Frau Assessor ist bei ihrem Mann.“ Elsa sah mich geradezu liebe-

voll an, nie hatte sie mich früher so betrachtet. Aber ich fühlte eine große Ueberlegenheit in ihrem Blick.

Ich konnte mich, sobald ich sie anschaute, von der Gewisheit, jene „irdische Elsa“ vor mir zu haben, nicht frei machen.

Wir saßen am Tisch und unterhielten uns. Ich wurde eingeladen bis zum folgenden Abend zu bleiben, denn es war Sonntag. Mir fehlte jeder Wille, ich mußte zusagen. Sie erzählten mir von ihrer Welt und nannten mir einiges, das ich noch sehen müsse. Plötzlich drängte es mich, auszurufen: „Aber sagt mir doch endlich, wo ich eigentlich bin? Hier die Pflanzen im Park existieren ja auf der ganzen Erde nicht! Bin ich denn nicht mehr auf der Erde? Fritz, Du erzählst immer vom Mars auf der Schule! Ich glaube, Du hast uns dahin verhext.“ Da sagte Elsa lächelnd: „Wohl sind wir noch auf der Erde, aber nicht mehr auf dem Teil, den Du kennst. Wir wollen Dir das morgen zu erklären versuchen, aber ich weiß nicht, ob Du es als Nichtmathematiker verstehen wirst. Gehen wir ein wenig spazieren!“ Ueberall ein völlig unirdisches Aussehen und eigentümliche Farben. Die Sonne neigte sich eben unter den Horizont und ihre grüne Scheibe verblaßte mehr und mehr. Statt des Abendroths gab es hier ein Abendgrün. Die Sterne gingen auf und zwar in mir unbekanntem Bildern und Farben, wie ich sie nie zuvor gesehen. Da erschien plötzlich am schon nachtschwarzen Himmel ein blendend weißer Stern und geschwind dehnte er sich zu einer Scheibe aus, die last wie der Vollmond aussah und auch nicht das grüne Licht besaß.

„Das ist der Mond“, sagten Fritz und Elsa zugleich. „Er sieht sich hier nur anders an.“ Doch wie er schnell gekommen, so verschwand er, nachdem er ein kleines Stück am Himmel gewandert. Ich sah auf die Uhr, mir deuchte, es sei 10 bis 10½, doch sie stund auf 2. So mußte mir die Zeit ungeheuer schnell vergangen sein, oder das Uhrwerk hier anders laufen als auf meiner Erde.

Sie zeigten mir noch vieles Interessante. In der Ferne türmte sich ein hohes Gebirge auf, wohl zehnmal so mächtig wie die Alpen und schneebedeckte Gipfel ragten zum schwarzgrünen Firmament empor. Merkwürdig, jetzt standen oben wieder ganz andere Sterne, ja manche blitzten plötzlich auf und verschwanden sogleich, andere verweilten einige Minuten oder auch nur Sekunden.

Was ich hier erblickte, war so überwältigend, daß ich heute um keine Erklärung mehr bat. Gegen drei Uhr kamen wir zum Palast zurück und Fritz führte mich in ein reich ausgestattetes Schlafzimmer, wo er mich mit allerhand automatischen Einrichtungen vertraut machte. Dann wünschte er mir gute Nacht.

Ich legte mich gleich zu Bett, aber schlafen konnte ich lange nicht. Wo befand ich mich nur? Kein Zweifel, ich war in die Zauberwelt von Tausendundeine Nacht versetzt! Wir hatten uns nicht merkbar von der Stadt entfernt. Der Palast mochte ein bis zwei Kilometer von unserem Ausgangspunkt, der Zaubertür, abliegen, aber ich kannte die Umgebung der Stadt auf mindestens zwanzig Kilometer.

Dann kam mir wieder die Ähnlichkeit Elsas mit jener anderen und ihre berückende Schönheit in den Sinn. Wie lange ich wach gelegen, weiß ich nicht, aber am anderen Morgen oder vielmehr Mittag (denn meine Uhr zeigte zwölf) erwachte ich aus einem tiefen, traumlosen Schlaf. Bald erschien Fritz und erkundigte sich nach meinem Befinden. Ich fühlte mich durchaus frisch und ausgeschlafen. „Ja, das macht die Luft in unserer Welt“, meinte Fritz. Er drückte nun in meinem Zimmer auf verschiedene elektrische Knöpfe und beförderte auf diese Weise beliebig temperiertes Waschwasser und auch Waschlutensilien heran. Nach beendeter Toilette gingen wir in ein anderes Zimmer, wo Elsa gerade das Frühstück bereite. Wir erhielten etwas Kakaoähnliches zu trinken und etwas Brötchenförmiges zu essen, das ungemein stärkte, sättigte und auch recht schmackhaft war. Sobald wir gefrühstückt hatten, verschwanden Tassen und Teller ohne unser Zutun, nachdem mir Elsa den Auftrag gegeben, auf einen elektrischen Kontakt zu drücken. Endlich sagte Fritz: „So, lieber Freund, nun wollen wir Dir einmal erklären, was Du alles erleitest! Aber zunächst sage mir, was Du empfandest, als wir gestern Abend aus meinem alten Laboratorium in den Gang schritten?“

Ich schilderte ihm den Vorgang, wie ich ihn vorher erwähnte. „Ganz recht“, sagte er, „wir gingen auch in keiner der drei Richtungen, sondern machten einen Bogen in die vierte hinein, die vierte Dimension, an die ihr nicht glaubt. Sie hat nichts mit Spiritismus zu tun, sondern ist etwas durchaus Wirkliches. Und sieht, die Erde ist eine solche vierdimensionale, sogenannte Raumkugel, von der ihr bloß eine einzige Oberfläche kennt, aber nicht den ganzen Oberraum. Auch diese Welt, auf der wir hier leben, liegt auf dem Erdoberraum und nicht weit von unserer Stadt entfernt.“

„Wo liegt denn unsere Stadt?“ warf ich erstaunt ein.

„Das kann ich Dir eben nicht zeigen, weil wir hier wieder in einem Dreiraum uns befinden und auf einer anderen Erdoberfläche!“

Nur ganz besondere Kräfte können uns zurückbringen und die entdeckte ich vor einigen Jahren, sodaß mir jetzt der ganze Erdoberraum offen steht. In die fünfte Dimension aber drang ich noch nicht ein.“ Und nach einer Pause: „Aber ich glaube, Du verstehst mich nicht!“

„Ja, da hast Du recht!“ platzte ich heraus, „all das sind mir böhmische Dörfer und ich kann mir nichts dabei vorstellen!“

„Geh'n wir zu etwas anderem über, Du sollst einiges in unserem Laboratorium seh'n!“ fuhr er fort.

Wir gingen durch den Park zum Ausgangspunkt unserer gestrigen Wanderung. Wieder leuchtete die grüne Sonne. Es war mir aufgefallen, daß sie entgegen unserer Sonne, hoch am Himmel viel größer erschien, als nahe am Horizont. Ich fragte Fritz danach und er erklärte: „Diese Sonne ist kein eigentlicher Himmelskörper, sondern eine kleine dreiaxige Kugel, die von der wirklichen Sonne durch besondere elektrische Schwingungen zum Leuchten gebracht wird. Sie pendelt nur in unserem Raum hin und her.“

Die wirkliche Sonne erscheint auch hier, aber nur auf kurze Zeit, wie der Mond, wenn unser Raum, der sich in 24 Stunden einmal um die Hauptachse der Erde dreht — die übrigens mit der uns bekannten Erdachse zusammenfällt — durch sie geht. Die allgemein bekannte Erdoberfläche entspricht auf der vierachsigen Erdkugel etwa dem Äquator dieser Erdoberfläche, der Teil auf dem wir uns jetzt befinden, dem Meridian!

In einer Viertelstunde haben wir Sonnenerscheinung.“

Während wir so den Weg schritten, der mir heute viel länger als gestern vorkam, ging plötzlich ein heller Stern auf, der sich schnell zur Sonnenscheibe vergrößerte. Wie wohl fühlte ich mich in diesem Momente, als der unangenehme grüne Schein zurücktrat und die Gegend mit natürlichem Licht übergossen war! Die Bäume und Pflanzen erschienen schöner als irgend welche mir von unserer Erde hier bekannten. Ich blühte Elsa an. Welche bezaubernde Schönheit lag über ihr! Noch nie hatte ich eine so schöne Frau gesehen! Aber die Sonne verschwand wieder und mit ihr sank alles ins Geisterhafte zurück!

Wir traten ins Haus ein. Hier harrten meiner neue Rätsel.

Die beiden baten mich, in eine kleine Kammer zu treten. Ich tat es, und vernahm ein Summen von elektrischen Apparaten, ohne etwas Besonderes zu sehen. Nach einer Minute öffnete die Tür sich wieder und — — — meine eigene Gestalt stand vor mir! Sie lächelte mich an, als ob nichts Besonderes geschehen sei. Unwillkürlich sah ich auf mich, aber ich war unverändert der alte Hans.

Ich bemerkte nur noch Fritz und meinen Doppelgänger, Elsa war verschwunden!

Ich konnte über nichts mehr erstaunt sein und fragte nur gelassen, was dies bedeute. Fritz antwortete, während Hans II danebenstand und lächelnd zuhörte: „Wie sollte der, dem die vierte Dimension offen steht, nicht auch über die Gestalten verfügen können? Elsa ist nun in Deine Gestalt verwandelt worden, aber ihr Geist bleibt unverändert. Das ist das ganze Geheimnis und jetzt verstehst Du auch, warum Elsa jener irdischen so ähnlich sehen kann. Willst Du einmal ihre ursprüngliche Gestalt kennen lernen?“

Hans II trat darauf in einen anderen Kasten und ich durfte durch ein kleines Querkloß sehen. Da geschah etwas Merkwürdiges: die Gestalt verschwand mehr und mehr, schien schließlich nur noch einen feinen Nebel zu bilden, der in rasend rascher innerer Bewegung war. Dampf von kochendem Wasser war er zu vergleichen. Einen Augenblick glaubte ich, Elsa erkennen zu können, aber sie verschwand gleich wieder und machte einer anderen Gestalt Platz, einem jungen Mann! Dieser trat heraus, und ich erkannte in ihm einen früheren Mitschüler von Fritz und mir, Hugo Wörner mit Namen.

Ich war niemals näher mit ihm befreundet gewesen, hatte mich auch nie danach geseht, denn er war mir immer zu sehr „Mädchen“ gewesen, aber Fritz und er waren lange Zeit geradezu unzertrennlich. Beide hatten ihre Freude am Gröbeln und Experimentieren. Hugo hatte sehr an Fritz gehangen und war frohlos, als er vor

etwa acht Jahren mit seinen Eltern in eine andere Stadt zog. Ich hatte kaum noch etwas von ihm gehört und wußte nur, daß er mit Fritz eifrig Briefe wechselte. Oester schon während der Schulzeit hatten wir zu Fritz im Scherz gesagt: „Schade, daß Hugo kein Mädchen ist, dann würdest Du ihn sicher noch heiraten.“ Jetzt war das alles so gekommen! Fritz erzählte mir nun das ganze wahre Märchen, während Hugo fortging und nach längerer Zeit als Elsa wiederkam: „Vor nunmehr fünf Jahren, als mir die vierte Dimension noch nicht bekannt war, lernte ich die andere Elsa kennen, und Du weißt, wie verliebt ich war, und daß ich sofort heiraten wollte. Als ich Hugo davon schrieb, war er sonderbarerweise sehr unglücklich und beschwor mich, den Heiratsgedanken fallen zu lassen und mich ganz meinen Forschungen zu widmen. Natürlich hatte er wenig Erfolg. Er beruhigte sich erst, als er von meinem Unglück erfuhr. So blieb unsere Freundschaft bestehen. Hugo hatte mir allen Ernstes angedroht, jeglichen Verkehr abzubrechen, wenn ich heirate. Als er mich nach langer Abwesenheit einmal besuchte, erlebten wir die Freude, die vierte Dimension zu erschließen und fanden hier die herrliche Gegend, den Park mit der Quecksilbersäule.“

Sofort hatten wir den Entschluß gefaßt, hier, wo keine Menschen waren, uns niederzulassen. Hugo machte nun oft für sich allein Experimente, gab mir aber lange Zeit keine Auskunft darüber. Er mußte etwas Besonderes vorhaben, das merkte ich ihm an, ohne eine Ahnung zu haben, was es sei. Nun kaufte er gar einen großen Apparat, eben jenen Verwandlungskasten. Ich verstand damals gerade so wenig davon wie Du, mußte aber eines Tages, während er sich hineinbegeben hatte, von außen einige Hebel und Schalter bedienen.

Kannst Du Dir nun mein Erstaunen und Entzücken vorstellen? Bald öffnete sich die Tür und . . . Elsa zog mir in die Arme! Hugo war fort. Elsa aber erklärte mir: „Sieh, Fritz, ich, Hugo oder Elsa, das ist eins, habe eine große Entdeckung gemacht: alle Menschen sind gleichgestaltet und vierdimensional! Aber die Richtung ist bei uns fest und unbeweglich; so haben wir keine Ahnung von unserer Vierdimensionalität! Wir sehen nur dadurch verschieden aus, daß die feste Richtung bei jedem von uns anders liegt. Diese Richtung aber können wir ändern und so jeden Menschen in einen beliebigen anderen verwandeln, wir, denen die vierte Dimension offen steht. Doch der Geist ist unwandelbar, denn er besteht aus ungehinderten vierdimensionalen Schwingungen. Und so wurde ich zu dem, was meiner innersten Natur mehr entspricht. So darf ich Dich lieben!“ Er hatte uns beide beglückt, und ich besitze die Elsa, die mich versteht! Das ist das Rätsel an ihr!

Wir aber beschlossen, uns in diese Welt ganz allein zurückzuziehen und hier jenen Palast zu bauen. Dazu wurden viele Architekten, Ingenieure, Arbeiter gedungen, die wir mit verbundenen Augen auf verschiedenen Wegen herführten und denen wir das Versprechen abnahmen, nichts zu verraten. Die meisten waren Ausländer, Italiener, Polacken etc. Es scheint bis jetzt in der Tat noch nicht durchgedungen zu sein.

So entstand alles, was wir nicht selbst bauen konnten. Du bist der Erste, dem wir etwas vom Wesen dieser Welt verraten, aber Du verstehst noch herzlich wenig von ihr. Warte ein Jahr, denke öfter darüber nach, dann wird auch Dir alles klar werden! Sieh Dir auch ein wenig die mehrdimensionale Geometrie an. Verrate aber Niemandem etwas!

Jetzt will ich Dich, denn es ist schon spät, auf einem anderen Wege zurückführen!“

Ich verabschiedete mich von Elsa. Das bezaubernd Schöne an ihr war für mich verlogen, seit ich ihre Entstehungsgeschichte kannte. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich in jenem Wesen ein richtiges Weib vor mir hatte. Doch zu dem Geist der beiden mußte ich emporsehen.

Fritz ging mit mir in den Garten, schüttelte mir die Hand und sagte: „Hier geh' nur ein paar Schritt weiter. Lebe wohl! Auf Wiederseh'n!“

Ich verabschiedete mich und empfand wieder das unbeschreibliche Zittern in meinem ganzen Körper.

Die grüne Sonne war verschwunden und ich befand mich in pechschwarzer Nacht.

Nach langem Suchen fand ich mich zurecht, denn — — — Welch Wunder — — ich befand mich in meinem Zimmer. Es war Nacht und so legte ich mich zu Bett, um noch über das Erlebte nachzudenken, das ich niemand mitteilen durfte.

— — — Ein Jahr, zwei Jahre vergingen, ohne daß ich etwas erfuhr, ohne daß ich mehr begriff als vorher! Was Fritz und Elsa mir erzählt, hatte ich sofort aufgezeichnet, um es besser zu behalten.

— — — Da lag endlich vor einigen Tagen morgens, als ich aufwachte, in meinem Zimmer ein verschlossener Brief an mich, der am Abend gewiß noch nicht da war. Ich öffnete ihn und las: „Die Zeit ist gekommen, wo Du alles verraten darfst. Wir kehren nie mehr zurück. Leb wohl!“

So berichte ich es hier.

Ob es aber irgend jemand verstehen wird?

Klaus Ferdinand Bergauer

Dionysoszug

Dionysos, Bakchos, Evoel Evoel
Eilen Zweige am Fenster vorbei,
Her und hin, hin und her, hin und wieder!
Bist Du's, Lyäos? Evoel Evoel!
Mänaden im züngelnden Zuge dahin,
Junge Schöne, begeisterte Weiber,
Wild zerfleischt von Wollust den Leib,
Trunken, berauscht von Liebe und Leber,
Von dir, Bakchos, Evoel Evoel!
In schauriger, rauschender, schäumender Lust,
Faunen im züngelnden, züngelnden Zuge dahin!

Hörnerne Füße! Wie sie klappern über Klippen und Klöße,
 Dir zu folgen, Dionysos!
 Freude-Bringer, Evoe! Evoe!
 Du, sieh!
 Schönerer Knaben sah ich noch nie!
 Wild lockigtes Haar in verlangender Lage,
 Wie das weiche Fleisch ihre Glieder schwellt!
 Du, sieh!
 Schönerer Knaben sah ich noch nie!
 Dir zu folgen, dir zu dienen,
 Dir, Dionysos, dir! Evoe!
 Schwankend auf läppischem Esel trollend,
 Alt, älter als alle zusammen und — klug,
 Sien sieht sich auf Eselschens Rücken mit!
 Aber jetzt dir, Lyäos, zu folgen,
 Der Freude, Pan-Lucifer,
 Du! Allen zur Liebe! Alices zur Liebe!
 Allen zum Leben! Alices zu leben,
 Großer Pan!
 Zwängen sich Zweige am Fenster vorbei!
 Her! Hin!
 Her! Hin! Her! Hin! Her! Hin!
 Wohin?
 Da! Da! Ostwärts! Zum Quell! Zum Quell!
 Von den Städten, in denen das Volk so frei,
 Wo die Liebe lebt, und die Schönheit herrscht
 Auf Inseln und festem Gestade.
 Dionysos, Du! Evoe! Evoe!
 Wohin?
 Da! Da! Ostwärts! Zum Licht! Zum Licht!
 Ueber weites, wildes und wüstes Land
 Zur Mutter, zur Oanga, zum Vater, dem Licht,
 Wo die seltsamen Söhne der Sonne sind,
 Wo sich alle Formen umschlingend durchdringen,
 Wo alles, alles verneint, vereint!
 Dorthin, Dionysos, Du! Evoe!
 Du! Sonne und Mond im Auge glänzend,
 Wiesen und Waldzweige rauschen dir den Nacken hinab,
 Du langes, lockiges, heiliges Haar,
 Wälst um den fehlischen, lustglühenden Leib;
 Die Pforten stützend, marmorne Pfosten,
 Säulen und Ranken wie Leiden hinab!
 Freudebringer, Bakchos, Evoe!
 Du! Du!
 Zweige, Zweige am Fenster vorbei!
 Her! Hin!
 Her! Hin! Her! Hin! Her! Hin!
 Dionysos, dir! Evoe! Evoe!
 Du! Du!

Der mann-männliche Eros in der deutschen Romantik

(Schluß)

Tieck wurde schon von seinen Zeitgenossen ein „Genie der Freundschaft“ genannt. Von der Berechtigung dieses Ausspruches geben viele seiner Dichtungen Zeugnis, so auch besonders die in P. Hamechers Sammelband „Novellen der Freundschaft“ neu abgedruckte Erzählung „Die Freunde“. Ohne eine Freundesstat Tiecks würden auch mehrere Dichtungen H. v. Kleists verschollen sein.

Kleist (1777—1811) ist einer der am meisten bekannten Dichter der Romantik, obgleich er kaum bedeutender ist als manche seiner weniger oft erwähnten Zeitgenossen. Sein Patriotismus machte ihn aber bei den herrschenden Schichten Preußens beliebt, und so wurde er propagiert. Sein Freitod aus rätselhaften Motiven erhöhte den Reiz seiner Erscheinung. Er ist von verschiedenen Seiten schon in seinem merkwürdigen Eros beleuchtet worden, und ein nicht zu leugnender Anteil mann-männlicher Erotik ist dabei festgestellt worden.

Aber wir haben schon den ersten Jenaer Kreis der Romantik mit der Betrachtung von Kleist überschritten. Ein zweiter bildete sich wenige Jahre später (etwa um 1808) in Heidelberg.

Zwei Gruppen von Dichtern sind es im besonderen, denen wir in Heidelberg begegnen; die Brentano- und die Eichendorffgruppe wollen wir sie nach ihren bedeutendsten Mitgliedern nennen. Die Brentanogruppe besteht im wesentlichen aus den beiden Freunden Clemens Brentano (1777—1842) und Achim von Arnim (1781—1831). In einem näheren Verhältnis zu diesen standen besonders der Rechtslehrer Savigny, der Publizist Guido Görres, der die herrlichen deutschen Volksbücher, von denen manche von treuer Freundesliebe erzählt, herausgab, die Schwester Clemens', die geniale Bettina (1785—1859) und ihre Freundin Caroline Günderode (1780—1806). Gleiche Bestrebungen mit diesem Kreis verband das unzertrennliche, bis zum Tode des jüngeren vereinte Brüderpaar Jakob (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859). Die Verherrlichung des deutschen Mittelalters fand in diesem Bunde ihre hauptsächlichste Stätte. Davon zehlet in die gemeinsame Freundesstat Arnims und Brentanos, die Herausgabe deutscher Volkslieder unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“, die ihre Namen für immer miteinander verknüpft hat wie die von Harmodius und Aristogiton, von Beaumont und Fletcher, von Montaigne und Etienne de la Boetie. Manches schöne Lied der Freundesliebe findet sich in diesem Gedichtband, ich erinnere nur an das von Simon Dach, einige Gedichte des Mystikers und Jesuiten, des ganz großen Lyrikers Spee, an das Lied vom „vortrefflichen Stallbruder“, das Goethe so lobte. Der stets vom Weib unbefriedigte, rastlose, nur in den Armen Achims ruhige Brentano ist der Typ des roman-

tischen Dichters. Ist Jean Paul der bedeutendste deutsche Erzähler, so Brentano der größte Lyriker. Was Clemens Brentano an männlicher Härte fehlte, besaß seine Schwester Bettina in hervorragendem Maße. Sie ist dichterisch hochbegabt und die erste soziale Schriftstellerin unter den Deutschen. Ihr Werk „Dies Buch gehört dem König“ ist ein Buch des Proletariats wie wenige. Clemens brachte Achim und Bettina einander nahe, die sich schließlich heirateten, so Clemens wenigstens für kurze Zeit eine Heimat gewährend. Ueber Arnim wird noch an anderer Stelle zu reden sein.

Die andere in Heidelberg sich bildende Gruppe, die wir Eichendorffgruppe nannten, scharte sich um einen jetzt kaum noch bekannten unverierten Dichter, den Grafen Otto Heinrich von Loeben, der, typischer Männerbündler, die mann-männlichen Instinkte der mit ihm in Berührung kommenden Jünglinge weckte. Zwischen ihm und den beiden Brüdern Josef (1778—1857) (der Dichter!) und Wilhelm v. Eichendorff entwickelte sich schnell eine schwärmerische Zuneigung, die auch größere Trennungen überdauerte, bis die Eichendorffs, wie so manche der Romantiker, in „gereifterem“ Alter immer bürgerlicher wurden, um schließlich zu erstarren. Eine große Reihe Dichtungen Eichendorffs an Loeben und umgekehrt sind uns erhalten, trotzdem ersterer später versuchte, sorgfältig alle Spuren zu verwischen, von denen er glaubte, sie könnten ihn kompromittieren. Der „letzte Ritter der Romantik“ hat eben zu lange über die Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hinaus gelebt, und inzwischen war ein reaktionäres, materialistisches Staatsbürgerpack moralisch zur Herrschaft gelangt, das wie Pharao nichts mehr wußte von Josef und seinen Brüdern.

In den ersten anderthalb Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatte die romantische Bewegung immer größere Kreise gezogen, und so fluden wir denn nach den sogenannten „Freiheitskriegen“ an den verschiedenen Orten Deutschlands Anhänger dieser nun nicht mehr nur literarischen, sondern sich auf alle kulturellen Gebiete verbreitenden Richtung. In Berlin ist es besonders der ausgezeichnete Dichter, Musiker und Maler E. Th. A. Hoffmann (1776—1822), den es in unserem Zusammenhang zu erwähnen gilt. Hoffmann, neben Jean Paul der bedeutendste Erzähler der Romantik, hat den verschiedensten seiner Werke Freundschaftsprobleme zugrunde gelegt, und es wäre wohl der Mühe wert, bei dem gesteigerten Interesse des heutigen Publikums gerade für diesen Dichter, an anderer Stelle ausführlicher die Spuren des mann-männlichen Eros in seinen Werken zu verfolgen. Der persönlichen, höchst originellen Art seiner Freundschaft mit dem einen der beiden vorzüglichsten Schauspieler der Romantik, L. Devrient, nachzugehen, würde den Reiz solcher Forschung erhöhen.

Der zweite bedeutende Schauspieler der Romantik ist der Dichter Ferdinand Raimund (1790—1836), nach meinem Empfinden wohl der beste Dramatiker der Deutschen. Auch sein Verhält-

nis zur Freundschaft war ein enges, wie sich aus dem Nachlaß seiner Gedichte und aus verschiedenen Stellen seiner Komödien ergibt.

In Schwaben gab es damals einen ganzen Kreis von Pseudodichtern, die sogenannte „Schwäbische Schule“. Zu den besseren unter ihnen gehörte Ludwig Uhland (1787—1862) und Justinus Kerner (1786—1862). Von beiden haben wir einige recht herzliche Freundschaftsgedichte. Ich erinnere besonders an das von Schumann so herrlich vertonte „Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes“. L. Uhland dramatisierte das Volksbuch von der Freundschaftstreue vom „Herzog Ernst“ und die Geschichte von der Feindschaftstreue „Ludwig der Bayer“, in sehr schwacher Art. Diesen romantischen Schwaben stand nahe der deutsch-ungarische Lyriker Nikolaus Lenau (1802—1850), von dem, neben einer ganzen Anzahl anderer Freundschaftsgedichte das, wie manche meinen, schönste dieser Art stammt, das allen bekannte, „Der Postillon“. Lenaus sexuelle Zweifelt wurde in einer der Schriften der Freudischen psychoanalytischen Schule zweifelstfrei festgestellt. Der einzige wahre Dichter freilich unter den eigentlichen Schwaben der Romantik ist Eduard Mörike (1804—1875). Selbst hätte er nicht Anakreon und die griechischen Idylliker übersetzt, wüßten wir auch aus manchen seiner schönen Gedichte seine Hinneigung zum „antiken Eros“. Ein sehr feiner Darsteller freundschaftlicher Gefühle ist auch der österreichische romantische Dichter und Pädagoge Adalbert Stifter (1805—1868). Man denke nur z. B. an seinen „Hagestolz“. Neben der Bettina besitzt die deutsche Sprache eine Dichterin dieser Epoche, die mit der Sappho in mehr als einer Hinsicht zu wetteifern vermag. Es ist das die Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848), deren Freundschaftsgedichte von einer innigen, fast möchte ich sagen, mittelalterlich klösterlichen Glut zeugen.

Es bleibt uns nur wenig Raum zu zeigen, wie stark Freundschaft auch bei den Genies der anderen Künste im Zeitalter der deutschen Romantik sich offenbart. Aber ich möchte doch nicht verstümen, wenigstens auf einige Daten hinzuweisen. Die vielleicht schönste Blüte am Baum der Romantik ist die musikalische Kunst. Zwei von den großen Tonkünstlern dieser Epoche sind es vor allem, in deren Leben oder Schaffen die Freundschaft eine ausgedehnte Rolle spielt, Franz Schubert (1797—1828) und Robert Schumann (1810—1856). Wer etwa Schubert nur aus der kitschigsten aller verfälschenden Operetten kennt, versuche schleunigst dieses Bild in seinem Gehirn zu verwischen durch Genießen irgend eines wirklichen Werkes dieses Komponisten in einem gediegenen Konzert! Gerade so wie in jenem „Dreimäderlhaus“ Schubert erscheint, war er nicht. Leider sind Schuberts herrliche Männerchöre, Opern und Opernfragmente mit vielen Texten der Freundschaft fast völlig unbekannt, wozu der geradezu ungeheuerlich teure Preis der Bände der Gesamtausgabe der Werke unseres Komponisten, in denen die erwähnten Tondichtungen stehen, gewiß viel beiträgt. An Stelle der so überaus reichhaltigen Musik, die man fast immer bei den Zusammenkünften der Invertierten findet, obgleich sich letztere doch gerade rühmen, im all-

gemeinen musikalischer zu sein als andere, an Stelle jener „Lila“- und stets heruntergeklapperten „Rosen“-Lieder sollte man lieber aus dem reichen Schatz der Lieder der Freundesliebe von Schubert, Schumann und den anderen großen lyrischen Tondichtern, etwa Hugo Wolfs und Tschairowskys, spielen und singen. Um nur einiges dieser Art von Schubert zu nennen, „Der Wanderer“, „Oanymed“, „Erlkönig“, „Lob der Tränen“, die „Mignonlieder“, „Fahrt zum Mades“, „Lied eines Schiffers an die Dioskuren“ und viele andere z. B. auf Texte des Freundschaftsdichters und Freundes Schuberts, Mayrhofer. Von Schumann möchte ich nur u. a. hervorheben, das wunderbare „Requiem für Mignon“ und von den Liedern, die aus Goethes „Schenkenbuch des westöstlichen Diwan“, sowie das Platensche „Laß tief in Dir mich lesen“. Hugo Wolf, der auch in diesem Zusammenhang erwähnt sei, hat eine große Reihe Freundschaftsdichtungen von Goethe, Eichendorff und Mörike vertont, die man trotz ihrer Schönheit öffentlich immer wieder nicht hört, obwohl gerade hier ein Punkt ist, durch den es möglich, der Freundesliebe zum Siege zu verhelfen.

Für die Malerei der Romantik ließe sich ähnliches ausführen wie für die Musik. Genüge es für heute nur hinzuweisen auf die Gedanken und die Bilder der beiden bedeutendsten Maler der Romantik. Das ist nicht L. Richter, nicht Spitzweg oder Schwind, der Freund Schuberts, sondern Ph. O. Runge (1777—1810) und D. K. Friedrich (1774—1840), der neuerdings erst richtig Erkannte, von dem das schöne Bild ist „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“.

Im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts klang die Romantik in Deutschland ab. Zu einem ihrer letzten Vertreter, der sich freilich krampfhaft bemühte, sich von deren ästhetischen Idealen zu befreien, ist der wahrscheinlich allen Lesern dieser Zeitschrift wenigstens dem Namen nach bekannte Graf Platen (1796—1835) zu zählen, auf den ich nicht näher einzugehen gedenke, auf dessen „Tagebücher“ ich aber doch ausdrücklich auch in dieser Stelle hinweisen möchte. Sie zeigen, was ein Mensch im Kampf mit seiner Umgebung, die sein Fühlen nicht versteht, zu leiden hat aber was er auch erziehen kann, wenn er zu wollen vermag. Platen ist weniger ein Problem des Fühlens, er ist eins des Willens.

Ich erwähnte schon, wie weit über die Grenzen des politischen Deutschland hinaus die romantische Bewegung sich verbreitete. Es war seit Jahrhunderten das erste Mal und ist bis auf unsere Tage das letzte Mal geblieben, daß deutsche Kultur maßgebenden Einfluß auf das Ausland gewann. Das müssen wir immer bedenken, um die Wichtigkeit jener Bewegung vollauf würdigen zu können. Mit den Gedanken und Gefühlstiefen der Romantik ging auch die deutsche Art des mann-männlichen Eros, die Freundesliebe, weit über die engen Staatsgrenzen des damaligen „Deutschen Bundes“ hinaus. Wie viele große Dichter, ja größte Geister so viele Jahrzehnte hindurch befruchtet und angeregt wurden, ist kaum in Kürze darzustellen. Viel-

leicht ist es später einmal möglich, hinzuweisen auf die Bedeutung des Einflusses der Freundesliebe innerhalb des Lebens und der Dichtung der deutschen Romantik, auf die von dieser Romantik abhängigen oder doch von ihr beeinflussten Geister im Ausland. Soll ich Namen nennen? Einige für viele: die Dänen Oehlenschläger und Andersen, den Schweden Almqvist, die Polen Nowacki und Krasinski, den Tschechen Vrchlicky, die Franzosen Balzac und Flaubert, den jungen Proudhon, den Russen Lermontoff, die Engländer Shelley, Byron und die Präraphaeliten. Und mit diesem Einfluß der Freundesliebe im Sinne der deutschen Romantik setzte sich auch durch im Ausland die Idee des Männerbundes, wie sie unsere Romantik aus ihrem Geiste neugebildet, verändert und gestaltet hat.

Diese Entwicklung aber wenigstens in großen Umrissen darzustellen sei unsere nächste Aufgabe. Ewald Tschek

Aschermittwoch

*Noch blinkten die Sterne —
Im Ost kam schon der neue Tag —
Wir gingen einsam
Durch der Häuser Schatten —
Nach bunter Maske
Ram entzogen —
Manch großes Lachen
Hallt durch stille Nacht —
Wir gingen Arm in Arm —
Du solltest ganz mein eigen sein.
Nur deine Lippen
Wollt' ich zum Russe finden,
Um all mein Sehnen
Nach dem heißen Glück
In einem Russe dir zu sagen —
Du wohrest mir? —
Auch du kannst nicht verstehen?
Nur deine Hand lass flüchtig
Mich zum Munde führen —
Und dann lass mich das
Betete, das mir blieb,
Die „Hoffnung“, einsam
Still zu Grabe tragen.*

C. M. Jesser

Der Trinkgenosse

Ein chinesisches Märchen aus den „Seltsamen Geschichten“
des Pu Sung Ling. Mit Benutzung der engl. Uebersetzung
von A. H. Giles nachgezählt

In einer kleinen Stadt lebte einst ein junger Mann mit Namen Tsché. Er war aus einer armen aber guten Familie und studierte eifrig in seinem Hause, um sich für das Examen vorzubereiten; denn wie alle Leute aus angesehenen Kreisen war auch er bemüht, mindestens den ersten Grad der Gelehrsamkeit zu erringen, damit der Name seiner Familie in der Stadt mit Ehren genannt würde. Wenn er aber des Tags über eine Zeitlang fleißig gelesen und geschrieben hatte, überkam ihn ein heftiges Verlangen zu trinken, und er konnte es sich nicht versagen, dann einen Schluck Wein zu sich zu nehmen. Nach und nach gewöhnte er sich so daran, daß er ohne Trinken überhaupt nicht mehr studieren konnte, und auf demselben Tische, auf dem seine Bücher und Schreibgeräte waren, stand auch ein kleines Kohlenbecken und auf diesem die kleine Metallkanne mit dem Reisweiß zum Wärmen. So brauchte er, wenn er Lust zu trinken bekam, nicht erst aufzustehen, sondern er hatte jederzeit den gewärmten Trank, wie es die Trinker lieben, in Reichweite. Und es dauerte gar nicht lange, so konnte er selbst beim schlafengehen den Wein nicht mehr entbehren, deshalb stellte er sich jeden Abend eine Kanne davon an sein Lager, um auch in der Nacht, wenn er erwachte, einen Schluck nehmen zu können.

Einesmal in der Nacht geschah es nun, daß es ihm vorkam, als ob er nicht allein in seinem Bett läge. Nur kaum wach glaubte er, es seien seine Kleider, die er fühlte, und die er vielleicht im Schlafe abgestreift habe. Als er danach grübelte, spürte er etwas Warmes, Weiches unter seiner Hand, gleich dem Fell einer Katze, und rasch munter werdend, machte er Licht. Da sah er zu seinem Erstaunen, daß ein schöner, weider Fuchs neben ihm lag. Das Tier schlief fest wie ein Betrunkener, und als Tsché nach seinem Wein sah, bemerkte er, daß die Kanne leer war.

„Ah, ein Trinkgenosse,“ sagte er lachend zu sich selbst, und ohne den Fuchs zu wecken, schlang er seine Arme um den weichen, warmen Körper und beschloß zu warten, um zu sehen, was da geschehen würde. Denn er wußte wohl, daß ein Fuchs, der sich zu einem Menschen ins Bett schlich, ein Dämon sein müsse, und sobald dieser merke, daß er von Menschen gesehen sei, menschliche Gestalt annehmen würde. Und um das zu beobachten, hatte Tsché das Licht brennen lassen.

Als nun Mitternacht herankam, da streckte sich der Fuchs auf einmal in Tschés Armen und verwandelte sich plötzlich in einen bildschönen Jüngling, der ihn erst erstaunt und erschreckt anblickte, dann aber aufsprang und ihm zu Füßen fiel. Dabei brach er in recht bewegliche Worte des Dankes aus dafür, daß Tsché ihm nicht den Kopf abgeschnitten, wie es andere gewiß getan haben würden,

um sich gegen eine Verzauberung durch den bei allen Leuten gewöhnlich als böse geltenden Fuchsdämon zu schützen.

Darauf antwortete Tsche: „Ich halte dich nicht für böse, denn du lebst den Wein so wie ich und bist dankbar, wo du es nicht nötig hast. Dazu gefällst du mir so ausnehmend gut, daß ich dich bitte, laß uns Trinkgenossen werden von nun an. Ja, wenn ich auch dir gefalle, so wollen wir Busenfreundschaft schließen, wie Kuan Chung und Pao Shu, von denen ich heute in den Annalen gelesen, daß sie Freud und Leid, Lager und Mahl zusammen teilten bis zu ihrem Tode.“

„Auch ich konnte die Geschichte dieses Freundespaars, das vor mehr als zweitausend Jahren unter den Tschekaisern lebte,“ antwortete der Jüngling, „und würde glücklich sein, wenn du mich zu deinem Genossen machen würdest.“

„Wohlan, so soll das Bündnis besiegelt sein,“ sagte Tsche darauf und beide legten sich eng aneinander geschmiegt wieder zu Bett und plauderten noch eine Weile, indem Tsche den Jüngling bat, recht oft, wenn möglich jeden Tag zu ihm zu kommen und ihm sagte, da sie nun das Bündnis geschlossen, so müßten sie auch einander vollständig vertrauen. Der Jüngling stimmte dem allem zu und versprach auch, wiederkommen. Dann schliefen sie beide, sich unermüdet, ein. Aber am anderen Morgen, als Tsche erwachte, lag er allein in seinem Bett und der Jüngling war verschwunden.

Während des Tages besorgte nun Tsche eine große Kanne besseren Weines und wartete auf seinen neuen Freund, der mit dem Anbruch der Nacht auch wirklich kam. Sie setzten sich zusammen hin, tranken den Wein und der Jüngling wußte dabei so angenehm und unterhaltend zu erzählen, daß Tsche ausrief: „O wie schade, daß ich dich nicht schon früher kennen gelernt habe.“

Und mit vollendeter Höflichkeit antwortete darauf der Fuchs: „Und ich weiß wirklich nicht, womit ich die große Ehre verdiene, daß du mich mit so vortrefflichem Wein bewirtest.“

Hierauf sagte Tsche wiederum: „Ach sprich nicht von solcher Kleinigkeit, es ist wahrlich nur eine schlechte Bewirtung für so einen lieben Gast.“

„Aber,“ gab der Fuchs zurück, „du bist bloß ein armer Student und es ist nicht so leicht, Geld zu verdienen. Ich will versuchen, ob ich etwas für dich tun kann.“

Am nächsten Abend, als er wiederkam, sagte er zu Tsche: „Zwei Meilen von hier nach Südosten liegen hart am Wege bei einem Weidenbaum zwei Silberschuhe, die ein reicher Mann dort verloren hat, der in seinem Ueberfluß den Verlust gar nicht merkt. Gehe ganz früh dahin und hole sie.“

Und wirklich, als Tsche an den bezeichneten Platz kam, fand er zwei wie kleine Schuhe geformte Silberbarren, wie sie reiche Leute als Reisegeld mitzunehmen pflegen und die sie unterwegs ganz oder stückchenweise in Münze umwechseln. Er ging damit sogleich zu einem Silberschmied, ließ sie abwiegen und erhielt einen bestimmten Betrag dafür. Davon kaufte er mehrere Kannen von dem besten

Wein für sich und seinen Freund und erwartete ungeduldig den Abend.

Als sie dann wiederum froh und glücklich zusammen waren, erzählte ihm der Fuchs, daß in einer bestimmten Ecke des Hofes auf der Hinterseite des Hauses sich ein unterirdisches Gewölbe befände, das er öffnen solle.

Am andern Tage hat Tsche, wie ihm sein Freund geheissen und fand zu seinem Erstaunen wirklich das Gewölbe und darin mehr als hundert Schnüre von zu je tausend Stück durch das in der Mitte befindliche viereckige Loch säuberlich aufgereihten kupfernen Käschmützen.) Er brachte sie schnell und heimlich heim, denn sie sollten ihm dazu dienen, Wein für seine unendlichen Oelage zu verschlafen, wenn seine anderen Mittel alle geworden sein würden.

Wie nun der Abend kam, sagte Tsche ganz erheitert zu seinem jungen Freunde: „Nun brauchen wir keine Angst mehr zu haben, denn nun besitzen wir Geld im Ueberfluß, um unseren Wein kaufen zu können.“

Doch darauf antwortete der Fuchs: „Selbst ein Brunnen ist auszuschöpfen, ich will dir deshalb zu noch mehr vertellen.“ Und einige Tage später sagte er zu Tsche: „Augenblicklich ist auf dem Markte der Buchweizen sehr billig, da ließe sich wohl ein Geschäft machen.“

Auf diesen Rat hin kaufte Tsche vierzig Tonnen Buchweizen mit seinem gefundenen Oelde. Seine Bekannten lachten ihm zwar deshalb tüchtig aus, aber siehe da, mit einemmal kam eine große Dürre über das Land, so daß alle Feldfrüchte, Korn und Bohnen verdarben. Nur allein Buchweizen wuchs noch und konnte gesät werden, und Tsche verkaufte nun seinen Vorrat für einen zehnmal höheren Preis. So vermehrte sich sein Vermögen und schließlich kaufte er sich zweihundert Acker gutes, fruchtbares Land. Darauf pflanzte er Korn oder Hirse oder was ihm sonst von dem Fuchs heimlich vorher geraten wurde, und hatte immer guten Gewinn davon.

Nach einiger Zeit wollte Tsche sich nun auch endlich zum Examen melden, und er sagte das eines Abends zu seinem Freunde. Dieser wurde sehr traurig darüber, daß sie sich für mehrere Monate trennen sollten, denn er erklärte, daß es ihm unmöglich sei, Tsche nach der Hauptstadt, wo das Examen stattfinden sollte, zu begleiten, da er nach den Gesetzen der Geister seinen Wohnort nicht wechseln dürfe, doch wünsche er ihm alles Glück zu seinem Unternehmen. Als Tsche dies hörte, wurde er seinerseits sehr betrübt, so daß sie beide ganz niedergeschlagen auf dem gemeinschaftlichen Lager lagen. Und wie sie beide keinen Schlaf finden konnten, sagte Tsche endlich: „Ich habe dich so lieb gewonnen, daß ich es nicht ertragen könnte, auch nur eine Woche von dir getrennt zuzubringen. Deshalb will ich lieber auf die Ehre der Graduation verzichten und für immer hier mit dir zusammen bleiben.“

So lebten sie beide lange in der innigsten Freundschaft und Tsche wurde bald ein wohlhabender Mann. Als er älter wurde,

1) 1000 Käsch sind 1 Dollar mex. — ca. 2 Mark.

riet ihm der Fuchs, sich ein Weib zu nehmen, damit seine Familie nicht erlösche und ein Sohn ihm die Totenopfer bringen könne, daß seine Seele im Grabe Ruhe finde. Tsché folgte auch diesem Rat, und der Fuchs lebte mit Tschés Frau in bestem Einvernehmen und liebte die der Ehe entsprossenen Kinder wie seine eigenen.

Nach langen Jahren starb dann Tsché, und von diesem Tage an war auch der Fuchs spurlos verschwunden.

K. F. Zenn

Theodor Hermann Pantenius

wurde am 10. Oktober 1843 als Sohn des Predigers und lettischen Volksschriftstellers Wilhelm Pantenius zu Mitau in Kurland geboren. Von 1862 bis 1866 besuchte er als Theologiestudent die Universitäten Berlin und Erlangen und begab sich dann nach St. Petersburg zum Studium der russischen Sprache und Literatur. Von 1867 bis 1870 wirkte er als Hauslehrer auf dem Gute Fischerröden bei Lihau und dann als Lehrer an einer Privatstadt in Riga. Hier übernahm er 1873 die Leitung der „Baltischen Monatsschrift zu Riga“ und der „Rigaschen Zeitung“. Das Jahr 1876 führte ihn als Redakteur des „Daheim“ nach Leipzig, woselbst er nach fast vierzigjähriger Tätigkeit am 16. November 1915 verstarb.

Theodor Hermann Pantenius fand Muße, eine Reihe wertvoller Romane zu vollenden, die er erstmalig von 1872 an nur unter seinem heiden Rufnamen Theodor Hermann in Mitau bei Behre erschienen ließ, die aber 1898 und 1899 von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig unter des Dichters vollem Namen neu herausgebracht worden sind: 1872 „Wilhelm Wolfschuld“ (2 Bände), 1875 „Allein und frei“ (2 Bände), 1880 „Im Gottesländchen, zwei Erzählungen aus dem kurländischen Lehen“ („Um ein Ei“ und „Unser Graf“), 1881 „Das rote Gold“ und „Im Banne der Vergangenheit, Erzählung aus dem kurländischen Lehen“, 1885 „Die von Kelles, ein Roman aus Livlands Vergangenheit“ (2 Bände). Diesen sechs größeren Romanen folgte 1892 noch ein Band Novellen „Kurländische Geschichten“ bei J. G. Cotta in Stuttgart.

Bei stark ausgeprägtem Wirklichkeitsinn bekundet Pantenius feinste Beobachtung auch der unanischen Art und ioniges Verständnis für unanisches Wesen, wovon besonders „Im Banne der Vergangenheit“ (Ausgabe Velhagen & Klasing, 1898, 382 S.) sprechendes Zeugnis ablegt. Frau Eva von Hennematt (Tante Evchen) hat die Passion, sich immer mit ganz jungen und hübschen Dienstmädchen zu umgeben. Zur Zeit, als die Geschichte beginnt, ist es ein blutjunges, allerliebstes Kammerkätzchen in zierlichster Kleidung. Das kokette Häubchen und die Schürze sind so blendend weiß wie draußen der Schnee. Frau Evas Nefte Werner faßt das Mädchen ohne alle Umstände an den Leib und gibt der sich heftig Sträubenden einen Kuß. „Ein Bilmädel,“ stößt er hervor, „meine Frau dürfte eine solche Passion nicht haben, aber der Onkel (Tante Evchens Mann) war, glaub' ich, von jeher ein Engel.“ Frau Eva besitzt

eine blaue Sammetmappe, in der sie die Porträts aller hübschen Mädchen aufbewahrt, die ihr je bequeuen sind. „Das ist mein Harren,“ erklärt sie ihrem Nellen. Frau Eva ist in die schöne Therese Proffnitz sterblich verliebt. Wenn das Gespräch auf dieses junge Mädchen kommt, so gerät sie in anakreontische Begeisterung. „Franz,“ gesteht sie ihrem Motive, „wenn ich ein Mann wäre, ich ließe dir davon und heiratete Therese Proffnitz. Wahrhaftig, das täte ich. Ich habe sie heute erst gereizt und dann zur Bewunderung entflammt. Du hättest diese Augen sehen sollen, Franz! Das Licht sammelt sich in ihnen wie in Diamanten und wogt in ihrer dunklen Glut auf und nieder, daß du geblendet wirst. Es war köstlich, Franz, köstlich.“ Und in der Unterhaltung mit ihrem Nellen Werner ruff Tante Eychen ein über das andere Mal aus: „Dieses Mädchen ist entzückend schön. Nein, diese Augen. Ich sage dir, Werner, ich bin verliebt in sie. Wahrhaftig, wenn sie hier gewesen ist, träume ich von ihren Augen . . . Sie mag wohl wissen, wie entzückt ich von ihr bin, ich sage es ihr wenigstens oft genug. Nein, dieser Nacken, dieser Hals, und dann der Anschluß des Kopfes an den Hals. Wenn sie hier ist, suche ich mich immer so zu setzen, daß sie nur halb den Rücken zuehrt. . . . Ja, ich schwärme. Das schadet ja aber auch nichts. Du darfst mir freilich darin nicht folgen — weißt du? Aber Therese ist wirklich entzückend schön! Dieses liebliche Oval des Gesichts und die feine Nase. Und Haare hat sie dir! Solche Flechten sind noch nie dagewesen. Und dann dieses Verhältnis der Schultern zur Taille! Ich kann mich nicht satt daran sehen.“ Der junge Nefse Werner vermußt Thereses Bild in Tante Eychens „Harren“. Aber Tante Eychen ist sofort mit der Erklärung da: Therese fülle ein Album für sich ganz allein; dieses enthalte wohl 50 Bilder, aber sie will es ihm erst zeigen, nachdem er das Mädchen in natura gesehen hat. Als später Werner Tante Eychen seine Liebe zu Therese gesteht, entgegnet Frau Eva: „Lieber, das kann sehr wohl sein — ja, ich glaube es selbst — ich bin ja auch verliebt in sie — aber ich kann sie doch nicht heiraten — und du auch nicht.“ Frau Eva denkt lange darüber nach, ob aus Werner und Therese ein Paar werden könne, und sie gelangt zu der Ueberzeugung, daß es unmöglich sei. Trotzdem schreibt sie noch im Bett die Einladungen aus. „Der Trieb, das schöne Paar beisammen zu sehen, und die Lust, sich an der Verlegenheit dieser schwerfälligen Charaktere zu ergötzen, waren eben unwiderstehlich.“

In die schöne Therese Proffnitz hat sich auch der uranisch angehauchte Bauernsohn Karl Johanson vergallt. Recht zart und tief-sinnig verläuft ein Gespräch, das er mit Therese unter vier Augen führt, in dem er bedauert, nie einen Freund besessen zu haben und auf Thereses teilnahmvolle Frage: „Und woran lag das?“ die beherzte Antwort gibt: „Das weiß ich nicht. Ich glaube nicht, daß ich viel schlechter bin als andere Menschen, aber außer meinem Vater hat mich nie jemand recht lieb gehabt. Wie oft habe ich auf der Schule Ihren Bruder beneidet! Ihn liebte jeder, und die wenigen, die ihn nicht liebten, achteten ihn wenigstens. Um mich hat sich

nie jemand gekümmert . . . Sie sind einsam aufgewachsen. Sie werden das, was ich sagen will, vielleicht gar nicht verstehen. Man kann als Jüngling auch in andere Jünglinge verliebt sein. Ich habe alle die Jahre hindurch eine unglückliche Liebe zu Ihrem Bruder Eberhard im Herzen getragen." F. Karsch-Haack

Der „Uranos“

Vorliegende Nummer 8 gilt für Juli und August, so daß die Zeitschrift mit Nr. 9 (September) die reguläre Monatsnumerierung erreicht hat. Alle folgenden Nummern erscheinen pünktlich am 10. jeden Monats.

Wir möchten nochmals darauf hinweisen, daß die bedauerliche Unterbrechung in unserer Arbeit mit der daraus resultierenden Unregelmäßigkeit, unvermeidliche Folgen des notwendigen Verlagwechsels waren. Zu der vom vorigen Verleger eigenmächtig dem „Uranos“ substituierten Zeitschrift „Strom“ hatten wir keinerlei Beziehung.

Der „Uranos“ ist die Verwirklichung der Idee Karl Heinrich Ulrichs, der vor 50 Jahren eine Zeitschrift dieses Namens herausgeben wollte, mit dem Zwecke, „die sittlichen und gesellschaftlichen Interessen des Uranitertums wahrzunehmen“, aber durch widrige Umstände daran gehindert wurde. Eben unter der Leitfaden dieses weitschauenden Vorkämpfers der uranischen Sache steht die Zeitschrift.

Der „Uranos“ setzt seinen Ehrgeiz nicht darin, seine Leser durch Sinnenkitzel zu reizen; es werden auch keine Anzeigen aufgenommen, die sich mit dem Ernst seines Strebens, dem Uranitertum zu der ihm zukommenden Anerkennung zu verhelfen, nicht vertragen.

Er ist bestrebt, Beiträge zur naturwissenschaftlichen, vor allem zur metaphysischen, und — durch interessante einschlägige Tatsachen aus dem Kultur- und Völkerleben — zur soziologischen Begründung des Uranismus zu bringen. So wird wiederholt dargelegt, wie sich die verschiedenen Völker und Staaten mit dieser Naturerscheinung abgefunden haben. Es wird fernher über führende Geister und bekannte Persönlichkeiten der Vergangenheit Biogrammisches und Kritisches gebracht, das ihr Leben oder ihre Stellungnahme zum Uranismus beleuchtet. Ein wesentlicher Abschnitt der Zeitschrift ist gediegener Belletristik gewidmet, deren Vorwurf aus der Wirklichkeit des Lebens geschöpft ist, oder, bei symbolischer Gestaltung, in jenen vielen Uranitern eingeborenen Trieben und Kräften zu Einheit und Erkenntnis im Allgemein-Menschlichen wurzelt. In Berücksichtigung dieser ausgeprägten Geistesrichtung finden auch Aufsätze über Mystik, Lebensweisheit und Lebensgestaltung — zugleich ein Beitrag und eine Mitarbeit im uranischen Geiste an allgemeinen Kulturproblemen — in der Zeitschrift Raum.

Es wird streng daran festgehalten, daß alle Darbietungen in allgemeinverständlicher Form abgefaßt sind und daß neben Beiträgen zur Forschung und der Polemik nach außen hin, nur Themen behandelt werden, die den Interessen und Neigungen

der Uranier entsprechen, deren Erörterung in uranischer Beleuchtung neu und wertvoll erscheint mag oder die zur Erfassung der Kernfragen notwendige Grenzgebiete berühren.

Die doppelte Arbeitsweise, die der „Uranos“, der zugleich Organ der homoerotischen Logen ist, verfolgt, nämlich einerseits die Verteidigung des Uraniertums nach außen hin wie die Darstellung seiner sozial und menschlich wertvollen Züge, und andererseits die Erforschung und Pflege uranischer Wesensart im Innern, ergibt sich aus seinem Endziel, das da ist:

Eingehen eines geläuterten, sich seines Wertes bewußten Uraniertums in die Gesellschaft, als deren anerkannter, wertvoller Faktor.

In diesem Sinne bedeutet der „Uranos“ nicht eine zufällig auftauchende Zeitschrift, sondern er ist das aus der Not der Zeit geborene kulturelle Organ einer gegenwärtig noch suchenden, ringenden, durch innere Umstände wie durch die Zeitbedingungen darüberliegenden Bewegung. So ist es seine Bestimmung, selbst tastend, forschend — wachsend — zu sein, und so kann er nur in seinem Geiste bestehen mit der Unterstützung, der geistigen Mitarbeit und engeren Fühlungnahme der Starken, sichtlich Festen und Gerechten, die sich berufen fühlen, mit ihm zu kämpfen.

Der „Uranos“ erscheint im

Verlag

Fuß und Hand

(W. Ruge)

Berlin NO 43, Georgenkirchstr. 27

Fernsprecher: Alexander 311

Bestellungen und Rückfragen erheben an den Verlag oder an die „Redaktion des Uranos“, Professor Ferdinand Karsch, Charlottenburg, Kneschkestr. 02. Beiträge bitten wir die Herren Autoren, die in denselben Geist und enger Fühlungnahme mit uns schaffen wollen, gefälligst ebendorthin einzusenden.

Einzelnummer Mk. 3.—

Bei Abonnement sind Porto und Verpackung extra zu entrichten.

Wir möchten zum Schluß noch die Bitte aussprechen, daß jeder Gleichgesinnte, der unsere Ziele für erstrebenswert hält und mit uns eine Front bilden will, Abonnenten für den „Uranos“ wirbt. Denn im Gegensatz zu anderen Zeitschriften kann der „Uranos“ aus naheliegenden Gründen nur durch einen ständigen Abonnentenkreis fest begründet sein.

Die Redaktion

Neue homoerotische Literatur

Die Homoerotik in der Griechischen Literatur: Lukianos von Samosata, von Hans Licht (Paul Brandt). In: Abhandlungen aus dem Gebiete der Sexualforschung (Max Marcuse), Bonn, A. Marcus & E. Weber, Band III, 1920/21, Heft 3 (78 Seiten, Mark 12,50).

Eine gründliche Behandlung aller homoerotischen Stellen in Lukrans Schriften, mit Ausnahme der 1920 bei Müller in München selbständig erschienenen rein homoerotischen Schrift „Erotos“.

Die Exzellenz und ihr Sohn. Eine Novelle von Friedr. Fromm. In: Westermanns Monatshefte, 64. Jahrg., 128. Band, Heft 766, August 1920, Seite 600—606 (das Heft Mark B,—).

Ein dem Weibe geschlechtlich abgewandter Gymnasialdirektor, Alphilologe, schildert selbst die unerträglichen Seelenqualen, die ihm aus seiner heimlichen Liebe zu einem seiner Primaner erwachsen und die ihm Konflikte bereiten, denen er nur durch Selbstmord aus dem Wege gehen zu können glaubt. Eine Annäherung beider und die aus ihr erfolgende Entwirrung der durch beiderseitige Verheimlichung erwachsenen Mißverständnisse kommt dadurch zustande, daß der 18jährige Schüler, von gleichstarker Liebe zum Lehrer wie dieser zum Schüler erfüllt, im Wahn, der Lehrer hasse ihn, den freiwilligen Tod sucht, aber gerettet wird und in seinen Delirien nach dem Lehrer verlangt. Konventionelle Konzessionen muß man unwillkürlich helächeln. Sonst ist die zu allezeitiger Befriedigung auslaufende Tragödie gut erfunden, ernst aufgeföhrt, geschickt durchgeführt und spannend entwickelt. Dieser Westermannschen Monatshefte brachten vor 37 Jahren schon ein würdiges Pendant zu dieser Erzählung, eine feine durchdachte trahische Novelle von Paul Heyse: Die schwarze Jakobee, im 28. Jahrg., Heft 331 vom April 1883, Seite 1—25.

F. K.-H.

Druckfehler der vorigen Nummer 6/7

Aus einem Mißverständnis heraus wurde der Druck der Nummer 6/7 ohne die letzte Korrektur begonnen. Bei Eintreffen der Korrektur wurde der Druck sofort inhibiert, doch weist ein Teil der Auflage Fehler auf. Nachstehend bringen wir ein Verzeichnis der sinnstörenden Druckfehler und bitten unsere Leser wie auch besonders die Herren Autoren den bedauerlichen Zwischenfall gütigst zu entschuldigen.

- S. 129: Anmerkung „von Kurnik“ anstatt „von Kurrik gesperrt“.
- S. 131, Zeile 13: „vorzügliches“ anstatt „vergänglichliches“.
- S. 134, Z. 23: selbst „ein“ Verlangen anstatt selbst „sein“ Verlangen.
- S. 135: Nach Zeile 20 eine Zeile ausgelassen: „zum Tode von einer Existenz zur anderen gejagt, ohne Anfang und“
- S. 141, Z. 4: „Sprachenschöpfer“ anstatt „Sprachneuschöpfer“.
- S. 151, Lesefrüchte Z. 2: „fördern“ anstatt „fordern“.
- S. 152, Z. 7: „seitlich“ anstatt „zeitlich“.
- S. 152, Z. 18: „wieder“ anstatt „vieler“.

URANOS

DEM KOMMUNISTEN TAG

Für eigene Weltdeutung

Für fruchttragende Lebenshaltung * Für erfüllte Gesellschaft

Leiter für Wissenschaft und Kritik: Professor Ferdinand Karach * Leiter für Lebensgestaltung und Belletristik: René Stieler * Redaktion: Charlottenburg 2, Kneuperstraße 22 (F. Karach-Hock) * Verlag: „Fuß und Hand“ (W. Ruge), Berlin NO. 43, Georgenkirchstraße 27 (am Alexanderplatz) * Fernspr.: Alex. 311

Nr. 9

SEPTEMBER 1921

1. Jahrgang

Die soziale Bedeutung des Uranismus

Unter zwei verschiedenen Betrachtungsweisen der uranischen Frage vollzieht sich in der Gegenwart der Kampf für unsere Sache. Die eine sieht in der Erscheinung des Uranismus nur eine von Anfang gegebene, natürliche Variation des Geschlechtstriebes und begründet auf der nackten Naturtatsache ihren Anspruch auf gesellschaftliche Anerkennung. Ihr Begriff „Anerkennung“ nähert sich mehr dem der „Duldung“. Die Bestrebungen gipfeln in der Abschaffung des Strafgesetz-Paragrafen. Das Zeichen ihres Urhebers, des einseitig materialistischen Zeitsetzers, ist ihr aufgeprägt.

Die andere Art der Anschauung läßt es sich nicht genug sein an der Naturtatsache. Sie fragt nach dem von der Natur damit beabsichtigten Zweck, nach dem *Sine* des Uranismus. Sie sieht und fällt mit der idealistischen Weltanschauung, aus der sie ohne weiteres mit innerer Notwendigkeit folgt; ihre einzige Voraussetzung ist die Ueberzeugung von einem in der Natur obwaltenden Sinn, woran hier nicht, wie in der materialistischen Auffassung, die in der Funktion des menschlichen Gehirns gegebene mechanisch-kausale Verknüpfung gemeint ist, sondern selbsttätiger Geist, dessen Wirken die menschliche Vernunft zu erkennen vermag. Diese Betrachtungsweise fordert vom Vernunftstandpunkte aus die gesellschaftliche Anerkennung des Uranierturns auf Grund seiner bei dieser einen Voraussetzung erkennbaren Bedeutung in der Gesellschaft.

Zunächst ist es nötig, sich über das Wort „natürlich“ klar zu sein. Es umschließt wesentlich zwei Begriffe: einmal die Eigenschaft des Abfalls der in ihrem Kampf gegen den zielbewußten Weltwillen widerspenstigen Materie; ohne den zielbewußten Weltwillen, die widerstrebende Materie und den bei dem Kampf erzeugten Ab-

fall ist im idealistischen Sinne Evolution nicht denkbar, Aufwärtsentwicklung, allmähliche ringende Entfaltung des Einen in der Vielheit, bis zur Erfüllung des Geistes in der Materie. Oder derselbe Begriff in materialistischer Fassung; die Eigenschaft aller derjenigen Produkte, ohne jede sittliche Bewertung, die, unter der hemmenden Einwirkung des Naturgesetzes von der Trägheit der Masse, von den der Materie innewohnenden Energien mit dem stofflichen Teil der Materie erzeugt werden bei der Tendenz zur Differenzierung, die ebenfalls der Materie innewohnt. Differenzierung gleich Evolution ohne sittliche Bewertung. Man sehe, wie die materialistische Naturphilosophie, die sich als „Weltanschauung“ auszugeben liebt, den letzten Fragen, deren Beantwortung allein das Charakteristikum einer Weltanschauung ausmacht, völlig hilflos gegenübersteht und mit „Naturgesetz“ und „innewohnend“ operiert. Sie liefert Naturbeschreibung, höchstens ein Weltbild, niemals vermittelt sie Erkenntnis. Sie beschreibt die Einzelercheinungen und verknüpft sie durch bloße Naturkausalität. Hieraus erklärt sich ihre Macht über die Massen, die die Genugtuung über das ihnen für die Natur vorgehaltene Spiegelbild menschlicher Gehirnfunktionen mit dem Glücke der Einsicht in das Wesen der Erscheinungen selbst verwechselt. In diesem Sinne „natürlich“, auf das Individuum bezogen, ist auch der Lustmord, sind alle Laster und Verbrechen, denn sie sind ursächlich bestimmt durch Vererbung und äußere Umstände.

Das andere Mal bedeutet „natürlich“ die Eigenschaft des in sich und durch sich selbst bestehenden Gesetzes der Evolution im idealistischen Sinne, jenes Gesetzes, das in seiner nur innerlichen Gebundenheit zugleich ein Symbol der vollkommenen Freiheit ist; wohl vermögen die freiheitlichsten menschlichen Tätigkeiten, die Kunst und das Spiel, eine verdunkelte Anschauung von ihm zu geben. Gesetzlosigkeit ist nicht Freiheit, sondern Chaos. Im materialistischen Sinn: die Eigenschaft des Gesetzes, das bei der Differenzierung ohnweilt, wobei ganz dahingestellt bleiben mag, ob das Gesetz, gemäß einer angenommenen Tendenz, das Primäre ist, oder es aus der Naturtatsache der Differenzierung, auch was seine Gültigkeit anbetrifft, abzuleiten ist. In diesem Sinne ist nur das „natürlich“, was der Arbeitsmethode der Natur beim Hervorbringen ihrer Schöpfungen entspricht, also jenem abstrahierten, rein konstruktiven Prozeß ohne das Trägheitsmoment, dem Prozeß, aus welchem umgekehrt das als eigentliche Resultat Erkante sich unmittelbar ableitet.

Nun ist die große Tat der Naturwissenschaftler, besonders der Mediziner,^{*)} die sich mit dem Uranismus befaßt haben, daß sie den unumstößlichen Beweis erbrachten, die homosexuelle Veranlagung ist in dem zweiten Sinne „natürlich“, und sie folgt mit Notwendigkeit aus der Arbeitsmethode der Natur. Nachdem die Indier, und um nur einige bekannte Namen anzuführen, Aristoteles, Giordano Bruno, Leibniz, Goethe, sich intuitiv zur Entwicklungslehre bekannt hatten,

*) Magnus Hirschfelds Zwischenstufen-System.

ging Darwin zur wissenschaftlichen Beweisführung über und brachte sie in ein System. Der Evolutionismus, wenn auch nicht strikt im Darwinschen Sinne, ist seit langem so fest begründet, daß selbst die Jesuiten nach eingehender Prüfung sich mit ihm abfinden mußten und die katholische Kirche die Schöpfungsgeschichte durch symbolische Auslegung in Übereinstimmung mit ihm zu bringen gesucht hat. „Alles fließt“ nach Heraklits Wort. Feine Fäden, die es nur aufzudecken gilt, verbinden in unendlich variierten Uebergängen die Arten, die Geschlechter und die Wesen, alle Kreatur zu einem harmonischen Ganzen, zu einer lebendigen Wesenheit, zu einem einzigen Kunstwerk von unsagbarer Vollendung. Der Beweis für die Geschlechtsübergänge, die theoretisch von Anfang an gegeben waren, ist nicht zuletzt erbracht worden; auf anderen Gebieten erhärten noch täglich neue Entdeckungen diese einsilge Vision der größten Oemien.

Die Vertreter der materialistischen Weltauffassung vermögen konsequenterweise aus der Uebergangalehre nicht auf die Bedeutung des Uranismus in der Gesellschaft zu schließen, obgleich in ihrer „Naturtatsache“ „Natur“ ebenfalls im Sinne der allgemeinen Arbeitsmethode gebraucht ist. Da sie einen „Sinn“ in der Natur nicht anerkennen, können sie auch nicht mit Notwendigkeit von dem Naturprinzip auf dessen „Sinn“ in der Gesellschaft schließen, die sich ja von Zwecken, also vernunftgemäß bestimmen läßt. Sie erheben nur Anspruch auf Duldung, insofern als die Gesellschaft, wenn sie wahr und gesund sein will, mit der aprioristischen Natur als Bedingung zu rechnen hat. Die idealistische Weltauffassung aber, die in dem Gesetz den rationalen, unbedingten Ausdruck des „Sinnes“ der Welt erblickt, der das Leben in der Gesamtheit umfaßt und zu seinem Ziele führt, muß auch dem Uranismus, sobald sein Wesen als schaffendes Prinzip in der Natur feststeht, einen entsprechenden Sinn in der Gesellschaft zuerkennen.

Mit aller theoretischen Einsicht jedoch in das wahre Wesen des Uranismus ist für die praktische Lösung der uranischen Frage erst herzlich wenig geschehen. Freilich muß der Geist der Weltentwicklung, der höchste Vernunft ist, den Weg gehen, den der menschliche Geist durch rechte Erkenntnis die Fähigkeit hat, im voraus zu wissen. Aber der bündige Entschluß des Menschen, den Widerstand bekämpfend, der unverbrüchlich gesunden Erkenntnis gemäß zu handeln und an dem Eintritt der höheren Entfaltungsphase mitzuarbeiten, vernagt der Menschheit, also auch dem Individuum, Leiden über Leiden zu ersparen und qualvolle, vergebliche Wege, die sie nur zum Ausgangspunkt zurückführen. Die Irrfahrt kann Jahrhunderte dauern, während der innere Mensch bereits die rechte Erkenntnis birgt, aber sich nicht entschließen kann, ihr im Leben Gestalt zu geben. Dessen mögen die Gesetzgeber und Lenker des Staates im allgemeinen eingedenk sein und, in bezug auf den Uranismus, die Uranier.

Mit der Einsicht in die naturnotwendige Bedeutung des Uranismus im gesellschaftlichen Leben hängt organisch die Frage nach der Art und Natur dieser Bedeutung zusammen. Bedeutung und Art

entfallen sich auch auf anderem Wege, nämlich der Beobachtung und Erfahrung, dem forschenden, vorurteilslosen Blick. Im Lichte des vorigen Hefes wurde aufmerksam gemacht auf die Erscheinung, daß ein starkes Kontingent der Genies und Pfadwaiser der Menschheit Uranier waren, andere asexuell schienen oder eine minderwertige Nachkommenschaft erzeugten. Zurückgeführt wurde diese Tatsache auf die rastlose Vereinigung männlicher und weiblicher Elemente, der beiden Kräfte des Universum, zu einem einzigen Guß, es erfolge Selbstbefruchtung auf Kosten der Fortpflanzungskraft, und Konzeption in der solchem Menschen offenbaren Vision des Allsinn, er sei Schöpfer eben durch jene in ihm vereinigten Mächte, dem Männlichen und dem Weiblichen, durch die er das Weltgewebe, in dem sich beide als wie Fäden eng verschlingen, abgemessen und im Gleichgewicht wie bei ihm selbst, zu durchdringen vermag. Die Natur bedarf solcher Individuen auf ihrem Wege der sinnvollen Entfaltung. Aber damit ist der Sinn des Uranismus in der menschlichen Gemeinschaft nicht erschöpft. Es ist das große Wunder in der Natur, daß nicht nur das Endziel ihr Ziel ist, sondern jeder Schritt auf ihrem Wege zu ihm. Die Beobachtung zeigt, daß das Uranierium bei vielen Völkern öffentlich einen fruchtbaren Faktor ihres sozialen Lebens dargestellt hat oder noch darstellt. In den ungezählten Variationen des Mischungsverhältnisses zwischen den emotionalen Kräften und den Verstandeskräften eignet der Uranier sich vorzüglich für bestimmte gesellschaftliche Funktionen, die er, in seiner geschlechtlichen Veranlagung ungekannt, auch stets in der Gesellschaft ausgeübt hat. Er ist dadurch sogar ein bedeutender Kulturfaktor in allen Zeiten gewesen. Vorzüglich scheinen ihm, je nach seiner Art, die Berufe des Lehrers, Soldaten, Geistlichen, Künstlers, Kunstgewerblers, Schauspielers und alle Betätigungen in der sozialen Fürsorge zu liegen, wie gegensätzlich diese Berufe in ihrer Gegenüberstellung auch erscheinen mögen. Welchen Nutzen aber könnte erst die Gesellschaft aus dem Uranierium ernten, wenn der Einzelne nicht durch die harten, einseitigen Normen der Anschauung an der Entfaltung seiner vollen Kraft behindert wäre. In tausend Fällen darf der Uranier im öffentlichen Leben bei ebensoviel Kleinigkeiten nicht zeigen, wie er denkt und was er fühlt, wieviel weniger in den wichtigeren Lebensfragen. Zeigt er sich, wie er ist, auch in objektiv wertvollerer Art, droht ihm das Odium der Unmännlichkeit bezugweise der Unweiblichkeit, oft direkt der „schaubaren“ Homosexualität. Er wird so systematisch von der Gesellschaft zum Heuchler und Lügner erzogen, seine ursprünglichen Kräfte müssen dabei zum Schaden der Allgemeinheit verkümmern.

Im wesentlichen handelt es sich also unbedingt, wie das Leben selbst zeigt, um eine äußerst variierte, aber doch in ganz bestimmten Grenzen sich entrollende Wesensart, die genau definierbare Haupttypen aufweist.

Dem Uranismus als Emanzipationsbewegung haftet der große Nachteil an, daß seine gesellschaftliche Anerkennung nur graduell er-

langt werden kann durch die Wechselwirkung aus dem offenen Heraustrreten von Uranieren einerseits, die alle Konsequenzen der Öffentlichkeit auf sich nehmen, ihr wahres Wesen ohne Uebertreibung frei entfalten und sich dabei in ihrer Lebensführung und ihrem gesellschaftlichen Wirken sittlichen Prinzipien unterordnen, und der anwachsenden Kenntnis andererseits des wahren uranischen Wesens bei der Gesellschaft, ähnlich wie Zahnräder bei steigender Bewegung oder wie die Geste den Affekt verstärkt und der Affekt wiederum die Geste. Gerade diese unselige Erscheinung bringt es mit sich, daß die Gesellschaft, die den Uranier moralisch vernichtet, ihrerseits von ihm durch eben diesen Zustand, zu dem sie ihn herabwürdigt, auch untergraben wird, bisher ein Dauerunheil, denn bei solchen schwierigen Umständen ist es noch nicht zu erreichen gewesen, die eigentliche Aktion, die Politik des Herausretens, die sich von selbst weiterspinnen würde, überhaupt einzuleiten. Die Räder der Maschine ächzten schon öfter, doch blieben sie, trotz wiederholten Antriebs, aus Mangel an zufließender Kraft, immer wieder stehen.

Möchte doch dieser einzige Weg, der zur Aufnahme in die Gesellschaft führt, von sittlich starken Persönlichkeiten häufiger beschritten werden als bisher. Allerdings ist zuzugeben, daß viele durch die Verhältnisse sich in der Unmöglichkeit befinden, hervorzutreten. Diese mögen aus eigener Entschlebung folgen, sobald die öffentliche Meinung den Besserungsgrad angenommen hat, der ihrer Situation entspricht.

René Stelter

Krankenpfleger und Pflegling

Eine Riesenschlange glitt über den Schienenweg dahin. Auf jeder Rückenschuppe ihres schwarzen Leibes leuchtete ein rotes, weißgerahmtes Kreuz. Langsam kroch sie nach Westen gegen die stählerne Mauer. — Ein Lazarettzug, der aus der Heimat kam.

Aerzte, Schwestern, Pfleger standen oder saßen zumeist auf der Plattform der Wagen und plauderten miteinander.

Er aber stand allein vorn auf seinem Wagen und blickte träumerisch in die Ferne. Er hatte, nicht für den Waffendienst tauglich, sich damit begnügen müssen, als Krankenpfleger hinauszuziehen. Hier hatte er zwar oftmals schwere, aber doch nur einfache, niedrige Dienste zu tun! Warum er nicht Mediziner geworden! Was hätte er im Kriege leisten können! Aber als Mathematiker hatte er hier nirgends Wert. Er hätte sich nicht gescheut, im dichtesten Feuer die gewagtesten Hilfeleistungen vorzunehmen oder in einem Typhus- oder Choleralazarett zu wirken und nach neuen Bekämpfungsmitteln gegen die Seuchen zu forschen.

Er seufzte leise. Er war unzufrieden und einsam. Ja, erschreckend einsam! Und seine Kameraden, was hatten die mit ihm gemein? Das waren alles die harmlosen Wesen, ohne alle Probleme, die nichts lieber taten, als ihr schales Vergnügen suchen, denen jede Innerlichkeit fehlte. Nur der eine war anders, der Amtsrichter, aber

eine tiefe geistige Kluff trömte sie auch. Er horchte einen Augenblick auf das dumpfe Rollen der Räder, das Stoßen der Schienen, dann sah er nach Westen, wo die Sonne purpurn unterging. Nicht allzuweit waren sie mehr von der Front, kaum 10 km. Wahrscheinlich kämen sie diesmal weit vor.

Er trat in seinen Wagen zurück, zog den Vorhang, der das Innere in zwei Hälften teilte, zu und ließ sich in den Liegestuhl nieder. Er entnahm dem Tisch ein Buch, Nietzsches Zarathustra, und schlug das Kapitel „Mittags“ auf. Lange war es her, daß er zum letzten Mal diesen Mittag gefeiert hatte. In einem stillen Alpenstal, einige Wochen vor Kriegsbeginn.

Seine Gedanken wanderten durch ferne Zeiten, ferne Wellen, bis ins Reich der funkelnden Sterne. Wieder trat er auf die Plattform, und suchte am Himmel seine alten Freunde auf. Erst gegen Mitternacht legte er sich zur Ruhe.

Als er morgens erwachte, stand der Zug dicht hinter der Front, in einem Einschnitt vor der Sicht des Feindes gedeckt. Kanonen donnerten bedenklich nah. Er stieg die Böschung hinauf und sah dort in wenigen Kilometern Entfernung die Mündungsfeuer ausblitzen. Oben kreiste ein Flugzeug, und weiße Schrapnellwölkechen umgaben es, aber kein Gescholl traf. Es kehrte hinter die feindlichen Linien zurück. Er ging in seinen Wagen und frühstückte, da erküste auch bald das erste Zischen. Ein Auto mit dem roten Kreuze kam, und gleich einige hinterher. Jetzt traten auf ein Signal alle Pfleger an und halfen die Kranken in die Wagen einladen und auf die Lagerstätten bequem unterbringen. Er führte diese Arbeit stets gewissenhaft aus und alles andere versank dann für ihn. Er bemerkte kaum, in welchem Wagen er sich bei der Arbeit befand, und wie alles fertig war, und der Zug sich in Bewegung setzen konnte, erinnerte er sich nur, daß er irgendwo ein paar leuchtende blaue Augen gesehen habe. Als er in seinen Wagen zurückkehrte, sah er diese Augen wieder.

Da liegt vor ihm ein junger Kriegsfreiwilliger, fast noch ein Knabe, mit einem dicken Kopfverband und blickt ihn traurig fragend an. Er tritt auf ihn zu, forscht liebevoll, ob er etwas begehrt, aber er bekommt als Antwort nur ein paar unverständliche Laute. Einen Augenblick betrachtet er ihn aufmerksam, ohne zu sprechen: Hirnschuß, Sprachlähmung — jetzt weiß er es.

Der Knabe möchte ihm etwas sagen. Er umfaßt den rechten Arm mit der linken Hand und hebt ihn hoch. Die Hand hängt schlaff herab: Rechtsseitige Lähmung! Aber der Gesichtsausdruck, das Bewußtsein sind ungestört, sollte man da nicht hoffen, daß die Verwundung heile. Das sind seine Gedanken, und er spricht dem Knaben zu, legt ihn zurecht und fragt ihn, ob er nun gut liege, und streicht ihm mit der Hand leise über die Wangen. Der Knabe nickt und lächelt wehmütig.

Dann tritt er in die andere Hälfte des Wagens, wo noch vier Kranke liegen; drei der acht Plätze sind noch frei. Die vier sind

leichter verwundet und bedürfen nicht so sehr der Hilfe. Die Lokomotive pfeift, die Räder beginnen zu rollen. An einer der nächsten Stationen werden wieder Verwundete gebracht, aber nicht zu ihm in den Wagen. Hier wird der Zug geteilt, die Hälfte, bei der sein Wagen sich befindet, fährt nach einer rückwärtigen Station, wo der Abend abgewartet wird, bis der andere Teil, der nach einem nördlicheren Punkt der Front fährt, zurückkommt.

Er war die meiste Zeit bei dem Knaben und unterhielt sich mit ihm, erzählte manches Ermunternde und fragte ihn einiges, worauf er durch Kopfschütteln oder Schütteln oder durch einfaches Ja und Nein Antwort bekommen konnte, und er gab ihm Keks und Schokolade, die er für besondere Zwecke aufbewahrt hatte. Oftmals mußte er ihn zurechtlegen, damit die gelähmte Seite nicht schmerze, oder er herunterlöse, und, wenn er den schönen Körper nackt vor sich liegen sah, erstaunte er wohl, wie ein Krieger, der Monate im Schützengraben gelegen hatte, ohne sich pflegen zu können, noch eine so feine, zarte Haut haben konnte. Auch in dem Gesicht hatten die Härten und Gräuel des Krieges keine Spuren hinterlassen.

Er fragte den Knaben, wo seine Eltern wohnten; da holte dieser unter viel Mühe mit der linken, gesunden Hand sein Soldbuch hervor, rieb es hin und düsterte etwas, dessen Sinn er nach kurzem Ueberlegen verstand. Er nahm eine Feldpostkarte und schrieb an die Eltern, daß ihr Sohn verwundet auf dem Weg nach der Heimat sei, wo er in ein gutes Lazarett komme und bald genesen werde. Wohin, das wußten sie noch nicht genau.

Der Knabe wollte es lesen und er gab ihm die Karte — es stand nichts von der Schwere der Verwundung und seinem Zustand darin — und so hatte der junge Krieger es gewünscht. Er streckte seinem Pfleger, wie zum Danke, die Hand entgegen; dieser nahm sie zärtlich in die seine. Da zog der Jungling ihn ganz nahe zu sich heran und bewegte die Lippen, als ob er etwas sagen wollte. Aber er brachte keinen Laut hervor. Der andere strich ihm sanft über die Wangen und flüsterte „Mein Liebling“ und nach einiger Zeit fügte er hinzu: „Fürchte nichts, mein Liebling, nach gar nicht langer Zeit bist Du wieder ganz gesund.“ Und der Knabe lächelte zuversichtlich und glaubte ihm — und er selbst glaubte es auch, als er den Jungen so lächeln sah.

Beim Mittag- und Abendessen versorgte er zuerst die andern, dann setzte er sich auf den Betrand zu seinem Schützling und fütterte ihn wie eine Mutter ihr Kind, und er betrachtete dabei mit Wohlgefallen das fein geschnittene Gesicht und die hellen Augen.

Als es dunkel wurde, zog er den Vorhang zwischen beiden Abteilen zu. Nun war auf der einen Seite der Schwerkranken allein, auf der anderen die vier Leichtverwundeten. Die abgetrennten Wagen kamen von ihrer Fahrt zurück, der Zug wurde zusammengesetzt und fuhr weiter der Heimat zu.

Das Innere des Wagens war bei dem schwachen Licht der abgeblendeten Lampe fast magisch beleuchtet, und das eintönige Rollen

der Räder über die Schienen mußte auf die übermüdeten Verwundeten eine einschläfernde Wirkung ausüben. Er hatte natürlich die ganze Nacht zu wachen. Leise schritt er durch den Wagen, die vier am einen Ende schliefen bereits. Er sah nach dem Knaben, dessen Augen auf ihn gerichtet waren, der nicht schlafen konnte. Das Blut pochte in der Wunde am Kopf. Die Nerven zitterten. Der Pfleger trat heran, sprach leise zu ihm und gab ihm noch einige Sößigkeiten, auch ein Schlafmittel, das er vom Arzt verlangt hatte. Der Kranke wollte ihm etwas sagen; vier, fünfmal wiederholte er es, aber es war nicht zu verstehen, und der Hüter strich ihm sanft über die Wangen. Da streckte der Knabe wieder die Hand aus, legte sie dem Pfleger um den Hals, als wolle er ihn an sich ziehen, um es ihm ins Ohr zu sagen, aber seine Lippen blieben unbewegt und sein Körper erhebe leise. Der andere aber, ohne zu wissen, wie er dazu kam, küßte plötzlich den Knaben sanft auf den Mund. Da wurde er ruhiger und war nicht lange darauf eingeschlafen. Er schlief unruhig, wälzte sich oft hin und her, und gegen Mitternacht fing er laut an zu stöhnen. Der Pfleger bemerkte einen großen roten Fleck unter dem Kopfe. Die Wunde hatte zu bluten angefangen. Schnell wurde der Arzt geholt, sie lösten den Verband und er sah dabei in das verletzte Gehirn. Die Wunde sah dem Kundigen nicht hoffnungslos aus, immerhin nicht ungefährlich. Man legte einen neuen Verband auf, und er bettete seinen bewußtlos gewordenen Liebling wieder zurecht.

Jetzt schlief der Knabe ruhig und fest, der neue Verband hielt kein Blut mehr durchsickern. Er betrachtete den Schlafenden lange. Wie ein Engel lag er da, ein Lächeln ruhte auf den Zügen. Tränen trafen dem Pfleger in die Augen. Er gehörte zu denen, die das Befehl verlernt hatten — wozu auch sollte er heißen! Alles deutete ihm notwendiges und unerbittliches Naturgeschehen. Was er aber in diesen Minuten dachte, inbrünstig in Gedanken wiederholte, war nicht viel anderes, als das Gebot eines Gläubigen: daß dieses Menschenleben der Erde erhalten bleibe.

Der Zug hielt wieder, es war der Orenzi zwischen Frankreich und Belgien. Er trat auf die Plattform, kalter Wind rüttelte ihn aus seinen Träumereien. Ein paar vorübergehende Bahnbeamte waren alles, was er bemerkte, seine Kameraden blieben in den wartenden Wagen. Oben blickten einige Sterne durch die Wolken. Da ertönte das Geräusch eines schweren Lastautos, das näher kam. Auf dem Fahrersitz sah er eine vermomnte Gestalt, und es schien ihm plötzlich, als blicke er, anstatt in ein menschliches Anfsitz, in die Fratze eines Totenschädels, und als sei die Hand am Stuederrad knöchern und ohne Fleisch. Ihm schauerte, er starrte dem Gefährt nach, bis es im Dunkel verschwand. Es war eine Täuschung, er wußte es, aber unvermittelt, wie ihm diese Vorstellung gekommen, schien sie ihm eine schlimme Vorbedeutung. Er trat hinein und sah nach dem Schlafenden, doch die langsamen, tiefen Atemzüge, das schüchtern sorglos lächelnde Gesicht beruhigten ihn allmählich.

Der Zug fuhr weiter, das eintönige Rollen der Räder entspannte seine Nerven etwas; müde ließ er sich in den Liegestuhl nieder, aber so, daß er seinen Liebling im Auge behielt. Manchmal nickte er für ein paar Minuten ein, und der Rest der Nacht verging schneller. Bei Sonnenaufgang waren sie bereits über die Mitte Belgiens hinaus.

Als der Knabe nach langem Schlaf erwachte, sah er frischer als vorher aus, auch konnte er einige Worte ganz deutlich aussprechen. Wider Erwarten hielt er die Fahrt gut aus, die Blutung trat nicht wieder ein. Sein Beschützer war die meiste Zeit bei ihm, sagte es ihm, als sie über die deutsche Gränze kamen, und der Junge lächelte froh, als er zum ersten Mal seit einem halben Jahr wieder deutsches Land sah. Da gewährte der Pfleger, wie nur die eine Hälfte des Gesichts lächelte, die andere ausdruckslos blieb, und bedenklich zog da seine Stirn Falten. Nur noch wenige Stunden sollte er seinen Liebling behalten, ernste, traurige, und doch glückliche, hoffnungsfrohe Stunden. Er hatte sich fest vorgenommen, den Oceansenden später in seiner Heimat zu besuchen. In der kurzen Zeit ihres Zusammenseins gab er ihm alles, was er ihm geben konnte, und als der Zug sich der kleinen, schöngelegenen Stadt des Rheinlandes näherte, wo sie die Verwundeten abgeben sollten, ruhten seine Lippen auf denen seines Lieblings, und in des Knaben Augen standen Tränen. Als der Freund ihm fest versprach, ihn bei der nächsten Gelegenheit zu besuchen und ihm oft zu schreiben, schien der Knabe glücklich.

Nach gab der Pfleger den Krankenträgern und dem Arzt einige Weisungen, dann trugen sie seinen Liebling fort ins Lazarett.

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, warf er sich in seinen Liegestuhl und vergrub sein Gesicht in beide Hände, und die gewaltige, langverhaltene Nervenspannung löste sich in einem Strom von Tränen. Es waren keine Tränen der Trauer, auch keine der Freude, aber eine starke Hoffnung begleitete sie.

Immer dachte er an seinen Liebling. — Lange bekam er keine Nachricht. Da fuhr der Zug nach einigen Wochen wieder in die gleiche Gegend. Er konnte einen Nachmittag in die kleine Stadt fahren, wo er ihn weggegeben.

Dort erfuhr er, daß sein Liebling tags zuvor begraben worden. Seine Augen blieben trocken, nur seine Miene verdüsterte sich.

Er erkannte sein Schicksal. Stets nahm es ihm, was er liebte, im Augenblick, wo er es zu gewinnen glaubte.

Klaus Ferdinand Bergauer

Die wahren Schmerzen, sagt Balzac, liegen scheinbar tief in dem tiefen Bost, das sie gegraben haben, in dem sie zu schlafen schloßen, in dem sie aber die Seele weiter zerrissen.

Dostojewskij und die Uranischen

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij wird vom Geschichtsschreiber der russischen Literatur Alexander Brückner als die „eigenartigste und bedeutendste oder lieber beunruhigendste Erscheinung der russischen, ja der europäischen Literatur“ hingestellt. Diese hohe Einschätzung steht durchaus nicht vereinzelt da. Stand doch Nietzsche „mit großem Respekt vor dem Künstler Dostojewskij“ und außer Stendhal hat ihm „niemand so viel Vergnügen und Uebersetzung gemacht“. Julius Meier-Graefe bezeichnet Dostojewskij als den größten Impressionisten der zeitgenössischen Literatur. Es ist daher gewiß nicht unlohnend, hier einmal der Frage näherzutreten, ob dieser russische Romandichter auch gleichgeschlechtliches Leben oder was damit zusammenhängt gekannt und wie er es dargestellt habe, zumal eine Anregung zu einer derartigen Studie noch von keiner Seite ausgegangen zu sein scheint.

Am 30. Oktober 1821 geboren, starb Dostojewskij am 28. Januar 1881, also noch nicht voll 60 Jahre alt. Er war Epileptiker und hatte so, trotz vornehmer Abkunft, viel von Widerwärtigkeiten zu leiden, wodurch manche Mängel seines Lebenswerkes leicht verständlich werden. Zwischen 1848 und 1857 trafen ihn die furchtbaren Schicksalsschläge schuldlos. Als politischer Untrübe verdächtig wurde er in die Verließe der Petersburger Festung gesperrt und, im Alter von erst 27 Jahren, nach ordentlichen Verhören und unersetzlicher Einzelhaft zum Tode verurteilt, mußte er vier Jahre Zuchthaus in Sibirien in tödlicher Umgebung von Arrestantenrotten und in Ketten gelegt inmitten schwerster Verbrecher verbüßen. Seine Eindrücke während dieser Schreckensjahre hat Dostojewskij im „Totenhaus“ wohl erheblich milder dargestellt, als sie in Wirklichkeit gewesen sein müssen. Nietzsche, der das „Totenhaus“ in französischer Uebersetzung gelesen, nennt es „eines der menschlichsten Bücher die es gibt“.

In seinen zahlreichen, gern in der Ichform ausgeführten Romanen, von denen „Rodion Raskolnikoff“, „Die Brüder Karamasoff“, „Der Idiot“ und „Die Dämonen“ die vier umfangreichsten und bekanntesten sind, zeichnet Dostojewskij gleich einem genialen Psychopathologen von Fach das Seelenleben seiner fast durchweg des Gleichgewichts entbehrenden, oft stark anomalen Helden und zahlloser Nebenpersonen: Verbrecher aller Art, Irre, Neurastheniker, Perverse, Mystiker, Grübler, Skeptiker, Visionäre, Propheten, Spieler, Entertete, Ausgestoßene, Verlorene. Ihn erfüllt in seinen Erzählungen leidenschaftliche Teilnahme für alle Unterdrückten, Beleidigten, Erniedrigten, Verletzten, mit Füßen Getretenen. Reichtum, Glanz und Pracht zu schildern hat wenig Reiz für ihn; Elend, Jammer, Armut, Laster und Verkommenheit liegen seinem Herzen näher. Unablässig bewältigt er Probleme und hinterläßt Eindrücke von solcher Tiefe, daß sie nie aus der Erinnerung verschwinden können. Solange die Menschheit sich mit Metaphysik befaßt, solange sie Fragen nach

Gut und Böse, nach den Licht-, Schatten- und Nachtseiten menschlichen Gemüts- und Geisteslebens aufwirft, wird auf Dostojewskij zurückgegriffen werden müssen. Er hat da vieles, wenn nicht alles, schon vorweggenommen. Seine Hauptsorge ist es, Achtung vor allem und Liebe zu allem, was Mensch heißt, zu erwecken und auch im völlig Entarteten, im Trunkenbold, im Prostituierten noch will er den Menschen gesehen wissen. Für Nietzsche ist er ein Psycholog, mit dem er „sich versteht“; beim ersten Ausschlagen eines Romans von Dostojewskij fühlte Nietzsche, „wie einem Verwandten begegnet zu sein“.¹⁾

Dostojewskij's Romane atacken voll Erotik, und diese Erotik ist von unvergleichlicher sinnlicher Kraft. Schon dieserhalb würde ganzliches Fehlen des Homoerotischen bei ihm unwahrscheinlich sein. Seine älteste und einzig geliebte sehr ausführliche Schilderung gleichgeschlechtlichen Liebeslebens entstammt dem Jahre 1848 in dem Roman „Njelotschka Neswanowa“, der leider Bruchstück blieb, weil der Dichter während der Arbeit verhaftet wurde. Hierin schildert er mit bewundernswürdiger Einfühlungsfähigkeit die wechselseitige glühende und innige Liebe von zwei gleichaltrigen Mädchen, die fast noch Kinder sind; der Leser erfährt jedoch nicht, ob diese Liebe bei beiden Mädchen als eingetragene und bleibende Naturanlage gedacht oder, in einem Falle wenigstens, nur als propädeutische und vorübergehende Episode, also als Undifferenziertheit, aufgefaßt ist; einzig für die Heldin scheint ersteres so gut als gewiß. Was sich bei Dostojewskij sonst an Homoerotischem findet, beschränkt sich auf einfache Hinweise und bloße Andeutungen, wobei bemerkenswert bleibt, daß er die passendsten Gelegenheiten zur Schilderung homogamer Beziehungen sich zynonkos dann entgehen läßt, wenn es sich um mann-männliche Verknüpfung handelt, die ihm offenbar gar nicht liegt, so daß der Schluß gestaltet ist, Dostojewskij selbst möchte rein heterogam veranlagt gewesen und der Androgamie verständnislos gegenüber gestanden sein. Für unsere Studie kommt nach chronologischer Ordnung der Romane noch in Betracht: „Das Gul Stepan-itschkowa“ 1859, „Das Totenhaus“ 1862, „Rodion Raskolnikoff“ 1866 und „Die Dämonen“ 1871.

Allen folgenden Ausführungen liegt die deutsche Ausgabe der sämtlichen Werke Dostojewskijs zu Grunde, welche Moeller van den Bruck bei R. Piper & Co. in München und Leipzig unter Mitarbeit von Dmitri Mereschkowski, Michael Feofanoff, E. K. Bahsin und anderen seit 1908 herausgibt, von der bis heute 22, nicht nach der Entstehungszeit der Romane geordnete Bände herausgekommen sind. Ihre Reihe beginnt mit „Rodion Raskolnikoff“ (Band I und II) und schließt mit „Njelotschka Neswanowa“ (Band XXII).

¹⁾ Im vorausgehenden Absatz bediente ich mich ohne Scheu hier und wieder der Ausdrücke, bisweilen ganzer Wendungen Brückners, besonders überall dann, wenn ich beziehendere nicht zu finden vermochte.
F. K. H.

Njetotschka (Annjeta) Neswanowa verliert im Alter von 2 Jahren ihren Vater. Die Mutter, als ehemalige Gouvernante vorzüglich gebildet, beirätet aus Liebe zum Manne und aus Enthusiasmus für seine Kunst den Geigenpieler Jëgor Petrowitsch Jëfimoff, dem ihre ersparten 1000 Rubel es angetan haben. Sein ganzes Leben aber ist ein verzweifelter fieberhafter Kampf eines krankhaft angespannten Willens mit innerer Kraftlosigkeit. Es steckt Blut und etwas Elementares in ihm, aber kein Muß und keine Ausdauer bei zu viel Ungeduld und Eigenliebe. So ist er trotz aller Begabung ein Verlorener. Sein armes Weib dient ihm als äußerer Vorwand für sein Unglück und seine Mißerfolge. Die Erparnisse sind bald verbraucht; Jëfimoff verschließt seine Geige und ergibt sich dem Trunk. Was unter solchen Umständen früher oder später eintreten muß, ereignet sich, als Njetotschka im elften Lebensjahre steht. Das letztmalige öffentliche Auftreten des Violinvirtuosen von europäischem Rufe S—z in Petersburg wird angekündigt. Auf Jëfimoff, der glaubt, daß es nur ein einziges Genie auf der Welt gäbe und daß eben er dieser einzige Künstler sei, wirkt schon diese Anzeige wie eine Erschütterung. Nach dem Konzert, das ihn erst das echte Genie kennen lehrte, erdrückt und halb wahnsinnig, findet er in seiner arbeitsigen Dachstube seine durch Sorgen und Aufregung völlig erschöpfte Frau tot im Bett und ist nun des letzten Haltes verlustig. Im Beisein seines Stieftöchterchens greift er noch einmal zur Geige, um in erschütternden, verzweifelnden, erlösunglos qualvollen Tönen sein ganzes hoffnungsloses Sehnen und schluchzendes Weh sich vom zerquälten Herzen zu spielen und nach dem furchtbaren Finale nimmt der Wahnsinn von ihm vollkommen Besitz. Vom ratlosen Kinde getrieben zieht er mit diesem die trostlose Stätte des Jammers und irrt durch die Straßen der Stadt. Auch das Kind, das ihn als seinen Vater liebte, und auf das er immer starken Einfluß übte, ist ihm nun zur Last. Es bricht, da es dem Fliehenden nicht folgen kann, auf der Straße am Portal eines fürstlichen Hauses zusammen. Jëfimoff wird irgendwo außerhalb der Stadt angehalten, wehrt sich in einem Anfall von Tobsucht wie rasend und wird in die Trennabteilung eines Hospitals geschafft, wo er nach zwei Tagen stirbt. Njetotschka ist vom Herrn des Hauses, vor dem sie zusammengebrochen, dem Fürsten H., gefunden und von der Fürstin in Pflege genommen.

Die nach schwerem Krankenlager langsam genesende Njetotschka bittet der edle Fürst, nicht zu verzweifeln; bald solle sie eine Freundin erhalten, ein kleines Mädchen wie sie selbst, sein Töchterchen Katjā, das zur Zeit noch in Moskau weile. Aber bevor Katjā einrückt, erlebt Njetotschka noch das Spiel des Violinvirtuosen S—z im fürstlichen Palais, wobei sie ihren Stiefvater zu hören glaubt; belehrt, daß nicht dieser spiele, sondern der, den sie für den Mörder ihres Stiefvaters ansieht, verfällt sie von neuem in Krankheit.

Als Njetotschka wieder zum Bewußtsein erwacht, erblickt sie vor sich das Antlitz eines Kindes, eines Mädchens von ungefähr ihrem eigenen Alter, und unwillkürlich streckt sie ihm die Hände entgegen. Schon der erste Blick auf diese Altersgenossin erfüllt ihre Seele wie mit einem Glücksgefühl, wie mit einer süßen Vorahnung. „Es war ein ideal schönes Gesichtchen, eine geradezu ergreifende, eine strahlende Schönheit — von jener Schönheit, vor der man plötzlich stehen bleibt, wie durchbohrt in süßer Verwirrung, wie erschrocken vor Entzücken, und der man dankbar ist allein schon für ihr Vorhandensein, und daß sie uns begegnet ist“. Es ist die Tochter des Fürsten, Katjä, die während Njetotschkas Krankheit aus Moskau Heimgekehrte. Sie lächelt Njetotschka zu, als sie deren unwillkürliche Bewegung gewahrt, und Njetotschkas geschwächte Nerven erheben bei diesem Lächeln in süßem Entzücken.

Jeden Morgen kommt Katjä an Njetotschkas Bett, immer mit einem Lächeln oder gar Lachen, das nicht von ihren Lippen weicht. Auf ihr Erscheinen wartet Njetotschka wie auf ein Glück. Sie hätte Katjä so gern geküßt! Aber das mutwillige Prinzesschen kommt immer nur auf kurze Zeit, es kann fast überhaupt nicht stillsitzen. Ewige Unruhe, laufen, springen, lachen und toben, daß es im ganzen Hause gehört wird — das ist für Katjä einfach Lebensbedingung. Deshalb erklärt sie der Kranken auch gleich am ersten Tage, daß es sie furchtbar langweile, bei ihr zu sitzen: sie werde daher nur sehr selten zu ihr kommen und auch das nur deshalb, weil sie ihr leid tue — da ginge es denn nicht anders, denn gar nicht kommen, das ginge doch auch nicht. Aber wenn Njetotschka gesund sein würde, dann sollten sie sehr gut mit einander auskommen. Es ist denn auch jeden Morgen Katjas erstes Wort: „Nun, bist du jetzt gesund?“

Da Njetotschka aber immer noch mager und bleich ist und das Lächeln sich nur schüchtern, mit zaghafter Angst gepaart, in ihrem traurigen Gesicht hervorwagt, so runzelt das Prinzesschen die Stirn, schüttelt mißbilligend das Köpfchen und sein kleiner Fuß stampft oft ungeduldig auf. „Aber ich sagie Dir doch gestern, daß du heute gesund sein sollst! Was? Man gibt dir wohl nichts zu essen?“ — „Ja, wenig,“, antwortet schüchtern Njetotschka, denn sie fürchtet sich schon vor Katjä. Sie hat nur den einen Wunsch: der Prinzessling zu gefallen, und deshalb fürchtet sie für jedes Wort, für jede Bewegung. Katjas Kommen entzückt sie mit jedem Tage mehr. Solange die Prinzessling bei ihr sitzt, läßt sie sie nicht aus den Augen, und wenn sie fortgegangen, sieht sie immer noch dorthin, wo Katjä zuletzt gestanden oder gegessen hat. Ja, in der Nacht sieht sie Katjä sogar schon in ihren Träumen. Im Wachen aber, wenn Katjä nicht bei ihr ist, ersinnt sie ganze Gespräche mit ihr, ist ihr Freund, toll, spielt und weint mit ihr, wenn sie gescholten wird oder für irgendeine besondere Tollheit bestraft werden soll. Sie denkt unablässig an Katjä, sieht sie im Traum und träumt von ihr, als sei sie in Katjä verliebt. Sie will um jeden Preis bald gesund werden

und schnell zuzelnmen, wie Katja es wünscht. Wenn Katja zuweilen morgens in ihr Zimmer gestürzt kommt und Njetotschka dann wieder ihre ungeduldige Frage: „Bist du noch nicht gesund? Ach Gott, immer noch bist du so mager!“ hört, wird sie ängstlich, als wäre dies ihre Schuld. Es kann aber auch schwerlich etwas Ernsteres geben, als die Verwunderung Katjas darüber, daß Njetotschka nicht binnen 24 Stunden gesundet, worüber Katja sich bereits allen Ernsts zu ärgern anfängt. „Nur dann — willst du, ich bringe dir heute eine Pastete?“ sagt Katja einmal zu Njetotschka, „iß sie, davon wirst du bald wieder dick.“ — „Bring,“ sagt Njetotschka, froh darüber, daß sie Katja nochmals zu sehen bekommt.

Nach der Erkundigung, ob Njetotschka schon gesund sei, setzt sich das Prinzeßchen gewöhnlich ihr gegenüber und beginnt mit ihren dunklen Augen sie ernsthaft zu betrachten. Und auch jedesmal, wenn Katja Njetotschka etwas sagt, oder sie fragt, betrachtet sie sie zuvor von oben bis unten mit der naivsten Verwunderung. Aber ihre Unterhaltung kommt nie so recht in Gang. Njetotschka fürchtet sich vor Katja und deren schroffen Ausfällen, während sie anderswärts fast vergeht vor Verlangen, mit ihr zu sprechen.

Endlich darf Njetotschka das Bett verlassen, obschon sie sich noch immer schwach und kraftlos fühlt. Ihr erster Gedanke ist, sich jetzt nie mehr von Katja zu trennen. An dieser ist etwas, was Njetotschka unwiderstehlich zu ihr hinzieht. Sie kann sich kaum satt sehen an Katja, worüber sich diese sehr zu verwundern scheint. Der Drang zu Katja ist bei Njetotschka so stark und sie gibt sich diesem neuen Gefühl so leidenschaftlich hin, daß es von Katja natürlich nicht unbemerkt bleiben kann, und aufangs erscheint es dieser denn auch unerhört seltsam. Einmal, während eines gemeinsamen Spiels, hält Njetotschka es plötzlich nicht mehr aus und wirt sich Katja an den Hals, um sie zu küssen. Katja befreit sich aus Njetotschkas Umarmung, ergreift ihre Hände — und mit zusammengezogenen Brauen, als wäre sie beleidigt, fragt sie Njetotschka: „Was fällt dir ein? Warum küssest du mich?“ Njetotschka fährt bei dieser schnellen Frage schuldbewußt zusammen und sagt kein Wort. Die Prinzeß zuckt mit ihren kleinen Schultern zum Zeichen ihres Nichtbegreifenkönnens, dann preßt sie überernst ihre kleinen weichen Lippen zusammen, läßt die Spielsachen liegen und setzt sich auf den Diwan, von wo aus sie Njetotschka sehr lange betrachtet — wobei sie anscheinend tief und ernsthaft über etwas nachdenkt, ganz als habe sie da ein schwieriges Problem zu lösen, das plötzlich in ihren Gedanken aufgelaucht. Njetotschka kann sich an diese schroffen Aeußerungen des Charakters Katjas nur langsam gewöhnen. In der ersten Zeit beschuldigt sie nur sich allein, daß sie wirklich viele Eigenheiten haben müsse. Aber wenn das auch zum Teil zutreffen mochte, so quälte sie sich doch in einer gewissen Ungewißheit mit der einen Frage: warum sie mit Katja nicht gleich Freundschaft schließen und ihr ein für allemal gefallen konnte. Ihre Mißerfolge in der Beziehung kränken sie bis zum körperlichen Schmerz und

sie möchte über jedes unbedachte Wort Katjas, über jeden mißtrauischen Blick von ihr weinen. Ihr Leid wächst nicht nur mit jedem Tage, sondern sogar mit jeder Stunde, denn mit Katja geht alles sehr schnell. Schon nach ein paar Tagen merkt Njetotschka, daß Katja sie gar nicht mehr leiden kann, ja daß sie ihr schon verhasst geworden. In der Seele dieses kleinen Mädchens geschieht alles schnell, schroff — manich einer würde sagen brutal, und vielleicht mit Recht, wenn in allen diesen blitzschnellen Veränderungen eines geraden, naiv-offenherzigen Charakters nicht zugleich eine angeborene, eine gewisse vornehme Grazie wäre. Die Entfremdung zwischen den beiden Mädchen beginnt damit, daß zuerst Zweifel in Katja aufsteigen und aus den Zweifeln Verachtung wird, weil Njetotschka kein einziges Spiel zu spielen versteht. Die Prinzessin liebt zu toben, zu laufen, sie ist stark, lebhaft, gewandt, Njetotschka aber gerade das Gegenteil; sie ist noch von der Krankheit her schwach, vorhält sich still und nachdenklich; Kinderspiele machen ihr überhaupt kein Vergnügen. Ihr fehlen mit einem Worte alle Eigenschaften, deren sie bedürft hätte, um Katja zu gefallen. Außerdem kann sie es nicht ertragen, andere mit sich unzufrieden zu sehen; dann wird sie traurig, verliert allen Mut und hat erst recht nicht mehr die Kraft, das Verfehlte wieder gut zu machen und den schlechten Eindruck zu verwischen, — kurz, sie verfällt dem Unglück ganz. Das ist nun etwas, was Katja nicht begreifen kann. Anfangs scheint es sie eher zu verblüffen, sie sieht Njetotschka dann nach ihrer Gewohnheit mit stummer Verwunderung an, nachdem sie sich, um Njetotschka z. B. das Reifenspiel zu lehren, das sie immer noch nicht begreifen will, eine ganze Stunde mit ihr abgemüht hat. Und da Njetotschka gleich traurig wird und Tränen ihr in die Augen treten, wendet sich Katja, nachdem sie über Njetotschka nachgedacht und doch weder durch ihr Denken noch durch Njetotschka selbst einen Aufschluß erhalten, einfach von ihr ab und spielt allein weiter, ohne Njetotschka noch zum Mitspielen aufzufordern, ja sogar ohne überhaupt noch mit ihr zu sprechen — und das nicht nur an diesem einen Tage, sondern gleich ein paar Tage lang. Von diesem Verhalten Katjas ist Njetotschka so betroffen, daß sie Katjas Oeringschätzung kaum ertragen kann. Ihre neue Einsamkeit wird nun fast noch bedrückender als die frühere in der Dachstube, sie beginnt wieder zu trauern und zu grübeln, und wieder bedrücken dunkle Gedanken ihr Herz. Ein neues, ihr unerklärliches Gefühl erregt sie in einer ganz ungewöhnlichen Weise und unter diesem neuen Gefühl leidet sie wie unter einer Pein. Sie glaubt in Katja verliebt zu sein. Das ist Verliebtheit, richtige Verliebtheit, Verliebtheit mit Tränen und Entzücken, leidenschaftliche Verliebtheit! Diese Liebe begann ja schon — so überlegt Njetotschka — mit dem ersten Blick auf Katja, als alle ihre Sinne plötzlich von dieser Schönheit so süß betroffen wurden. Ist doch — so redet sich Njetotschka ein — alles an Katja schön; ist doch keine einzige ihrer schlechten Eigenschaften angeboren, alle sind sie nur angenommen und stehen mit ihrem Instinkt auf Kriegsfuß.

Aus allem muß man die gute Veranlagung ersehen, die nur zeitweilig eine falsche Form annehmen kann, leuchtet doch alles an ihr, angefangen mit jenem inneren Kampf, in froher Zuversicht, verspricht doch alles, in Zukunft Schönheit zu sein. Haben doch alle Menschen an ihr Freude, alle lieben sie, verwöhnen sie. Wenn man Njetotschka und Katja spazieren geführt, waren die Menschen, die ihnen begegneten und Katja erblickten, beinahe betroffen stehen geblieben und nicht selten hatten die Mädchen hinter sich einen Ausruf der Bewunderung gehört. Katja ist zum Glückseligsein geboren — sagt sich Njetotschka — sie muß dazu geboren sein — das ist die erste Empfindung eines jeden, der sie sieht. Vielleicht, meint Njetotschka, habe sich damals, als sie aus tiefem Schlaf erwachend Katja erblickte, zum erstenmal ihr ästhetisches Empfinden geregt, sei ihr Gefühl für das Schöne durch Katjas Schönheit erweckt worden — und das würde wohl die ganze Ursache ihrer Liebe sein.

Aber Njetotschka ist mit ihren Grübeleien noch nicht am Ende. Der größte Fehler der Prinzess, der Grundzug ihres Charakters — sagt sie sich — ist Stolz. Dieser allein ist es, der eine zeitweise Entfremdung zwischen ihnen herbeigeführt. Doch da ihre Liebe zu Katja keine Grenzen kennt, vergeht sie vor Sehnsucht, tausendmal will sie sich ihr an den Hals werfen, aber eine ihr unerklärliche Scheu hält sie regungslos und wie gebannt auf ihrem Platz zurück. Sie erinnert sich, daß sie ein Zusammensein mit Katja absichtlich zu vermeiden gesucht, damit Katja ihre Erregung nicht bemerke; war Katja aber zufällig in das Zimmer getreten, in das Njetotschka sich zurückgezogen hatte, dann war diese zusammengefahren und ihr Herz pochte so stark, daß sie wie von einem Schwindel erfaßt wurde. Sie glaubt, dies alles sei Katja nicht entgangen und ihr scheint, Katja sei, nachdem sie es bemerkt, die nächsten zwei Tage etwas verwirrt gewesen, habe sich dann aber bald damit abgefunden.

So vergeht ein voller Monat, in dem Njetotschka einsam leidet. Ihre Gefühle besitzen eine gewisse unerklärliche Dehnbarkeit, ihre Natur ist bis zur letzten Möglichkeit geduldig, so daß ein plötzlicher Ausbruch der Gefühle bei ihr nur im wirklich äußersten Fall eintritt. Hat doch Katja mit ihr in dieser ganzen Zeit kaum fünf Worte gewechselt. Nach und nach aber wird es Njetotschka infolge gewisser Anzeichen immer klarer, daß Katjas Verhalten zu ihr nicht auf Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit zurückzuführen, sondern nur eine gewollte Fernhaltung ist, ganz als habe sie sich das Wort gegeben, Njetotschka in gewissen Schranken zu halten. Njetotschka aber findet schon Nachts keinen Schlaf mehr und kann über Tag ihre Verwirrung nicht verbergen. Ihre Liebe zu Katja versteigt sich bis zu Seltsamkeiten: so nimmt sie einmal heimlich Katjas Taschentuch, ein andermal deren Haarband an sich und küßt diese Gegenstände nachts unter Tränen. Hatte Katjas Gleichgültigkeit sie anfangs so sehr gekränkt, daß sie sich wirklich verletzt gefühlt, ist hernach alles in ihr verwirrt und sie vermag sich selbst über ihre Empfindungen nicht mehr Rechenschaft zu geben. Neue Eindrücke haben

allmählich die alten verdrängt und die Erinnerung an ihr früheres trauriges Leben verliert mit der Zeit ihre krankhafte Intensität und weicht der neuen Wirklichkeit. Wenn sie in der Nacht erwacht, steht sie bisweilen leise auf und schleicht auf den Fußspitzen zum Bett Katjas. Stundenlang kann sie dann stehen und im milden Licht der Nachtlampe die Schlafende betrachten. Manchmal setzt sie sich sogar auf Katjas Bett, beugt sich über ihr Gesicht und Katjas warmer regelmäßiger Atem berührt sie wie ein traumhaft sanftes Weiten. Leise, bebend vor Unsicherheit, küßt sie dann wohl oft Katjas Händchen, ihre kleinen Schultern, ihre Wangen, auch ihr Fößchen küßt sie, wenn die Decke sich verschoben hat und das Fäßchen hervorlugt. Bald glaubt sie doch unangesehenes, wenn auch heimliches Beobachten zu bemerken, daß Katja von Tag zu Tag mehr nachsinkt und daß ihr Charakter seine frühere gelesigte Gleichmäßigkeit eingebüßt hat; es ereignet sich, daß Katja einen ganzen Tag nicht isst, dann aber wieder einen solchen Lärm vollführt, wie er vordem noch nie gehört worden war; sie wird reizbar, unmaßend, abwechselnd bleich und rot und treibt es mit Njetotschka oft bis zu kleinen Orasamkeiten; bald will sie plötzlich nicht gleichzeitig mit ihr essen und nicht neben ihr sitzen, gleich als löße Njetotschka ihr Abscheu ein; bald geht sie zur Mutter und sitzt bei dieser fast ganze Tage, obschon sie genau weiß, wie sehr die Sehnsucht nach ihr Njetotschka verzehrt; bald wieder setzt sie sich dieser gegenüber und betrachtet sie stundenlang, so daß Njetotschka vor tödlicher Verwirrung nicht weiß, wo sie sich lassen soll, nur immer erröthet und erbleicht und doch das Zimmer nicht zu verlassen wagt. Zweimal beklagt sich Katja bereits über Fieber, während sie früher nie krank gewesen ist. Da erfolgt eines Morgens eine besondere und bedeutungsvolle Wandlung; auf unbedingten Wunsch der Fürstin zieht Katja nach unten zur Mutter, die fast ohnmächtig wird vor Angst, als Katja über Erkältung klagt. Die Fürstin ist sehr unzufrieden mit Njetotschka und schreibt die ganze an Katja von ihr bemerkte Veränderung einem schädlichen Einfluß Njetotschkas zu, deren „düsterer Charakter“ ihr mißfällt. Sie würde die beiden Mädchen schon früher getrennt haben, wenn sie nicht gewußt hätte, damit beim Fürsten auf hartnäckigen Widerstand zu stoßen und hätte es daher für ratsamer gehalten, die Trennung aufzuschieben.

Dieser Umzug Katjas macht Njetotschka so betroffen, daß sie eine ganze Woche in der schrecklichsten Gemüthsverfassung zubringt. Sie quält sich mit ihrer Sehnsucht nach Katja und zerbricht sich den Kopf über der Frage, weshalb sie Katja wohl solchen Abscheu einflöße. Ihre Trauer darob zerrißt ihr die Seele, und Rechtsgefühl und ein bitterer Unwille beginnt sich in ihrem gekränkten Herzen zu erheben. Es entsteht plötzlich in ihr ein gewisser Stolz, und wenn sie vor dem Spaziergang mit Katja zusammentrifft, sieht sie diese so frei, so ernst an, so anders als vordem, daß es Katja offenbar betroffen macht. Tritt dieses veränderte Verhalten Njetotschkas auch nur hin und wieder, wie in sich durchringenden Ausbrüchen,

zutage, tut ihr doch jedesmal das Herz von neuem weh, und der Schmerz wächst und wächst und sie wird noch schwächer, noch kleinmüthiger als sie zuvor gewesen. Da, eines Morgens, zu ihrer größten, sie freudig verwirrenden Ueberraschung, kehrt Katja in das Zimmer nach oben zurück. Den ganzen Vormittag tollt sie umher; nie ist sie lebhafter und ausgelassener gesehen worden. Doch gegen Abend wird sie still, nachdenklich, und wieder breitet eine gewisse Traurigkeit einen Schatten über ihr reizendes Gesichtchen. Als die Fürstin am Abend erscheint, um nachzufragen, wie es Katja gehe, sieht Njetotschka, daß sie sich aus allen Kräften bemühen muß, froh und lustig zu scheinen. Nachher aber, als die beiden Mädchen allein zurückbleiben, bricht Katja plötzlich in Tränen aus. Njetotschka ist bestürzt. Katja fühlt sich beobachtet und verläßt das Zimmer. Njetotschka sieht Anzeichen, daß eine unerwartete Krisis sich in Katja vorbereitet. Die Fürstin berät mit den Aerzten. Nur Njetotschka ahnt den wahren Grund dieser Veränderung. Ihr Herz beginnt vor Hoffnung laut zu pochen. Der Roman der beiden Mädchen nähert sich der entscheidenden Wendung.

Am dritten Tage nach Katjas Rückkehr zu Njetotschka fällt es dieser auf, daß sie sie den ganzen Vormittag mit so guten Augen ansieht und so lange ihre Blicke auf ihr ruhen läßt. . . Ein paar-mal treffen sich beider Blicke und jedesmal erröten beide und schlagen die Augen nieder, als schämten sie sich. Da lacht zuguterletzt Katja auf und geht fort. Als beide für den Spaziergang angekleidet sind, tritt plötzlich Katja an Njetotschka heran und sagt: „Dein Schuhband hat sich gelöst; komm, ich werde es zubinden.“ Njetotschka will sich bücken, um selber die Schleife zu binden, ist er-rötend darüber, daß Katja nun endlich wieder etwas zu ihr spricht; doch Katja kommt ihr zuvor. „Gib her!“ sagt sie in lachender Un-geduld und kniet schnell nieder, zieht Njetotschkas Fuß zu sich her-an und bindet die Schleife von neuem. Njetotschka stockt der Atem; sie weiß nicht, was tun, und empfindet nur eine süße Wonne in ihrer Erschrockenheit. Als die Schleife fertig ist, steht Katja auf und mustert Njetotschka vom Kopf bis zu den Füßen. „Da ist auch das Hülschen bloß,“ sagt sie, mit dem Finger an Njetotschkas Hals lippend. „Nein, laß nur, ich werde es dir schon richtig binden.“ Njetotschka widerspricht nicht. Katja löst die Schleife ihres Hals-schleims und bindet es von neuem nach ihrem Geschmack. „So kann man sich ja einen Husten holen,“ sagt sie mit schelmischem Lächeln und aus ihren dunklen feuchten Augen streift Njetotschka ein spitz-bübischer Blick. Njetotschka aber ist von Sinnen; sie weiß nicht, wie ihr geschieht, noch was in Katja vorgeht. Zum Glück dauert der Spaziergang nicht lange, sonst hätte sie es einfach nicht aus-gehalten und Katja auf der Straße geküßt. Als beide Mädchen aber die Treppe hinaufsteigen, gelingt es Njetotschka, Katja heimlich auf die Schulter zu küssen. Katja bemerkt es, zuckt zusammen, sagt je-doch kein Wort. Am Abend wird sie festlich angekleidet und nach unten geführt. Bei der Fürstin sind Gäste. Doch noch am selben

Abend steht dem Hause eine große Aufregung bevor. Katja bekommt einen Nervenanstoss. . . Man schreibt alles den üblichen Kinderkrankheiten zu, auch dem Alter Katjas, Njetotschka aber denkt darüber ganz anders. Am nächsten Morgen erscheint Katja wieder wie immer, rosig, lustig, von unerschöpflicher Gesundheit, dafür aber mit solchen Launen und Eigenheiten, wie sie noch niemand an ihr beobachtet hat. Einen tollen Streich Katjas nimmt Njetotschka auf sich, wird dafür auf vier Stunden in ein leeres Zimmer eingesperrt und dann vergessen, so daß sie in ihrem unverdienten Gefängnisse nächtigen und auf der harten Diele schlafen muß. Am nächsten Morgen weiß schon das ganze Haus von ihrem Abenteuer. Sogar die Fürstin sagt, man sei zu streng mit Njetotschka verfahren. Den Fürsten aber sieht sie zum erstenmal wirklich aufgebracht. Er kommt sichtlich sehr erregt auf das Zimmer der beiden Mädchen. Katja ist aber sehr zerstreut. Bevor beide nach unten zum Essen gehen, kommt sie auf Njetotschka zu, mit glühenden Gesichtchen, doch lachenden Lippen, bleibt vor ihr stehen, legt sie an den Schultern und sagt schnell, als schäme sie sich: „Was? Hast du gestern lange genug für mich gegessen? Nach der Mahlzeit gehen wir heute in den Saal und spielen.“ Und nach dem Essen, in der Dämmerung, gehen beide Hand in Hand in den großen Saal. Katja ist sehr aufgeregt und atmet schwer. Njetotschka dagegen ist froh und glücklich wie nie zuvor. „Willst du Ball spielen?“ fragt Katja. „Stell dich hierhin!“ Und sie zwingt Njetotschka in eine Saalecke; doch statt nun sich von ihr fortzubehben und den Ball ihr zuzuworfen, bleibt sie drei Schritte vor ihr stehen, sieht sie an, errötet, schlägt die Hände vors Gesicht und wirft sich dann aufs Sofa. Njetotschka macht eine Bewegung zu ihr hin, Katja denkt aber, sie wolle fortgehen. „Geh nicht fort, Njetotschka, bleib bei mir,“ sagt sie schnell, „das wird gleich vergehen.“ Da springt sie auch schon auf und über und über erglühend, mit Tränen in den Augen, wirft sie sich an Njetotschkas Brust. Ihre Wangen sind feucht, ihre Lippen wie Kirschen so rot und die Locken in wirrem Durcheinander. Sie küßt Njetotschka wie von Sinnen. küßt ihr Gesicht, ihre Augen, ihre Lippen, den Hals, die Hände und weint dabei, wie in einem Nervenanstoss; sie schmiegt sich fest an Njetotschka an und beide Mädchen umarmen einander süß und selig wie zwei gute Freunde oder wie ein Liebespaar, das sich nach langer, langer Trennung wieder sieht. Katjas Herz pocht so stark, daß Njetotschka jeden Schlag spürt. Im Nebenzimmer ertönt eine Stimme: Katja wird zur Fürstin gerufen. „Ach, Njetotschka! Nun! Auf Wiedersehen — bis zum Abend! bis zur Nacht! Geh jetzt nach oben und wart auf mich!“ Sie küßt Njetotschka noch ein letztes Mal, leise, unhörbar, fest, und eilt dann dem Ruf der Mutter nach. Njetotschka flüchtet nach oben, sinnlos, trunken, wie erlöst, wirft sich auf den Diwan, preßt das Gesicht ins Kissen und weint vor Entzücken. Ihr Herz schlägt so heftig, als wolle es die Brust sprengen. Sie weiß nicht, wie die Stunden bis zum Abend vergehen. Endlich schlägt es elf und sie

legt sich zu Bett. Katja kehrt erst um zwölf zurück; sie liehelt Njetotschka von fern zu, sagt aber kein Wort. Nach dem Entdecken durch die Dienerin, das ihr nicht schnell genug gehen kann, springt, als beide Mädchen allein sind, Katja im Nu aus dem Bett und eilt zu Njetotschka. Diese empfängt sie mit einem Freudentuschrei. „Komm zu mir, komm in mein Bett!“ sagt Katja schnell und ist selbst schon im Begriffe, Njetotschka aus dem Bett zu heben. Einen Augenblick später liegen beide in Katjas Bett, umschlingen sich fest und schliefen sich aneinander. Katja erstickt Njetotschka fast mit ihren Küssen. „Ich weiß doch, wie du mich geküßt hast, wenn du glaubtest, ich schlief!“ lästert sie, über und über errötend, und Njetotschka weint.

So wird die halbe Nacht verplaudert und alles Vergangene durchgesprochen, geküßt, geweint, gelacht und wieder geküßt, bis die Lippen vom Küssen geschwollen. Am nächsten Morgen erwachen beide zugleich und küssen sich schnell, denn sie hören Schritte, und Njetotschka kann eben noch rechtzeitig in ihr Bett schlüpfen, bevor die Dienerin ins Zimmer tritt. Am Tage fürchten sie, beim Küssen überrascht zu werden, denn sie küssen sich an jedem Tage wenigstens hundertmal. So vergehen der erste und der zweite Tag. Njetotschka fürchtet schon, vor Entzücken zu sterben. Ihr Glücksgefühl ist so mächtig, daß es ihr den Atem raubt. Doch soll ihr Glück nicht von langer Dauer sein. Die Fürstin wird eifersüchtig auf die Liebe ihrer Katja zu Njetotschka und entschließt sich, diesmal gegen den Willen des Fürsten, Katja nach Moskau mitzunehmen, wohin sie auf die Nachricht einer schweren Erkrankung ihres Söhnchens Seascha zu reisen sich gezwungen fühlt. Der gute Fürst gibt den Freundinnen Gelegenheit, sich vor Katjas Abreise noch öfter zu sehen und zu küssen.

Erst nach acht Jahren sollen Katja und Njetotschka sich wiedersehen. Dieses Wiedersehen hat der Dichter indessen nicht mehr geschildert. Njetotschka kommt als Pflegetochter in die Familie der einzigen Tochter der Fürstin aus deren erster Ehe, der Alexandra Michailowna, einer überaus sympathischen Frau. Hier vergißt sie während langer Jahre ihre Katja nicht, eher vertieft sich ihre Liebe noch und nie kommt ihr in den Sinn, daß mit ihr irgend eine Veränderung in dieser Hinsicht vor sich gehen könne. — — —

Ueber Dostojewskis „Njetotschka Neswanowa“ urteilt sein Uebersetzer in Pipers Ausgabe 1912, E. K. Rahain, dieses legengebliebene Manuskript, dieser unausgearbeitete Entwurf sei von einer Größe der psychologischen Anlage und von einer Großartigkeit der künstlerischen Erfassung, die das Werk zu den tiefsten und gewaltigsten Dingen zählen lassen, die wir von Dostojewskij besitzen.

In einem kürzlich erschienenen Werke: „Dostojewski geschildert von seiner Tochter Aimée (Lila) Dostojewski“ (München, Ernst Reinhardt, 1920, 306 Seiten in 8^o) finden sich sehr lehrreiche Hinweise auf einige Personen unseres Romans. Danach ist die Gestalt des Fürsten S. einem russifizierten polnischen Grafen Wjelgorski, die

Fürstin der Gräfin Wjelgorskaja, einer geborenen Fürstin Biron, nachgebildet. Von der kleinen Katja heißt es, sie sei eine richtige kleine Hobeit, verwöhnt und launisch, die einmal ihre Untergebenen terrorisiert, dann wieder mit Gunst überhäuft. Ihre Freundschaft für Njstotschka sei von Anfang an leidenschaftlich, sogar etwas erotisch. Diese Erotik hätten die russischen Kritiker an Dostojewskis Werk streng geurteilt. Und doch hätte Dostojewski vollkommen recht; denn diese armen deutschen Prinzessinnen — die Gräfin Wjelgorskaja war eine Kurländerin —, die niemals eine Liebesheirat machen dürften und immer dem Staatswohl geopfert würden, hätten oft leidenschaftliche und sogar erotische Freundschaft für ein weibliches Wesen gehegt. Diese Krankheit sei bei ihnen erblich und hätte wohl bei ihrem Abkömmling, der kleinen Katja, einem frühreifen Kinde, auftreten können. Die Wjelgorskahäuten Töchter nicht gehabt; die Figur der Katja sei ganz von Dostojewskij geschaffen und von ihm entworfen, nachdem er das gräßliche Ehepaar näher beobachtet hatte. Indem Dostojewskij das Bild der kleinen neurotischen Hobeit gibt, zeige er eine Kenntnis der weiblichen Psyche, die bei einem schüchternen jungen Manne, der sich den Frauen nicht zu nähern wagte, in Erstaunen setze. — Vermutlich sind die meisten Gestalten Dostojewskijs dem Leben abgelauscht. Leider gibt das Werk seiner Tochter keinen Aufschluß über das Urbild der Heldin unseres Romans, der Urinide Njstotschka Neswanowa.

(Schluß folgt)

Nachts

Nacht — und nur der Mond
 Mit klarem Schein
 Kalt leuchtet an die Wand —
 Und alles ruht —
 Nur ich allein
 Lieg wach und träum —
 Mit sinemmal
 Bist du bei mir
 Und schaust mich groß und fragend an —
 Mein Herz das pocht
 Mein Atem fliegt
 So sehnsuchtsvoll —
 Ich fasse dich —
 Doch oitel Trug —
 Du fliehst?!

C. N. Jesper



Der Spiegel

(Farsetzung)

Dunkler Raum. Im Hintergrund nichts als ein großer Spiegel.

Redende Figuren: der Feminine, der Invertierte — der Geliebte, der Liebhaber — der Lebemann — der Helfer — das Weib, der Mann — der Meister.

Von dem Gebirge komm ich her,
Es dampft das Tal, es rauscht das Meer.

Friedrich Hölderlin's „Der Wanderer“

Vor den Spiegel tritt eine jugendlichhafte Gestalt, Gesichtsausdruck sinnend, durchgelagerte, aber weiche Züge, der Blick hart, doch voll

Der Helfer: Ich weiß nicht, von wannen ich komme. Vielleicht wälzte ich mich als Lawine donnernd und sieghaft das Hochgebirge hinunter, vielleicht zuckte ich als Blitz auf über der verdunkelten Erde. Meine Mutter hatte bei meiner Geburt seltsame Gesichte. Sie schaute ein heiliges Buch, in dem stand, daß die Last auf dem Gipfel des Berges ruhen sollte. Dann erblickte sie einen Jüngling, weiß leuchtend wie Schnee, von dem helle Flammen ausgingen, bemüht, ein Gewicht auf dem Abhange des Berges hinaufzuwälzen. Als die Höhe fast erreicht war, rollte die Last zurück, erschlug den Jüngling, und im Anblick zerquetschten Fleisches und sickern den Stutes empfing die Mutter ihr Kind. Ich weiß nicht, von wannen ich komme, ich kenne den Weg nicht, auf dem ich schreite, noch weiß ich, wohin er führt. Aber ein Ruf treibt mich auf, und ich gehe, ich walle: „Segen sollst du breiten über die dürren Gefilde, dein Schauen sollst du sagen von meinem Willen!“ Mein Gott, wie kann aus meiner Verdortheit dein Segen sprudeln, wie kann wolkenloser Himmel deine Gnade verbreiten?

Ich bin kein mächtiger Strom, der dröhnend die Berge hinabstürzt und sich dem Ozean zuwälzt. Ich bin nicht aus dem Marke der Erde geboren, um in den weiten Wassern zu vergehen. Meine

Stimme ist kein sieghaftes Brausen, von dem selbst die Steine Wider-
hingen, ein Windhauch vermag sie zu ersticken. Meine Bahn ist
keine unauslöschliche, weiße Spur, tief dem Boden eingegraben wie
der Weg des Elefanten im verworrenen Dschungel. Mein Pfad ist
eng, voller Wirrsal und Schrecknissen, er führt über ungesegnete
Täler und über rauhe Felswände. Meine Füße sind zerrissen von
den Dornen und meine Knie sind wund von den Felszacken, der
Staub, durch den ich waten muß, klebt schwer an meinen zermar-
terten Füßen, mein Gaumen lechzt nach den weiten Wassern in der
Ferne. Heiße Tränen des Schmerzes und der Verzweiflung ver-
schleiern meinen Blick. Ich kann die Sonne nicht schauen und
wandle in Nacht.

Doch wenn ich todesmatt niedersinke und zu sterben wünsche,
tönt heiliges Rauschen aus der Ferne. Das Meer ruft, Gott ruft. Und
ich weiß wieder, daß es ist und meiner harrt. Mild mahnend rauscht
das Meer und tröstend, dann schwillt sein Ruf an zu wildzornigem
Tosen und Brausen. Es ist, als wenn zischender Gischt mit die-
ser Seele aufpeitscht, ungeheure Wellenberge donnernd über mir her-
niederbrechen und mich unter ihrer wuchtigen Masse begraben.

Chaos ist um mich und die Urmächte wüten in mir. Ich will
vergeben — vergehe —

Dann dringt aus den rasenden Gewalten eine süße, wehklagende
Stimme an mein Ohr, demütiges Lallen, hilfloses Kinderstammeln,
Schluchzen, und die Stimme pocht zitternd an mein verschlossenes
Herz und leht mit den wehen, leisen Lauten sterbender Vögelchen.
Und wie mein Herz zuckt, kämpfend, von Todesbehnstucht durch-
wält, von Mitleid bewegt, sich ihrer erwehrend, ihr lauschend, so
schwillt sie allmählich an zu zartem, bestrickendem Lied.

Sachte entriegelt sich das Tor, sanfte Orgeltöne durchziehen wie
Weihrauch die Seele, lösen die Qual. Und wachsend in der Brust
ersteht mir Gesang im Einklang mit jener Musik. Sie steigt an zum
brausenden Choral, erhebt sich gewaltig zum Himmel, durchdringt
die Erde. Das Chaos löst sich harmonisch und durch den versin-
kenden Wall fließt goldene Sonne.

Aufrecht steh ich im Tal, den Blick zu den blauen Bergen, und
von der Lippe ertönt jubelnd begeistertes Lied.

Ich werfe den Stocken ins Gras, nicht bedarf ich fürder der
Stütze, nackt, mit erhobenem Arm, durchziehe ich singend das Land.

In Tälern wandernd, auf Höhen, streift kaum den Boden mein
Fuß, im flutenden Lichte wall' ich zu des Meeres Brudergesang.

Segnend die Hände breit ich über das dürstende Land, und meine
Gesichte verkünd' ich, jenseits von Pein und Tod.

Mein Weg führt zum Meer, in ihm löst sich alles Sehnen und
alle Bestimmung. Doch weiß ich nicht, ob ich die Kraft habe, es zu
erreichen. Zeiten der Verzweiflung werden mir ihr verzehrendes
Mal wieder aufdrücken. Vielleicht muß ich versinken. Meine Kraft
ist nur schwach und ich wandre allein.

In den Spiegel hinein:

Mein Weggetosse, wo bist du, den ich nicht sehen und lassen will, doch der mit mir schreitet durch Abgründe, über Höhen? Rufe du mir vom Berg, wenn ich im Tale erticke. Und wenn in der Felsenkluft zuckende Olieder erstarren, sing du mir das Totenlied und schreite weiter den Pfad.

Der Spiegel schweigt... Der Heterl verinkt in schwermütiges Sinnen.
(Schluß folgt)

Rene Staller

Der mystische Weg Indiens

II.

Das Ende.

(Schluß)

Nach der Samkhya-Philosophie ist Erlösung dann möglich, wenn die Seele von der sie umstrickt haltenden Materie befreit ist durch klare Erkenntnis, daß jene mit dieser im Grunde nichts gemein hat. Dann kann die Materie sie nicht mehr zu jenem Tanze nötigen, den die Menschen gemeinhin „Leben“, pessimistische Weise und Dichter, so Schopenhauer und Strindberg, aber „Totentanz“ genannt haben. Der Weg zu dieser klaren Unterscheidung wird von der Samkhya-Philosophie kühl und sachlich, systematisch logisch, rationalistisch gegangen. Ist aber zuletzt ebenso tiefe Mystik wie die Erlösungslehre der Upanishads. Die Seele dauert nach ihrer Auffassung zwar individuell fort, aber im Zustande absoluter Bewusstlosigkeit; „Wie der Zustand eines Spiegels ist, in den lediglich kein Reflex fällt, weder von einer Bildsäule noch von sonst etwas, — allein das Wesen des Spiegels an sich darstellend —, so ist die Isolierung des Sehers (d. h. der Seele), der ohne zu schauen verharrt, nach dem der Wirtwar der Erscheinungen, ich, du, die Welt und alles übrige geschwunden ist.“ (Yogavaisishtha nach Garbe).

Entrückung aus dem Gewirre der Maya und Ruhe in sich ist das Ziel dieser Philosophie. Das gleiche Ziel verfolgt die Yoga-Philosophie; nur weht von voruberein in ihr weit mehr Mystik. Der Mystik ist die Theorie, das verstandesmäßige Wissen fremder, ja feindlich, umso lieber weilt sie bei der erlebnismäßigen Praxis, die gerade im Yoga eine entscheidende Rolle spielt. Hier wird innere Beruhigung der Seele verlangt, „Zucht und Selbstducht“, eine entsprechende Haltung des Körpers, Atemregulierung, Abdrosselung aller Beziehungen zur materiellen Außenwelt durch Erlötung der das Ich mit der Materie verbindenden Sinne und der „Tatorgane“ (des Redens, Greifens, Gehens, Entleerens und Zeugens), endlich vollkommene Erfassung des eigenen Wesentlichen, des reinen Selbst durch Konzentration und Versenkung. Wenn das erreicht ist, rinnt das Materielle von der Seele ab wie das Wasser vom Berge; das Selbst findet sich restlos in sich selbst zurück: das in geheimnisvolles Dunkel sich verlierende höchste Ziel des Yogin.

Die Vedānta-Philosophie dagegen sieht nicht wie Sāṃkhya und Yoga die Erlösung in absoluter Isolierung der Seele, sondern ähnlich wie die Weltanschauung der Upanishads in der Vereinigung der von der Materie befreiten Einzelseele mit dem Absoluten. Ihre Mystik ist die wärmste, weil ungebundenste, weil am wenigsten durch Logik und praktische Vorschriften gefesselt. Denn Mystik fühlt sich am wohlsten, blüht am tiefsten auf, wo sie ganz frei und unbehindert durch die Welt tanzt. Der Erlöste wird Brahmān und in Brahmān löst er sich auf:

„Wie Ströme rinnen und im Ozean
Aufgehend Name und Gestalt, verschwinden,
So geht, erlöst von Name und Gestalt,
Der Weise ein zum göttlich-höchsten Geiste.“

Der mystische Weg des Inders ist weitaus von der Sonnenmystik Peraiens, den Dionysischen Rasereien Griechenlands, dem heilig-hell-dunklen Rausch christlicher Mönche.

Der Weg des Inders ist der des in sich bleibenden Menschen, nicht der des außer sich geratenden. Er geht leise, mit kühler Geste und höflichem Lächeln, auf der Stirn herbstliche Ausgeglichenheit, aus der Welt ins Absolute. All das wird beim buddhistischen Mönch in ruhiger, friedvoller Praxis erreicht. In diese indische Mystik spielt die Sinnlichkeit erstaunlich wenig hinein. Wie ganz anders die Sinnenfreude des Sufismus, die Erosmystik Platons, die heilige Liebesgötze im Madonnenkult, das Gepränge im Katholizismus!

Die Erlösung selbst ist im Buddhismus ein tief mystischer Akt. Die Legende erzählt vom Sterben des Buddha als einem vollendeten Sterben in Schönheit. In einem Sāla-Haine hat sich der Buddha zwischen zwei Zwillingssäulen eine Lagerstatt bereiten lassen. Obwohl es nicht die Jahreszeit ihrer Blüte ist, blühen die Sālbäume über und über. Blütenschauer rieseln auf den Leib des sterbenden Heiligen hernieder. Himmliche Sandeldüfte erfüllen die Luft. Himmliche Gesänge zum Preise des Buddha ertönen. Menschen, die den Heiligen liebten, kommen herbei und trauern. Die ganze Götterwelt sammelt sich um den sterbenden Buddha. Sie, die noch nicht reif ist fürs Nirwana, schaut dem dorthin Wandelfinden sehnsuchtsvoll auf seinem letzten Wege nach. Sein letztes Wirken sind Lehre und gute lebendige Worte. Dann versenkt er sich in die Meditation, und nun ist es überaus interessant zu beobachten, wie die vier Meditationsstufen, die er durchläuft, den Stadien der Hypnose entsprechen. Er geht, wie es heißt, zuerst zur „Sphäre der Unendlichkeit des Raumäthers“. Dem entspricht in der Hypnose das erste Stadium: 1) das Gefühl für die Individualität, für die Begrenztheit durch das Ich geht verloren. Von da wendet er sich zur „Sphäre der Unendlichkeit des Bewußtseins“, entsprechend dem zweiten Stadium 2) der Hypnose, der geistigen Schau seiner selbst; die dritte Stufe 3) ist

1) etwa: Somnolenz.

2) etwa: Hypnotaxia.

3) etwa: Somnambulismus.

die „Sphäre des Nichts“; sie entspricht dem Tiefschlafstadium. In der vierten Stufe erreicht er die „Sphäre jenseits des Bewußten und Unbewußten“ — in dem vierten Hypnosestadium sieht man die Dinge noch, aber man denkt sie nicht mehr. Die fünfte Stufe, die Sphäre der Vernichtung des Bewußtseins überhaupt, hat als Korrelat in der Hypnose das letzte Stadium, den Tod.⁴⁾ Bis in sie hinein versenkt sich der Buddha. Dann heißt es, habe er noch einmal im Geiste diese Stufen rückwärts durchlaufen, bis zur ersten Stufe, der Unendlichkeit des Raumäthers und dann wieder sich gewendet bis zur letzten, höchsten Stufe, der Aufhebung der Bewußtzeinsamplung. Damit endlich sei der Vollende ins große Nirwana eingegangen.

Mag nun diese Parallele zur Hypnose tiefer das Wesen der mystischen Versenkung bestimmen oder nicht — soviel ist jedenfalls sicher: es erforderte eine ungeheure Willenszucht und Willensmacht, die tief in die Bezirke der unterbewußten Bildkräfte hineinreicht — nach Buddha bis zu deren Boden, dem Wahn —, um diesen Weg der Mystik konsequent bis zu seinem Ende zu führen, ein Weg, dessen ösige Schauer durch das Herbstgold abgeklärtester Erkenntnis überwunden sind, der dadurch menschlich, für die Menschen gangbar und zur Religion gemacht worden ist.

Der Mystik allergrößte Kraft aber ist, daß sie ans Ende stets lehenligstes Leben setzt. Sie hehert immer das (trotzdem) Nichts. Das Nirwana des Inders ist nicht Tod, ist gerade das ewig währende Gegenteil des Todes, unendliches Blühen, unendlicher Frieden.

Blicken wir noch einmal zurück auf den mystischen Weg, den der Indier wandert!

In der alten, vedischen Zeit lebte der Indier beruhigt und sicher in dieser Welt, dieser Wirklichkeit und nahm zur Erhöhung seines Daseins die mystischen Kräfte, die vom Absoluten in sein Leben hineinströmten, mit auf, sie symbolisch als Götter verehrend. Es lebte in ihm dabei ständig das Wissen, daß diese Kräfte ein Irgendwoher-Kommen bedingen. Dieses Irgendwoher lenkt allmählich den Blick unbeitrirt und unbeitrirt (von Himmelsvorstellungen usw.) in die Richtung der mystischen Kräfte zum Absoluten hin. Die Außenwelt wird als Schleier der Maya erkannt und behandelt. Man liebt ihn und hüllt sich tiefer in ihn ein (Raffinement des Genießens), bis man, seiner überdrüssig geworden, ihn wegwirft. Von der Außenfläche wendet sich der Prozeß der indischen Mystik konsequent nach innen, nach dem Absoluten hin. Bildlich ausgedrückt: man verläßt die Außenfläche der Kugel und folgt der Richtung der ausstrahlenden und zugleich einsaugenden mystischen Kräfte zum Zentrum des Absoluten hin. Der Prozeß verläuft — von einigen unsicheren Tasten zunächst abgesehen — verhältnismäßig still, sicher und konsequent, weil die suchende Seele mit unerhörtem Gleichmut und großer Unbefangenheit sich auf die Strömung der mystischen Kräfte einstellt und sich ganz ihrer einsaugenden Richtung anvertraut.

Paul v. Püllitz

⁴⁾ Hyper-Somnambul! Erst im weiteren Verlaufe der Tod!

Theater des Eros

„Adelung“ von Eduard Oskar Pittmann

„Flammen! Patroklus!“ von Waldfried Burggraf

„Der Bursche vom Herrn Leutnant“ von Walter Hans Wedell

Aufführung vom 24. August in den Orpheus-Sälen, Berlin

Wieder war das Theater bis zum letzten Platz ausverkauft. Der Prolog, der diesmal nicht den Kampf für die homoerotische Sache zum Vorwurf hatte, sondern das Glück, einen treuen Freund zu besitzen im Lebensbund unter voller Anerkennung der Gesellschaft, wurde von Hans Wedell mit viel Innigkeit gesprochen.

Drei Einakter füllten den Abend. „Adelung“ leitete ein.

In „Adelung“ entrollt sich ein schwerer Seekonflikt nach ibsenischem Muster mit komplizierten Charakteren, so gut wie ohne Handlung und mit tödlichem Ausgang. Die Figuren quälen sich gegenseitig und richten sich in der Debatte und in Enthüllungen am Tisch des Hauses zu Grunde. Inhalt: Horst, ein junger Rittergutsbesitzer und Dichter — Ernst Weiß — hat auf Anraten seines ehemaligen Schulkameraden Dr. Raller — Werner Raven — einen früheren Zögling des Waisenhauses, Arno — Dorian Grell — in der Stellung eines Privatsekretärs zu sich genommen. Schon während des Beginns der Wirksamkeit des Privatsekretärs hat Horsts Freund sich das Leben genommen und Arno ist an seine Stelle getreten. Von diesem Freunde wie von dessen Tod erfährt man nur durch die Aussprache zwischen den drei angeführten Personen. Aus dem freiwilligen Geständnis des Dr. Raller ergibt sich, daß er, der Horst eifersüchtig von Jugend auf liebte, ohne doch bisher Gegenliebe gefunden zu haben, den Waisenknaben nur in das Haus empfohlen hatte, um den jungen Gutsbesitzer seinem früheren Freunde zu entzweien und dann später des Zufalls Karten gegen Arno anzuspielen, um zuletzt den enttäuschten und einsamen Horst sich in die Arme zu treiben. Mit dem hilflosen Waisenknaben glaubte er wohl leichteres Spiel zu haben als mit dem anderen Freunde. Arno, der anfangs nur seine Stellung voll auszufüllen bestrebt war, verliebt sich später in Horst, gewonnen durch dessen Güte, und als er erkennt, daß Horst an der sinnlichen Untreue und dem Leichtsinne seines Freundes schwer leidet. Es gelingt auch Arno, die Liebe Horsts zu erringen. Der Freund, der im Grunde seines Herzens Horst allein leidenschaftlich zugehen ist, legt bei der Erkenntnis des Verhältnisses zwischen Arno und Horst, und daß er der Liebe dieses verlustig ist, Hand an sich selbst. Arno hat den Schritt vorausgesehen, ihn herbeigewünscht. Er hält sich im Interesse des Lebensglücks von Horst für gerechtfertigt. Horst weiß nichts von den Motiven für den Tod seines ehemaligen Freundes, aber von Vorwürfen und bangen Ahnungen gequält, genießt er sein junges Glück nicht voll. Dr. Raller, der Kenntnis davon bekommen hat, daß Arno bewußt die Ursache des Selbstmordes ist, hält die Stunde für gekom-

men, die beiden Freunde durch seine grausame Enthüllung auseinander zu reißen und sein Spiel durchzuführen. Er erreicht jedoch nichts für sich. Horst sieht zu klar, daß Arno nur in grenzenloser Liebe zu ihm gelehrt hat. Auch er liebt Arno über alles. Da die Freunde nicht ihr Leben in Nichtachtung und Selbstvorwürfen weiterführen wollen, beschließen sie, gemeinsam in den Tod zu gehen.

Das Trauerspiel ist psychologisch scharf gezeichnet, d. i. in den Charakteren trotz ihrer Kompliziertheit, die sich scheinbar zur Inkonsequenz steigert, bewunderungswürdig folgerichtig und sicher durchgeführt. Der gesamte innere Aufbau ist logisch, nur braucht man vielleicht den Abschluß nicht als eine innere Notwendigkeit anzusehen. Der Dialog ist formal gut, Rede und Widerrede haken scharf ineinander. Und doch stehen wir offenbar vor einem Buchdrama, das kaum dazu berufen sein dürfte, auf der Bühne eine Wirkung auszulösen. Trotz der Tragik des Inhalts, der dargewellten Seelenpein, war man beim Senken des Vorhangs ungerührt. Das gibt zu denken, und es wäre ungerecht, die Schuld daran blindlings den Schauspielern zu geben. Die Seele überhaupt des Dramatischen in seiner Fülle war nicht getroffen. Es bedarf eben der Kunst eines großen Meisters, um trotz des Mangels an eigentlicher Handlung starke dramatische Effekte auszulösen durch die bloße Erschütterung des Gemüts bei den Figuren wie auch durch die Schwere des Schicksals, das auf ihnen lastet. Alle Tiefe der Psychologie, Logik im Aufbau und Anwendung in formaler Gewandtheit der äußerlichen, technischen Regeln vermag eben nicht, und erst recht nicht beim rein psychologischen Schauspiel, das eigentliche Wesen des Dramatischen hervorzuzaubern, das, was die Zuhörer in Bann schlägt und sie fremdes Erleben als eigenes Leben ihrer erweiterten Persönlichkeit tief empfinden läßt. Wenn überhaupt beim echten Drama, so ist es beim rein psychologischen Drama das dramatische Genie allein, das die unennbare Regel aus den Wurzeln seiner Natur heraufzuholen vermag.

Bemerkenswert wäre die Auffassung Werner Ravens als Dr. Raller. Er hat mit großer Zurückhaltung allein den kühl berechnenden Intriganten dargestellt. Ob sein Spiel bei der Abwesenheit jeden passionellen Elements, dessen die Figur des Dr. Raller wohl durchaus fähig sein kann, nicht noch die Gesamtwirkung des Stückes angesichts seiner bedingten Monotonie beeinträchtigt hat, bleibe dahingestellt, seiner Auffassung als Auffassung einer Rolle darf man immerhin die individuelle Berechtigung nicht versagen, noch seinem Spiel die persönliche Note. Daß es sich bei ihm nicht um schauspielerische Einseitigkeit handelt, hat das folgende Stück gezeigt, in dem er seine Fähigkeit gerade für die Darstellung der Leidenschaft bewiesen hat.

Flammen! Patroklos!

Die „szenische Dichtung“, also offenbar schon vom Autor nur zum Lesen gedacht, schildert in ausgesprochen expressionistischer

Form den rasenden Achilles vor den Leichen seines Freundes Patroklos und des Hektor in seinem Feldherrnzelt vor Troja. Die Dichtung rollt fast nur in einem Monolog des Achilles dahin. Aber der Monolog packt nichtsdestoweniger, Werner Raven, der Darsteller des Achilles, hat es verstanden, durch sein leidenschaftliches, außerdem der expressionistischen Form gut angepaßtes Spiel, über die zackige Klippe der Betrachtungen und Erinnerungen hinwegzuhelfen. Die Szene ist gehaltvoll, erhebt besonders durch die dichterische und lyrische Kraft des bekannten Autors. Wäre Raven nicht bei den wenigen ruhigeren, mehr rezitatorischen Stellen vorübergehend in eine konventionelle Geste verfallen, müßte seine Leistung als im Sinne der Dichtung vollendet angesehen werden. Das Stück wie der Schauspieler ernteten den verdienten Beifall.

Der Bursche vom Herrn Leutnant

Der spaßige Schwank, der in allen Rollen vorzüglich besetzt war, löste große Heiterkeit aus. Es ist die alte Geschichte vom Burschen, der in Abwesenheit seines auf „die Freite“ gehenden Herrn Leutnant, selbst dessen Rolle usurpiert. Hier legt er sich gemäß des *spiritus loci* ein „Gespust“ in Gestalt des sächsischen Rekruten Bemmchen zu, demgegenüber er den Leutnant markiert und in dem er „toll verzieht“ ist. Durch das unerwartete Erscheinen des Herrn Schwiegervaters in *spe am* Orte der Vorstellung, werden die Karikol des Herrn Leutnant, der nur die Geldheirat will, von Hans, dem richtigen Burschen, und Bemmchen in anhaltenden Peripetien unfreiwillig aufgedeckt. Der Leutnant kehrt, trotz seines Mißerfolges, leichtem Herzens zu seinem Hans, der darüber sehr glücklich ist, zurück. Die schauspielerischen Leistungen sind, wie schon erwähnt, hier durchweg ausgezeichnet. Hans Wedell eignete sich vorzüglich für den leichtlebigen und etwas sentimentalen Burschen. Fritz Gerafäcker als Bemmchen war ein prächtiges Exemplar von rekrutischer Schwarzfälligkeit und Geriebenheit. In erster Linie hat aber Karl Giese, der hier zum ersten Male öffentlich aufgetreten ist, durch seine glänzende Erfassung und Darstellung der schwierigeren Leutnantsrolle bewiesen, daß, wie man aus seinen kleineren privaten Darbietungen wohl anzunehmen berechtigt war, ein starkes schauspielerisches Können in ihm schlummert. In Mimik, Eleganz der Bewegung und Anpassungsfähigkeit an die Situationen, eben in allem dem, was aus dieser Schwankrolle allein herauszuholen war, zeigte er sich gleich gelungen.

Zum Schlusse sei die Frage aufgeworfen, ob nicht naturalistische Dramen aus der Wirklichkeit des gesellschaftlichen Lebens, der Situation der Uranier besser angepaßt wären, ob man nicht, schon wegen der schwächeren Wirkung, auch gediegene Buchdramen, wie die gespielten, besser vermiede, und ob, was das Arrangement des Abends anbetrifft, es nicht etwas gewagt erscheinen muß, zwei ernste Dichtungen mit einem Schwank zum Schluß zusammenzukoppeln.

René Stieler

Aus dem Lesepublikum

Bürger heraus!

Es führen mich meine Studiengänge durch die düstersten Winkel der Stadt mit Existenzen zusammen, die man individuell und generell als „Deklassierte“ bezeichnet. Es führen mich meine Studiengänge durch die düstersten Winkel der Stadt mit Existenzen zusammen, die man als Verbrecher bezeichnet. Und auch mit Uraniern komme ich an jenen Orten zusammen. Ich nehme sie in diesem Zusammenhange, unter Deklassierten und Verbrechern. Denn genau wie der Verbrecher sich nur im Dunklen, dem Alltag und Tageslicht Entfernten in seiner Eigenart aufhält, tut es der Uranier oder, richtiger gesagt, die Masse der Uranier. Entweder sie trinken in Neppdielekten Sekt oder sie halten ihre Zusammenkünfte in Spelunken ab. Ich, als Außenstehender, kann mir gestatten, klarzulegen, wie sich das Uraniertum in den Augen des der Bewegung fernstehenden Beobachters ausnimmt. Es kämpft um gesellschaftliche Anerkennung. Doch mit gelehrten, langabigen Essays und poetischen Ergüssen wird sie nie erreicht werden. Die Masse des Volkes, auf die es ankommt, will Tatsachen sehen, mit den Händen Fäßbares, Konkretes, aber keine Lyrik, die ihm unverständlich ist. — Ein Schritt in die herbe Wirklichkeit: Ich komme als Außenstehender in die meisten uranischen Vereinigungen und bin oft nahe daran, von dem Uraniertum das zu glauben, was die große Masse unter Uraniern versteht: etliche dekadente Lebgeisse und viele gepuderte Jünglinge mit Füstelstimme und Juchzern. Ich komme in ein Lokal, von dem die ganze Bürgerschaft weiß, daß es als Treffpunkt der Homosexuellen gilt. Für eine Zeitung bringe ich jetzt eine Reihe Studien und werde auch Typen aus diesem Lokal anführen. Was ich hier sah, ist das größte Hemmnis für die gesellschaftliche Anerkennung des Uraniertums. Diese Clique von gezielten achtzehnjährigen Bengeln und schamlosen Prostituierten wird von der Masse des Volkes als „die Homosexuellen“ angesehen. Kein den gesicherten Bürgerkreisen angehörender Uranier darf es sich je einfallen lassen, seine Homosexualität zuzugeben, so lange er mit diesen Existenzen auf eine Stufe gestellt werden kann. Und jetzt will ich eben das erwähnen, was dem Kampfe um die gesellschaftliche Stellung des Uraniertums so hemmend in den Weg tritt: daß es wohl einige große Gelehrte und Künstler an seiner Spitze hat, die dafür kämpfen, ihm aber die große Masse der schlichten Bürger fehlt. Bürger, brave, biedere, triviale Mütter und Meyers braucht der Uranismus, die in geachteter Stellung sind und unter Bekannten und Nachbarn beliebt. Wenn dann die Nachbarschaft von einem solchen Manne hört, daß er „so“ sei, wird sie erst ungläubig den Kopf schütteln, — „dabei ist doch der Meyer sonst ein ganz anständiger Kerl!“ Sobald nun ein schwarzes oder schwarz-weiß-rotes Blatt gegen das Uraniertum sein „schweres Geschütz“ auffährt,

wird sich unser biederer Hausvater die Sache nicht weiter zu Kopie gehen lassen, sondern sich ganz unwillkürlich in die Wirklichkeit zurückdenken; „na, nehm an der Meyer ist ja auch so und ist doch gar nicht so ein schlimmer Verbrecher!“ Und er wird die Zeitung mit unglaublichem Kopfschütteln weglegen. Tatsache ist: ein beliebter und geachteter Homosexueller erreicht mehr für den Uranismus, als hundert Selten Druckpapier, und der Hinweis auf einen respektierten Mann entkräftet bei dem Vernünftigen hundert Angriffe auf den Uranismus. Tausend geachtete und beliebte Homosexuelle, die durch irgendeinen Schritt, den sie für den Uranismus offiziell tun, ohne Beschämung oder Stolz zugeben, daß sie die Veranlagung haben, fördern allein durch ihr Ansehen die gesamte uranische Frage. Denn das Volk ist gewöhnt, von der Person auf die Sache zu schließen, und ist die Person gut, nützt dies der Sache. Dem Bürgerturn impositieren vielleicht Exzellenzen, Professoren, große Künstler, aber sie überzeugen es nicht. Der Bürger läßt sich nur überzeugen durch Leute, die ihm nahestehen. Und um die große bürgerliche Masse handelt es sich zunächst, dieser den falschen Glauben, die übertriebenen Vorurteile gegenüber dem Uranismus zu nehmen. „Bürger heraus, die Ihr in geachteter Stellung Euch befindet! Euer Name rehabilitiert die Sache.“ — Das ist die erste Parole, um systematisch, langsam und sicher die Anerkennung vor dem Volke zu erreichen. — Doch es gehören tiefgehende Wandlungen dazu, es dem Manne, der es bisher ängstlich vermied, seine Homosexualität zuzugeben, zu ermöglichen, dies zu tun, ohne daß er seine gesellschaftliche Stellung dadurch aus Spiel setzt. Er müssen sich endlich einmal die vielen Vereine und Klubs entschließen, Disziplin in ihrer Mitgliederchar einzuführen, sie müssen alles unter die Sache kompromittierende Mißläufertum rigoros ausschalten. Wird erst die Siebung bewerkstelligt sein, so daß auch die sich wagen können, die mehr an Ruf und Stellung zu wagen haben als die halbreifen Jungen, so wird der Uranismus auch für das Volk ein ganz anderes Gesicht bekommen. Ernste gereifte Männer, schlichte, bürgerliche Existenzen, fehlen in den Reihen der Uranier, und nur solche geachteten Männer können für den Uranismus die Epoche der Anerkennung herbeiführen, nachdem sie ab und jeden Übertreibungen und Auswüchsen rücksichtslos ein Ziel gesetzt haben werden.

Edgo Lind

Wir danken in der Kernfrage ganz im Sinne des Einzelnen. Die schließliche Tat hilft mehr als alle Traktätschen. Nichtsdestoweniger erfüllen doch die wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten in ihrem Bereich ihren Zweck: sie klären und begründen die Erscheinung, schaffen ihr Kredit bei der Obrigkeit und in der wissenschaftlichen Welt — vielleicht wäre manche Gerichtsverhandlung und mancher Zusammenstoß in der Gesellschaft ohne sie doch schlechter ausgefallen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß sie das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erst erweckt und die humanistische Frage erst geschaffen haben. Nicht zuletzt denken sie aber dazu, die verlorene Selbstachtung vieler Homosexuellen neu erlangen zu lassen, die ihnen eigenartige Gefühlswelt zu stützen und zu

bereichern, Märend und erbaugend auch hinter der einzelnen Persönlichkeit zu stehen. Es muß berücksichtigt werden, daß es unter den obwaltenden Umständen für den Uranier oft sehr schwierig ist, als solcher an die Öffentlichkeit zu treten. Doch hier ruht das einzige Heil! Jeder, der es tun kann, ist moralisch dazu verpflichtet! Der Einsender kann sich aber zu unserem großen Bedauern selbst nicht dazu entschließen, seine Meinung unter seinem richtigen Namen zu sagen. Semper aliquid haeret.

Man sollte es wohl niemand entgegen lassen, daß er z. B. ein Professor ist. In der Hauptrolle kann er ja schließlich trotzdem ein schlichter Bürger sein.

Die meisten Blinde sind wesentlich Unterhaltungsvereine. Als solche erfüllen sie fast durchweg in anzuerkennender Weise ihren Zweck. Wenn die „heilbreiten Jungen“ erst daraus entfernt sind — nachher ist es auch niemand recht.

Die Redaktion

Schwärmerische Liebe

Novelle des Arabers Ibn Hoggia

(s. Uranos Heft 3 Seite 67)

Modjreddin aus Damaskus, Sohn des Elkayâth, war, so wird erzählt, von schwärmerischer Liebe zu einem Mamluken-Jüngling ergriffen. Als er einmal trank, stieg der Wein ihm zu Kopfe und er wurde berauscht. Seine Sehnsucht nach dem Geliebten und der Weirausch trieben ihn aus dem Hause fort, er schwankte und, da es finstere Nacht war, stürzte er auf der Gasse hin. Desselben Weges kam hoch zu Roß, mit brennender Wachsluckel, jener Mamluke. Als er den Mann zu nächtlicher Stunde mitten auf der Gasse hilflos liegen sah, stieg er ab, richtete ihn auf und trocknete ihm das Gesicht. Dabei ließ von der Fackel ein glühender Tropfen auf das Antlitz des Modjreddin. Dieser schlug die Augen auf, erblickte zu seinen Häupten den Liebbling und sprach die Verse:

O du, der du das Gesicht deines Freundes in Brand steckst,
fahre fort in deinem Geschäfte.

Tränen hätte ich genug in Vorrat, um dieses Feuer zu löschen.
Du aber steck in Brand und vernichte auch meinen Leib und
alle meine Glieder . . .

Nur schone mein Herz, denn darin lebst und wirkst du selber!

Lesefrucht

Aus „Johann Christoph am Ziel“

Von Romain Rolland, Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1918

Es ist etwas so Seltsames, wenn zwei Menschen sich verstehen, sich achten, wenn sie wissen, daß sie einer des anderen sicher sind, — nicht durch den bloßen Glauben an ihre Liebe, der oft Täuschung ist, sondern durch die Erfahrung gemeinsam verbrachter Jahre, grauer, älterer Jahre, selbst mit — ja gerade mit den Erinnerungen an solche Überstandenen Gefahren. Je älter man wird, desto besser wird es.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: René Sieber, Berlin-Karlshorst — Mit dem Verlag und die Inserate: W. Ruge, Berlin NO 43 — Verlag: „Füll u. Band“ (W. Ruge), Berlin NO 43 — Druck: Paul Beck, Berlin SO 26, Nauynstr. 63.

URANOS

DEM KOMMENDEN TAG

Für Weltdeutung

Für fruchttragende Lebenshaltung • Für erfüllte Gesellschaft

Wissenschaftlicher Leiter: Professor Ferdinand Kärck / Belletristischer Leiter: Rolf Steiner
Redaktion und Verlag: ABTEILUNG URANOS der Carl Schmitt-Verlags-G. m. b. H., Berlin
SW 41, Berufsstr. 1, Fernspr.: Korfürst 3779 / Sprechstunden: Dienstag und Freitag 11-1 Uhr

Nr. 10/12

MAI/JUNI 1922

1. Jahrgang

Vom Wesen des schöpferischen Menschen

Voraussetzung:

Für eine Zeit, die da glaubt, man könne alles beweisen, und die da glaubt, der Glaube an einen „Beweis“ sei ein besserer Glaube als andere Glauben, wähle ich diese „exakte“ Form für meine Sätze. Wir wollen also voraussetzen, es gäbe Menschen, Individuen. Wir wollen weiter voraussetzen, daß es eine objektiv zu nehmende, „reale“ Welt gäbe. Letzteres ist zwar bestimmt nicht zu beweisen. Aber wir nehmen es eben als Axiom an. Auch die Religion hat ja Axiome, Gott und Unsterblichkeit. Auch die Mathematik hat ja Axiome, Sätze, die nicht zu beweisen sind und auf die sie trotzdem ihre ganze „Wissenschaft“ aufbaut. Es sind noch ein paar kleinere Voraussetzungen, aber diese sind so geringfügig, daß wir sie für unseren Zweck nicht erst zu notieren brauchen. Ihr Fehlen merkt doch niemand.

Behauptung:

Der schöpferische Mensch trägt in sich die beiden Pole männlich und weiblich. Ohne diese Pole kein Individuum, kein Künstler, kein Schöpfer, kein Gott. — Götter sind nichts weiter als schöpferische Künstler, aus der Ferne gesehen, von Leuten, die nur den Zauber bemerkten und nicht hinter die Maske gekommen sind. Schaffen ist „Kunst“. Das Geschaffene ist „natürlich“. Der Schöpfer ist „Gott“.

Beweis:

Hundert für einen! Aber Sie müssen an sie glauben! Von vornherein. Wie an jeden Beweis. Sonst wirkt der Zauber nicht.

Der schöpferische Mensch ist der Dichter des Mythos. Die Gesetze der Religion sind die Tafeln, die der schöpferische Mensch

über dem unschöpferischen, dem „Hordenmenschen“, aufhing. Der unschöpferische Mensch braucht nicht nur, er will Abhängigkeit, will Ketten, freilich Ketten von Rosen und nicht von Stahl. Da schuf der schöpferische Mensch für den unschöpferischen Götter nach seinem eigenen Bildnis und Gesetze. Der schöpferische Mensch erfand die Mysterien mit ihren Stufengraden der Einwohnung. Dem Außenstehenden, dem Niederen starrten strenge Gesetze entgegen. Je mehr er eingeweiht wurde, desto mehr wurden die Gebote von ihm genommen, bis als letzte Weisheit übrig blieb der Satz der gottlosen, weil selbst göttlichen, der schöpferischen Menschen; „Nichts ist verboten, alles ist erlaubt.“ Das ist die Weisheit jeder Mystik, die moralische Indifferenz.

Die Götter nun, die der schöpferische Mensch für die abhängigen Geister erfand, bildete er nach seinem eigenen Innern männlich und weiblich.

So wird der Buddha (Fo), wie fast alle Heiligen aus dem buddhistischen Pantheon, als beide Geschlechter in sich schließend betrachtet. Nach Rudolf Kassner lehrt die indische Legende, daß der erste Mensch mann-weiblich gewesen sei. Die gleiche Ansicht findet sich in fast allen Religionen wieder. Vor Adam und Eva lebte die mann-weibliche Lilith (ähnliches erzählt Aristophanes im „Symposion“ des Platon). Gnostische Lehren bezeichnen den Christus als den vollendeten Mann-Weiblichen. Sein sozusagen historisches Bild in den Evangelien ist nicht sehr verschieden davon. Nach der Kabbala ist Gott mann-weiblich gedacht. Der Sohar lehrt sogar: „Es hat (vor der Schöpfung dieses Welt) alte Welten gegeben, die gleich nach ihrem Entstehen wieder zerstört worden sind. Sie wurden zerstört und konnten nicht bestehen, weil der Alte, dessen Name geheiligt sei, noch nicht seine Gestalt angenommen hatte, eine Gestalt, die sich im Männlichen und Weiblichen darstellt.“ Die Taoisten Chinas gründen ihre ganze Lehre auf dieser Anschauung von der Polarität. Die älteste Philosophie, die uns überkommen ist, das von Kung-Fu-Tse herausgegebene I King, das Buch der Wandlungen, nur aus 64 Zeichen bestehend, lehrt: es gibt im Großen Einen (Tai-J) zwei Prinzipien, yang, das männliche, und yn, das weibliche. Jede Religion ist in ihrer Blüte, in der Epoche ihres stärksten Lebens, anschaulich durchdrungen von der Zweigeschlechtlichkeit Gottes. Es wäre endlos, hier Zitate geben zu wollen aus der muhammedanischen Mystik (Aïfâr, Sennaâ, Rumi), oder aus der gotischen (Meister Eckehart, Seuse). In aller großen Philosophie aller Zeiten und Länder finden wir die Lehre von der Mann-Weiblichkeit alles Natürlichen. Besonders betonten dieses Prinzip Jakob Böhme und William Blake. Ganz ähnlich sind die Anschauungen in der italienischen Renaissance, etwa Pico della Mirandola. Auch die Philosophen der deutschen Romantik trüben in ihrer Weltanschauung auf dem mann-weiblichen Prinzip. Novalis: „Der Mann ist gewissermaßen auch Weib, sowie das Weib Mann“ (1543. Fragment in der Ausgabe H. Friedemann).

Eine besondere Form der Mythologie ist die Wissenschaft. Ihr hängen heute, wie auch schon in manchen früheren flachen und stark autoritären Perioden, die Meisten an. Paracelsus, der erste moderne Naturwissenschaftler, war bereits Verkündiger des Männlichen und Weiblichen in jedem Wesen (die beiden Prinzipien Master und Cagaster). Den größten Aufschwung nahmen die Naturwissenschaften im ersten Teil des 19. Jahrhunderts. Schon damals wußte man dasselbe, was man im Laufe des 19. Jahrhunderts wieder vergaß, und was die Fließ, Freud, Weininger, vor allem Benedikt Friedlaender erneut fanden und auf ihre Art bewiesen, daß jeder Mensch männlich und weiblich sei. Zitate zu geben, wäre überflüssig.

Wir sehen aus Religion, Philosophie, Mythologie und Wissenschaft, daß der schöpferische Mensch immer (wie einer ist, so ist sein Gott) den Andern nach seinem Ebenbilde die Gottheit, das Göttliche, das Selende, die Natur darstellt, nämlich als vollendetes Mann-Weibliches. Was von den schöpferischen Menschen als Philosophen, Religionsstiftern, schaffenden Wissenschaftlern gilt, ist noch klarer zu erkennen bei denen, die man Künstler in des Wortes engerer Bedeutung nennt. Hier liegt das Material, hauptsächlich bei den Dichter-Künstlern, frei zu Tage. Der Dichter sagt bekanntlich, „was er leidet“. „Dichter ist umsonst verschwiegen, dichten selbst ist schon Verrat“ (Goethe). Greifen wir zuerst den Lyriker heraus. Wohl jeder „dichtet“ mehr oder weniger im schönen jungen Alter der ersten Liebe, aber wird der Bursche, der sein Mädchen ansingt, jemals auf die Idee kommen, aus der Seele dieses Mädchens heraus Lieder des Begehrens nach einem Manne zu schaffen? Der geringer mit gegengeschlechtlicher Energie geladene Durchschnittsmensch wird niemals daran denken. Anders der große Schaffende. Alle großen Lyriker haben Gedichte nicht nur aus der Seele des Mannes auf die geliebte Frau oder den geliebten Knaben, sondern auch Lieder aus der Seele der Frau oder des Knaben auf den Mann geschaffen. Goethes beste Liebesgedichte sind aus der Seele der (passiven) Frau geschrieben. Alle Oretchenlieder, die Märchenlieder, die Mignondlieder, „Nähe des Geliebten“, „An den Mond“, oder, aus der des passiven Knaben, die „Schenkenlieder des Divan“ usw. Chamisso's „Frauenlieb' und -Leben“ wird von jeder Frau als der wahre Ausdruck ihrer Gefühle angesehen, mehr sicher als die Gefühle der meisten Dichtungen einer Droste, einer Sappho, der G. Sand. Bei Li-Tai-Po ist es häufig nicht möglich festzustellen, ob es sich um Freundschaftsgedichte oder Liebesgedichte aus der Seele der Frau handelt. Von dem berühmten indischen Lyriker Amaru wird gesagt, er sei vor seinem Dichterdasein hundertmal als Frau verkörpert gewesen, daher habe er so gut Lieder aus der weiblichen Seele heraus singen können.

Ein epischer oder dramatischer Dichter könnte nie naturgotren Frauengestalten schaffen, wenn er nicht selbst weibliches in sich hätte. Denn es ist nicht denkbar, daß man etwas „schafft“, wenn nicht aus dem eigenen Innern. Wir kennen schon Goethe als ganz

besonders stark mit weiblichem Empfinden begabt. In seinen Dramen gelangen ihm die weiblichen Gestalten durchweg besser als die männlichen. Gretchen, Klärchen, Iphigenie lehen, ebenso die mehr weiblichen oder weibischen Männer, Tasso, Egmont, Weislingen. Um solche Figuren anbringen zu können, verändert er in seinen historischen Dramen sogar gern die Geschichte. Faust und Götz sind, was ihren männlichen Typus betrifft, nicht geschaffene Gestalten. Goethe hat sie nicht als Männer geformt, er übernahm sie. Götz hat eine Selbstbiographie geschrieben, oder vielmehr schreiben lassen. Fausts „äußerlicher Typus“ war in den zahlreichen Niederschriften der Sage fixiert und lebte im Volke. Was Goethe seiner Faust-gestalt an „sogenannten männlichen“ Zügen neben den bei weitem überwiegenden weiblichen seelischen Eigenschaften mitgeteilt hat, ist nur schelubar männlich, denn es ist geistig-menschlich, die natürliche Ausstrahlung seines eigenen polar ausgeglichenen Menschentums der Mitte. Kraft, objektiver Wille und bedingungslose Hingabe an die Idee wirken „männlich“.

Die Geschlechtsliebe stellt er viel mehr in den Mittelpunkt alles Geschehens als etwa Schiller, Shakespeare, Ibsen. Dem Weib ist die Erotik das A und das O alles Handelns. Sogar im Faust, dessen ursprüngliche Sage die Gretchen-geschichte gar nicht kennt, wächst sich die Liebesepisode zu einem solchen Umfang aus, daß sie die Form des ganzen Dramas sprengt. So schlecht Goethe Männergestalten gelingen, so gut trifft sie Schiller, so lebendig Goethes Frauengestalten sind, so unmöglich sind Schillers. Wallenstein, Tell, Franz Moor, Carlos, Posa loben, die Amalie, die Thekla, die Bertha, die liebenden Frauen, sind Schemen, selbst die Maria Stuart. Die (bei Schiller) mehr männliche Elisabeth von England ist schon besser gelungen, ebenso die „männliche“ Jungfrau von Orleans und die Gräfin Terzky, die mutiger, entschlossener und energischer ist als ihr Bruder. Der männliche, daher zielstrebige Schiller ringt seine Arbeiten mit bewußter Kampfesfreude seinem Leben ab, Goethe erreicht im Positiven Schiller kaum, trotz unvergleichlich größerer natürlicher Anlagen. Goethe arbeitet nicht, schätzt das Ziel nicht, wirft nur intuitiv heraus, „schafft“ daher in hoher Potenz mit der Freude Gottes am Geschaffenen. So konnte ihm der Mangel an männlicher Energie und Sinnesart erst zum Genie machen. Schiller neigte zur Schilderung der Liebe des „Supervirilen“ zum Jüngling (Wallenstein-Max), und keine „Liebeszenen“ Schillers (sie sind alle hohles Pathos) sind so gefühlsecht wie die Szenen zwischen Posa und Carlos oder der berühmte Ruf Wallensteins: „Max bleibe bei mir, geh' nicht von mir, Max!“ Ähnlich wie zwischen Goethe und Schiller ist das Verhältnis zwischen Sophokles und Aeschylus. Calderon und Shakespeare schildern gleich wahr Männer- und Frauengestalten. Sie tragen beide in sich die „rechte Mitte“. Doch bevorzugt Shakespeare unfeugbar die etwas männlicheren Frauen

in der Darstellung. Molière schafft nur Männer echt und lebenswahr, und zwar auch dann nur gut, wenn sie nicht als Liebende auftreten. Wie leben Tartuffe, Harpagon, der Bürger-Edelmann, der eingehildete Kranke, besonders der Misanthrop, wie schematisch sind die Liebenden und die Frauen gezeichnet, die ewigen Valères, Marlanes, Cléantes, Dorines, Elmires! Molière wie Schiller schufen ihre so stereotypen Liebesszenen nur, weil die Spießbürger von Weimar und der Hof von Versailles es verlangten. Was hier bei einigen Dramatikern gezeigt wurde, ist ebenso an epischen Dichtern und Romanziers leicht zu erkennen.

Um einen Ausdruck G. Th. Fechner's zu gebrauchen: es besteht ein psycho-physischer Parallelismus. Das Innen und das Außen sind identisch, sagt der Mystiker. Die Mann-Weiblichkeit des schöpferischen Menschen zeigt sich wie in seinen Werken, so auch in seinem Aeußern. Kindes- und Greisenalter sind die beiden Stadien, in denen die Geschlechtsverschiedenheiten noch nicht oder nicht mehr zum klaren Ausdruck gelangen. Der schöpferische Mensch erinnert in der That einmal an das Kind und zugleich an den Greis. Luo-Tse wurde der Kind-Greis genannt, Tages, der den Etruskern die Gesetze der Opferschau gab, wird als Kind-Greis bezeichnet. Nicht das Hübsche (das ist das sexuell Reizende), sondern das Schöne ist da, wo sich Männliches und Weibliches in fast völliger Gleichheit durchdringen, also nicht das Geschlechtsverschiedene, sondern das Geschlechtsdoppelte, nicht der robuste Mann, nicht die ätherische Frau, aber die Jungfrau und noch mehr der Jüngling, oder die Matrone (man denke an den bekannten Vers Whitman's) sind schön. Die abstrakte Schönheit des Hermaphroditen reizte zur Anbetung. In manchen Ländern wurden die Priester nach dieser Schönheit berufen. Schon Wilhelm von Humboldt wies auf diese Dinge in seinen 1795 in Schillers „Horen“ erschienen Aufsätzen „Ueber den Geschlechtsunterschied in der organischen Natur“ und „Ueber männliche und weibliche Form“ hin. Wie hat man diese Werkchen je vergessen können! Schönheit im gewöhnlichen Sinne, als äußeres Zeichen, Symbol dessen, der Männliches und Weibliches in verhältnismäßig gleich starkem Maße in sich trägt, zeichnet daher oft den schöpferischen Menschen besonders in der Jugend und im Alter aus. Man denke an Alexander, an das Dantebild Giottos (nicht an das manirierte Phantasiegebilde, das Raphael 200 Jahre nach Dante malte), an die Bilder des jüngeren Napoleon, an die Selbstbildnisse vieler Maler, z. B. van Dycks, an das Bild Robert Schumanns, eines mann-weiblichen Künstlers in reinster Form, an Achim von Arnim, Novalis, Lerberghe und Gogol! Orlando di Lasso (Roland de Lattre) wurde in seiner Jugend mehrmals geräubt wegen seiner Schönheit. Wenig Bilder schöpferischer Menschen findet man, die typisch männlich oder weiblich aussehen: wie z. B. die O. Wilde's, der durchaus weiblich erscheint. Man

erinnere sich von Zeitgenossen der Portraits Stefan Georges, Rudolf Steiners, Mykonas; sie tragen weder männlichen noch weiblichen Charakter.

Der starke Einschlag weiblichen Wesens im männlichen Schöpfer kann auch antifeninistisch in die Erscheinung treten. Wie viele schöpferische Geister neigten dazu! Man vorgegenwärtige sich nur die berühmten historischen Beispiele: Euripides, Bacon, Schopenhauer, denke an Strindberg, an Scheerhart („Tod der Barmhertigen“, „Mänchhausen und Clarissa“ usw.). Diejenigen, die Männliches und Weibliches fast gleich stark in sich trugen, neigten gewöhnlich gleichzeitig zum Individualismus, auch theoretisch. So sind außer Ibsen und Multatuli alle bedeutenden Individualisten des 19. Jahrhunderts Antifeministen gewesen. Proudhon („de la Pornocratie“), Tolstoj, Nietzsche, Stirner, B. Friedlaender, W. Whitman usw.

Noch deutlicher wird die Tatsache, daß im schöpferischen Menschen eine starké Mischung des Männlichen und Weiblichen vorliegt, dann, wenn die sexuelle Triebrichtung, von der bisher noch nicht gesprochen wurde, dadurch abgelenkt und sublimiert wird, so daß der mehr asexuelle Schöpfer entsteht (Nietzsche und Kant wären hier zu nennen), oder wenn gar Neigung zum eigenen Geschlecht auftritt. Bei einer Aufstellung der schöpferischen Männer aller Zeiten und Länder in Hinsicht ihrer erotischen Triebrichtung, ergibt sich eindeutig aus ihren eigenen Angaben oder aus authentischen Quellen, wie stark ihre erotische Beziehung auch zum eigenen Geschlecht war. Mindestens die Hälfte von ihnen neigen erotisch überwiegend zum eigenen Geschlecht. Je enger man den Kreis zieht, je mehr man sich auf die allergrößten schöpferischen Menschen beschränkt, desto mehr überwiegt die Seite derer, die als erotisches Ziel das eigene Geschlecht hatten. Was hätte es für einen Sinn, an dieser Stelle noch einmal die lange Reihe der bekannten Namen aufzuführen, beginnend mit Platon, Cäsar, Michelangelo, Shakespeare. Dokumente, unzweideutige Aussprüche dieser Geister selbst liegen im Übermaß vor, z. B. möchte ich hier nur erwähnen Aussprüche Lichtenbergs, Friedrich Schlegels, Goethes, Jean Pauls, Flauberts, Blake's, Dantes. An dieser Stelle werden oft solche Aussprüche schöpferischer Geister über sich selbst zum Ausdruck gelangen.

Lassen wir für diesmal genug sein des „grausamen Spiels“! Ich glaube, wir können unter den Beweis unserer anfänglichen Behauptung gut und gern ein erleichterndes quod erat demonstrandum setzen. Glücklich der, der für seine Sache so gute Beweise hat, wie wir für unsere.

Immer ist es das Wesen des schöpferischen Menschen, daß er den männlichen und den weiblichen Pol in sich selbst trägt, daß Männliches und Weibliches in ihm zeugen, was andere außerhalb ihrer selbst zu zeugen nicht imstande sind. Und immer da, wo der schöpferische Mensch auch rein äußerlich zur Herrschaft gelangte, im Athen des Perikles, in der Fujiwara periode Japans (900

bis 1200 n. Chr.), in der Blütezeit Islands, des Hellas' des Nordens (um 1000 n. Chr.), zur Zeit der persischen Mystik, in der Hochgotik und Frührenaissance, in der deutschen Romantik, zieht mit seiner Herrschaft die Periode einer mehr ästhetischen als konventionellen Auffassung vom Leben, einer heroischen, nicht utilitaristischen Lebensgestaltung herauf, zugleich mit einer bis dahin ungewöhnlichen Hochschätzung des mann-männlichen Eros bis in die Massen hinein.

Ewald Tscheck

Äußerung Bismarcks über Goethes Männergestalten

Wie möchten im Anschluß an den vorstehenden Aufsatz des Herrn Tscheck an ein von Karsch-Hack kürzlich in der „Freundschaft“ zitiertes Gespräch erinnern, das Bismarck mit Moritz Busch am 26. Oktober 1888 über Goethe geführt hat (Tagebuchblätter von Moritz Busch, Leipzig, Wilhelm Grunow, 1902). Nachdem Bismarck in der Unzurhaltung geäußert hat, Faust und Götze seien „wundervoll“, schränkte er seine wohlwollende Kritik sofort mit den Worten ein:

„Aber Egmont, der Mann in „Stella“, Tasso und die anderen Hauptpersonen seiner Trauerspiele und Dramen sind doch lauter Weichlinge, schwache, weichliche, sentimentale Menschen, keine Männer wie bei Shakespeare, immer er selbst, der auch was Weibliches hatte und nur Weibern nachliefen und sie gut darstellen konnte.“

Die Redaktion

Einem stillen, fremden Mann

O Dein Lauschen in der stillen Stunde,
Da nicht Eros wild das Band gewebt,
Und mit helldrem Apollin'schem Munde
Du und ich in Gott und Welt geliebt!

O Dein Lauschen! Dein Traum!
Tausend Sterne fallen,
Ardelnde Tiefen wallen,
Es tönt der Raum.

Ich wollte still vergehen
Wie Abendschein,
Ich wollte ganz verbrennen,
Könnt ich Die Fackel sein!

Rene Steller

An A

Und in Italiens Floren solltest Du erstehen,
Erwachen aus bangem Fiebertraum,
Befreit in die goldene Sonne sehen,
Auf Gottes paradiesischen Raum.

Rene Steller



Der Spiegel *)

(Schluß)

Bergvorsprung, Dunkelheit. Im Hintergrund, als Abschluß, reckt sich senkrecht eine große ebene Fläche — eine Wand? ein Spiegel?

Redende Figuren: der Feminine, der Invertierte — der Gellehte, der Liebhaber — der Lebemann — der Helfer — der Meister, — die Menge — Mann und Weib — das Haupt der Mitte — Adonai — die lebendige Brücke.

*„Ich komme vom Gebirge her,
Es dampft das Tal, es brandt das Meer.“
Schmidl von Lössbeck.*

Vor dem Spiegel steht, in schwermütiges Sinnen verankert, eine jugendliche Gestalt; auf den durchgeistigten, doch weichen Zügen liegt Schmerz.

Der Helfer: Ich rief vergebens. Du kalte, harte Platte schweigst. Es bleibt Nacht. Keine Feuer sehe ich im Tal aufleuchten, keine sichtbaren Zeichen kündigen mir, daß die Menge weiß und will.

Aus der Tiefe tönt schwach leichte, lockende Tanzmusik heran, gedämpftes Singen und Jauchzen.

Er lauscht, zuckt zusammen:

Sie tanzen! — — —

Keinen Gefährten weiß ich auf der Höhe, der mit mir zum Gipfel dringt, dessen ermunternder Zuruf vom anderen Hange des Berges mein Herz in Mut und Freude höher schlagen läßt. Niemand schaut meinen Weg, klimmt hinter mir den steilen Pfad hinauf.

Er hebt flehend die Hände zum Spiegel auf:

Du mein Kamerad, mein Bruder, werde du mir, daß ich dich lieben darf um des Zieles willen. Sieh, ich bin verlassen, es ist Nacht!

*) „Der Spiegel“ Anfang und Fortsetzungen in den Heften 1, 2, 3, 5 und 9 des „Uranos“.

Der Spiegel schweigt.

Die Töne der Tanzweise schwellen an, die Musik scheint sich zu nähern, deutlich sind Schreie der Lust zu unterscheiden.

Er wendet sich, plötzlich erbebend, vom Spiegel ab, spüht in die Finsternis hinaus, den Bergeshang hinunter, schlägt sich mit den Händen vor die Stirn:

Träume ich oder träumen sie? Die Tollen tanzen den Berg herauf!

Die dunkle Nacht ist tiefer unten auf dem Hange an vielen Stellen wie von zuckenden Blitzen jäh durchbrochen. Nackte, stolle Wände, zerklüftete Zacken, schroffe Abgründe leuchten grell auf. Die Musik ist wild, dämonisch geworden. Fackelschwingend drehen sich verückt gleichende Gestalten zu Paaren und einzeln in rasendem Wirbel den Berg hinauf, taumeln mit heiserem Schrei am Rande der Klüfte dahin, stürzen, zerfallen an dem Felsen; Andere tanzen johndend über sie hinweg.

In wachsender Verzweiflung:

Die Wahwitzigen! Sie müssen vergehen! Wie Glas zer-spilferten sie an dem harten Stein! Sie müssen abstürzen! Un-ermessliche Abgründe, die die Nacht verflücht, tun sich gähnend in diesem Berge auf. Die Region des ewigen Eises über mir, wo die ewige Ordnung der Dinge, Gott, der Ursprung des Lebens und der Tod wohnt, vermag kein taumelnder Fuß zu betreten. Bei den ersten unsicheren Schritten müssen sie in die verborgenen Gleicherspalten gleiten, in den tiefen Schneehöhlen versinken!

Er beugt sich über den Abhang und ruft in Todesangst mit mächtiger Stimme hinunter:

Halt! Haltet ein! Nicht in Taumel und Tanz erklimmt Ihr den Weg zur Freiheit! Ihr verachtet euch, Ihr tötet eure Seele, Ihr blindet die künftigen Generationen, verdammt sie zu namenloser Qual! Ihr fesselt die Nacht an den eitlem Glanz eurer Fackeln und Thyrsen, verscheucht den Tag! Fordert nicht die strengen kosmischen Mächte dieses Berges gegen euch heraus!

Das Echo wirft dröhnend seine Worte von den Felswänden zurück. Von allen Seiten werden sie laut, als würden sie vom geheimnisvollen Leben des Berges endlos wiederholt. Höngelächter schallt aus der Tiefe. Hässliche Rufe mischen sich mit den ernstesten, vollen Tönen des Widerhalls.

Der Hexensabbath wirbelt höher, immer höher hinauf.

Wehe! Wehe!

Der Helfer taumelt zum Spiegel. Seine Gestalt reckt sich hoch empor. Er hebt drohend die Arme, als wollte er ihn bezwingen, krampft die Hände:

Zeige mir die Wirklichkeit! Träume ich oder träumen sie? Ich werde dich nicht lassen, bis du mir zu Willen gewesen bist, und steigen die Regionen des ewigen Eises über uns hinweg bis ins Tal hinauf, und stürzt der Berg mit uns zusammen! Noch am jüngsten Tage werde ich mein lebendiges Auge starr an dein totes Glas heften! Antworte mir, ich beschwöre dich beim Herrn des Berges!

Der Spiegel flammte wie widerwillig in grünlichem phosphoreszierendem Licht schwach auf, das sich bald über die ganze Fläche verteilt und sie zu breitem, boshaftem Grinsen zu verzerren scheint.

Erst langsam, dann immer stärker treten Bilder in die Erscheinung: der zarte Feminine, begleitet von der vierschötigen Gestalt mit dem gemeinen Gesicht und dem zynischen Erpresserblick — der männlich edle Invertierte neben dem geschminkten Prostituierten mit den schamlosen Dämonenzügen — der blühende, sanfte Ehepaar mit dem jugendhaften Trotz um den Mund und dem schmerzlichen Zug, der sich im eigenen Feuer verzehrt, gellehrigt, und der ohne Gefährte bleibt — der Liebhaber mit dem dicken, verschlungenen Burschen aus dem Volk, der schlau abwägend auf die Ringe und die Uhrkette seines „Freiers“ schielt — der Lehmann mit dem verfertelten Bourgeoisgesicht und den flackernden Augen, der nach allen Gestalten greift, dann vor unlöslichem Durst in Wahnsinn und Verzweiflung zusammenbricht — zuletzt der Helfer selber, wie er dasag: an der Grenze des ewigen Schnees die Hände nach Hilfe ausstreckt.

Der Spiegel erlischt.

Das also ist die Wirklichkeit!

Die Arme des Helfers sind schlaff herabgesunken, sein Haupt ruht auf der Brust. Er scheint vernichtet. Seine Sinne verwirren sich.

Die Welt ist der Fiebertraum eines wahnsinnigen Stotzes . . . — rette, rette sich, wer kann! Es brennt an allen Enden! Vergehent! Zerstörung! Vernichtung! Tod! Hinter den Erscheinungen liegt kein verbindender Sinn, es gibt kein Wesen. Chaos! Kein Hoffnungsstrahl kann in aller Ewigkeit durch diese Finsternis dringen. Hilfe, es brennt!

Er bricht zusammen.

Die wilde Jagd brandet beinahe am Rande des Bergvorsprungs, die Fackeln werfen schon gespenstische Lichter auf die Felsblöcke. Der Spiegel ist zeitweilig grell beleuchtet. Die tolle Musik, vermischt mit Evoc-Rufen, sinnlichem Gurren und dem jähem Aufschrei Verletzter tönt ganz aus der Nähe. Lärm von knackendem Buschwerk und Getöse von rollendem Stein.

Der Spiegel flammt plötzlich hell auf, erstrahlt in Weißglut. Die erhabene Gestalt in wallendem lichten Gewande, eines alten weißbärtigen Mannes mit langem Haupthaar und edlen, gütigen Zügen erscheint, löst sich aus der Fläche, schreitet zum Helfer hin, hebt ihn sanft vom Boden auf und stützt ihn:

Nicht also, mein Sohn!

Der Helfer, mit fremder Stimme, wie vom Tode erwachend:

„Wer bist du? Woher kommst du?“

„Ich bin . . . dein Meister. Ich trat aus dem Spiegel.“

Der Helfer schüttelt ungläubig das Haupt.

„O täusche mich nicht, du freundliche Gestalt. Es ist grausam, den Einsamen, den Erstordenen, der ausgekämpft hat, durch Gaukelei wieder in dieses Leben zu rufen und ihm Hoffnung zu lügen. Nichts löst sich aus dem Spiegel! Alles ist an den Spiegel gebunden, denn alles ist bloß Erscheinung!“

„Ich, dein Meister, bin . . . deine eigene Seele. Als du in letzter Verzweiflung an dem wahren Wesen der Dinge rütteltest und zerrtest, konnte ich aus dem Abgrund des Seins aufsteigen, der sich hinter diesem Glase dehnt, und mich dir durch den Spiegel der Erscheinungen hindurch nahen!“

Der Helfer, selig aufhorchend:

„So gib t es Wesen, so gib t es Sinn?“

„Du hast die Wirklichkeit gerufen. Ich will dir die Wahrheit zeigen, die unabhängig ist von aller Gegenwart, unabhängig von dem, was alle sehen und für wahr halten. Man kann sie nur schauen.

Der Meister berührt den Spiegel mit der Hand.

Schau!

Der Spiegel leuchtet so hell wie vorher bei der Erscheinung des Meisters. In einem paradiesischen Garten lagern an munteren Quellen oder wandeln unter schattigen Bäumen schöne Jünglinge mit herrlichen Jungfrauen. Freundinnen begreifen sich zärtlich. Unter allen bewegen sich frei der Liebhaber Arm in Arm mit dem Geliebten, der invertierte in inniger Umschlingung mit dem Femininen.

Instituierte beider Geschlechter und der Typus des Leherrn stehen nur noch schamhaft am Horizont, winzigen dunklen Wölkchen vergleichbar. Sie vermögen nicht das Sonnenlicht dieser Gefilde zu verfinstern.

Der Meister legt dem Helfer die Hand auf die Schulter.

„Dies ist ein Bild der fernsten Zukunft. Du siehst, die Erscheinungen sind wandelbar. Von mir berührt, der aus dem Abgrund des Seins stammt, müßten sie die Gestalt Ihrer fernsten Bestimmung annehmen. Von dem Abgrunde her werden sie alle durch den Widerstand der Materie und die Vernunftlosigkeit hindurch im Laufe langer, langer Zeiten der vollkommenen Ähnlichkeit mit ihren ewigen Urbildern entgegengeführt. Unablässig arbeiten die Wesen im Abgrund durch die Verunft des Menschen an ihrer Fleischwerdung in der Welt der Erscheinungen.“

„Meister, laß mich die Wesen des Abgrunds erblicken, mich dürstet nach ihnen!“

„Du sollst sie schauen, du sollst den Spiegel zerbrechen . . . wenn du die Kraft dazu hast! Dafür kam ich. Ich will dein Schicksal in deine eigene Hand legen, unabhängig von Gewalt und vom Zufall sollst du sein. Herr über die flosteren Mächte der Zerstörung, selbst Schicksal, selbst Leben, selbst Gott wie die ewigen Urbilder! — Doch mußt du das „Opfer“ bringen!“

Der Helfer stürzt auf den Spiegel zu.

„Ich fühle schon die Kraft in mir, das eitle Glas zu zerschlagen!“

Er versucht den Spiegel zu zertrümmern. Er schlägt mit Fäusten hinein, stammt den Leib gegen die Matte, hämmert mit Steinen an das Glas. Der Spiegel widersteht ihm; er verzerrt sich nur bei jedem neuen Anstürmen des Helfers zu jenem breiten Glimmen in glühendem Licht. Die Schläge werden von den Felswänden als schallendes Hohngelächter zurückgeworfen. Endlich läßt der Helfer erschöpft und entmutigt von seinem vergeblichen Beginnen ab; Schweißperlen stehen ihm auf der Stirn.

„Meister, gib mir den Gefährten! Gemeinsam mit ihm werde ich den Spiegel bezwingen können. Seine freundlichen Worte des Verstehens werden übermenschliche Kraft in mein Herz gießen. Wenn der Spiegel gefallen ist, werden wir, fromm erschauernd, Arm in Arm vor den ewigen Wesen stehen und unsere Seelen werden sich in unentbarbarem Jubel jenseits der Welt der Erscheinung vereinigen.“

Der Meister schüttelt fröhlich das Haupt:

„Das Opfer!“

Die ersten Gestalten erklimmen mit Fackeln und Musikinstrumenten den Rand der Plattform; sie stützen einen Augenblick. Der Lärm ist ohrenbetäubend; die Szene wird groß beleuchtet.

„Mein Sohn, du sollst die Kraft zurückgewinnen, die „Er“ einst verlor . . . Du mußt einsam sein. Das ist das Opfer!“

Der Helfer in qualvollem Ragen:

„Ich habe nicht den Mut, Meister! Keinen einzigen Menschen nahe zu wissen, der meine Gedanken denkt, meine Schmerzen fühlt, der mit mir mit lauter Stimme die alten Kinderlieder singt, wenn Furcht und Grauen mit ihren schweren schwarzen Flügeln mich in der Nacht bedröhen, niemand, an dessen Brust ich weinen kann! Kein Kamerad soll mir zur Seite kämpfen, kein Gefährte soll neben mir schreiten, daß er mich stützt, wenn mein Fuß auf zackigem Felsen sträuchelt! Kein Freund soll mit das Totenlied singen, wenn meine zerbrochenen Glieder den Abgrund hirt, und siegend unsren Weg vollenden! Nur Eiseskäfte, Einsamkeit und Nacht! O, tröstreich ist das Auge des Freundes, süß und berauschend seine leiseste Berührung!“

Der Meister sauft:

„Auf jenen eisigen Höhen, wo nur Galstiges zeugt, ist keine weibliche Berührung mehr. Der Pfad ist eng, zuletzt wandert jeder allein.“

Ernst:

Das Opfer!“

Der Helfer umklammert in tiefster Seelennot die Knie des Meisters:

„Ich kann nicht, Vater!“

Schon während der letzten Worte hat sich der Bergvorsprung mit tanzenden Paaren angefüllt. Andere und immer andere drängen nach. Männer mit Weibern oder mit Jünglingen, Weiber mit Weibern kreisen im Wirbel, die schaurigen Felswände klingen von den Fackelbränden rotglühend auf. Die ganze Plattform, in Tapeshalle getaucht, scheint zu brennen. Epochen, in besudelten aufgeschlitzten Popen, werfen in der Raserei Fackeln an den Spiegel, der doch nicht zerschellt. Nackte Mänaden mit aufgelöstem Haar walzen sich in Zuckungen auf dem Boden, springen wie Raubtiere auf die Tänzer oder beißen sich ins eigene Fleisch. Den Musikanten steht der Schaum vom Munde. Auf dem Fels vorrückeln unter Flüchen Vögel, die ihren Verletzungen erliegen; die Mänaden werfen sich auf sie.

Der Helfer ist vom Boden aufgesprungen und hat sich mitten unter die rasende Menge gestürzt. Die Mänaden wollten ihn zerreißen, weichen aber kreischend vor seiner verkörperten Gestalt wie vor der Erscheinung eines Toten zurück. Er hebt die Hände auf, ruft:

„Halt! Die Freiheit ertanzet ihr nicht! Dies ist der Berg der Erlösung. Hier beginnt die Region des ewigen Eises. Ihr tanzt alle in euren Tod!“

Johlendes Hohngeflüchter erschallt. Die Musik setzt nicht ab, das Toben läßt nicht nach. Rufe ertönen:

„Schl den Narren! — Schl den Träumer! — Predige in der Kirche! Das Klud will uns hindern! — Tanz lieber mit uns, hier ist Liebe, hier ist Leben, hier wird Freiheit!

Während sie sich immer mehr der Eisregion nähern, sucht er sich ihnen heftig mit seinem Leibe entgegenzusetzen. Während drängen sie auf ihn ein, reißen ihn zu Boden. Er klammert sich an die Peplen, greift nach ihren Gliedern; sie treten und schlagen nach ihm.

Steinigt den Wahnsinnigen, schlägt ihn tot wie einen toffen Hund! Zerfleischt ihn, er will uns an der Freiheit hindern!

Unbehinderbar tanzt die wilde Horde über seinen ohnmächtigen Leib hinweg, ihrem Verderben entgegen.

Der Helfer rafft sich blutüberströmt aus dem Staube auf und wankt zum Spiegel hin.

Er erhebt die Hand zum Schlage:

„So sei es! Mächte meines Dämoniums, auch überantworte ich mich!

Eiskälte! Einsamkeit! Nacht!“

Er schlägt zu.

Der Spiegel blüht wie in Todeszuckungen auf. Klaffende Risse zielen sich über seine Fläche, doch ist er nicht zerbrochen.

Der Meister:

„Dein Dämonium trete bewußt in deine Seele, erfülle sich an der Welt! Du, Herr! Dein Dämonium, du selbst!

Allliebe! Gottnähe! Tag!“

Der Helfer erhebt zu neuem Schlage die Hand:

„Allliebe, dir will ich dienen!“

Er schlägt zu.

Ein Donnerschlag dröhnt, der Spiegel zersplittert, die Musik bricht ab, die tobende Menge steht wie versteinert.

Der Abgrund liegt frei. Ueber ihm schwebt in unermeßlicher Höhe ein Haupt mit langem Haar — niemand weiß, ob Mann oder Weib. Die Lider sind halb gesenkt, von den blutenden Lippen fallen schwere rote Tropfen in die Tiefe hinab. Auf dem Gesicht liegt überirdischer Schmerz — oder vielleicht überirdische Verzücktheit. Von den Augen und von der Stirn des Hauptes gehen Strahlen aus, die, wohin sie immer treffen, die ewige Finsternis des Abgrunds taghell durchbrechen. Unendlich dehnt sich die Nacht und die Tiefe. Aus der Ferne tönt es schwach herauf wie Meeresrauschen.

Dort, dort hinten am Horizont reckt sich ein nackter Gigantenleib — ein Mann — er scheint in alle Himmel zu wachsen! Ihm gegenüber, durch Gebirge und Meere getrennt, ragt die Gestalt eines riesenhaften Weibes. Die muskulösen Arme sind in die Hüften gestemmt, die runden, hohen Beine, Titanensäulen vergleichbar, stützen sich schwer auf. Der starke Nacken ist gebeugt, sie tragen, sie tragen jeder eine lebendige Brücke aus Menschenleibern, Männern und Weibern. Die Leiber schließen empor, klammern sich aneinander, ballen sich zu Knäueln, Loglonen von Leibern, die mit einander verwachsen scheinen! Sie steigen, steigen in gewaltigem Bogen, bis sich beide Hälften in der unermeß-

lichen Höhe am Haupte treffen. Die letzten Ausläufer der Bögen — Menschen — klammern sich in den Haaren des Hauptes fest, berühren sich gierig.

Ein Zucken geht bei der Berührung durch die lebendige Brücke, die Leibler bäumen sich, als bewegte sie alle ein einziger Strom der Kraft.

Und das Haupt der Mitte hebt zu singen an, es singt mit blutendem Munde eine schwermüthige Weise, das uralte Lied der Menschen aus Freuden und aus Tränen gewoben, aber vor allem aus Tränen. Die vollen, tiefen Akkorde füllen die Leere des Abgrunds.

Das Haupt schweigt wieder, nur von der Brücke schwingt noch traumhaft leise die Melodie fort. Schwere und dichter sickern die blutigen Tropfen aus dem Munde des Hauptes.

Der Meister tritt an den Rand des Abgrunds und ruft mit gewaltiger Stimme:

„Nichtseiende Seiende, redet!“

Der Mann und das Weib singen:

Wir tragen auf ragendem Nacken, dem wilden,
In zuckendem Bogen das ganze Geschlecht,
Enthüllen in wechselnden Gebilden
Der Dauer und der Vollendung Recht.

Gedungen, Gott in der Welt zu entfalten, wie er sich malt
Gedungen, die leuchtende Welle zu halten, die aus ihm strahlt!
Und bald als vollendet der wirbelnde Bogen, der alles kann:
Mann, Weib! Weib, Weib! Mann, Mann!

Mann, gestalte!

Weib, halte!

Weib-Mann, entfalte!

Das Haupt der Mitte mit blutendem Munde

Von Ewigkeit her kenne ich Dich, Adonai!

Ich bin zugleich mit Dir, Eloi!

Ich ruhte in Dir.

Du spiegeltest Dich in mir — Mann — Weib —

und alle Dinge waren in Dir vereint

und eins.

Ich gab Dir Dein einziges Bild,

daß Du Dich ewig schautest

in Deiner Fülle.

Du brütetest seit Ewigkeit.

Da wurde die Zeit.

Zwei blaue Flammen zuckten auf,

der Aether wirbelte.

Sehnsucht und Liebe hatten sich gelöst,

Sehnsucht und Liebe zeugten erst die Tat.

Sehnsucht und Liebe rühen in der Welt.

Sehnsucht und Liebe nur erlösen sie.

Liebendes Verlangen nach Deinem eigenem Wesen

hatte sich aus Dir ergossen.

Du wolltest, in getrennten Gestalt,
 Dich werden fühlen
 diesseits von Deiner Ewigkeit.
 In wachsender Selbstschau
 wolltest Du Dich erleben,
 bis zur endlichen Vollendung Deiner Selbst.
 Mein einiges Bild war Dir nicht mehr genug.
 Ich floh entsetzt aus Dir,
 Du Hochstent mich!
 Ich widerstand!
 Wußtest Du nicht, Allwissender,
 daß alle Schmerzen, jedes Leid in Dir —
 denn alle, alle Dinge birget Du in
 rein aufgelöst in seliger Harmonie —
 getrennt als Qualen in der Welt erscheinen?

Strahlen von sanfterm männlichem Licht fallen schweigend hernieder
 auf das Haupt, kühlen weich alle Züge ein, verklären sie zu wehmütvoller
 Sehnsucht.

Schwer tönt ein lang anhaltender Seufzer aus fernster Höhe über dem
 Haupt:

„Ich habe es gewußt! —
 Dies ist die Finsternis! —
 der Teil von Mir,
 der sich in keinem Spiegel bricht.“

Das Haupt schlägt die Augen voll auf.

Mild: Im Feuerwirbel werdender Sterne
 hast Du mich gerufen, Adonai!
 Du konntest nicht sein ohne mich,
 Deine Welt, ohne mich, konnte nicht
 hinanwachsen zu Dir.

schmerzlich:

Ich widerstand . . .

selig lachend:

Doch als der erste Laut der Qual
 von dem werdenden Leben heraufschrie,
 leuchteten wider zwei blaue Flammen
 über dem Abgrund:
 Alliebs aus Dir, aus mir!
 Und unsere Flammen
 webten die bittlich schimmernde Strahlenbrücke
 zwischen Dir und mir.
 Ich schlochte bitterlich auf —
 ward dieses Haupt.
 Wieder sind wir getrennt und eins,
 doch der Spiegel ist trübe . . .

 aus Zeit wird Ewigkeit!
 Ich diene Dir, Eitel!
 Ich bekämpfe Dich, Eitel!
 Ich diene Dir, Dich bekämpfend.

Ich wie Jakob, der Dich bezwang am Jordan,
Leib zu Leib.
Ich goss am Hothibaum,
erschrak auf Horebs Höhe,
rang in Gettsarane.

Das Haupt neigt sich totesmilde hornb. schließt wieder halb die Lider,
singt:

O eurer Schmerzen, o eurer Qualen schluchzender Chor,
Ich bin der sichere Hort der Vollendung, leit' euch empor!
Die Heilige lirt:

O unser Schmerzen, o unser Qualen
Wer kennt sich aus?
Du stimmst die Harfe, Du schlägst die Leier,
Du weites Haus!
In dir wir weben, in dir wir weben,
Du bist uns Halt.
Durch dich zur Hoffnung, in dir zur Leben,
Du grüner Wald!
Wir sind bloß Leiber aus Staub gewoben,
Du führst uns recht;
Du warst zugleich mit der Gottheit droben,
Wir sind Geschlecht.
Du unserer Leiden, du unserer Qualen
Reiches Ohr,
Reißt uns hinauf in gewaltigem Bogen,
Führst uns empor!
Stimme und Sinn unseres dunklen Daseins,
Ewig Weib/Mann,
Du bist die Hostie der Erlösung,
Leit' uns hinein!
Du wählst des verworrenen Rätsels Lösung,
Findest das Wort.
Du schaust der Gottheit reine Gestalten,
Schmerzreiches Haupt, unser Hort!

Die Vision verblaßt, löst sich auf. Dunkelheit. Doch im Osten
graut der Tag. Allmählig wird es heller. Der Meister ist verschwunden,
der Heiler schreitet auf dem Weg zum Gipfel.

Zögernd steht die Menge dicht zusammengedrängt. Einzelne ge-
dämpfte Rufe nach Musik und Tanz werden laut. Andere weisen mit den
Händen nach dem Gipfel und zum Heiler.

Musikinstrumente und erloschene Fackeln liegen verstreut am Boden.
Ueber dem Abgrund geht die Sonne auf. René Stelter

Jean Paul

„Auswahl aus des Teufels Papieren“

Auf einem Ofen, der einen nackten, vollständigen Ganymed darstellt.

Das ist der einzige Ofen, der erwartet, wenn man ihn nur
ansieht, und Bekleider, es sei am Ofen oder am Anseher, sind
der einzige Ofenschilm.

Äußerungen zu Dostojewskij Teil I

F. Karsch-Haack stellt in seiner sehr lesenswerten Abhandlung I. Teil, Heft 9 der Zeitschrift, über das Verhältnis des großen russischen Dichters zur Homöerotik die Behauptung auf, daß Dostojewskij „die passendsten Gelegenheiten zur Schilderung homogamer Beziehungen sich ahnungslos dann entgehen läßt, wenn es sich um mann-männliche Verknüpfung handelt, die ihm offenbar gar nicht liegt, so daß der Schluß gestattet ist, Dostojewskij selbst möchte rein heterogam voranlagt gewesen und der Androgamie verständnislos gegenüber gestanden sein.“ Ich möchte hiergegen die Novelle „Ein schwaches Herz“) ins Treffen führen. Sie ist in erotischer Hinsicht das Gegenstück zu dem von Karsch-Haack eingehend besprochenen Romanfragment „Njetotschka Neswanowa“. Wie die Heldin dieses Fragments sich vollkommen der Prinzessin Katja zu eigen gibt, gibt sich in der in Frage stehenden Novelle Arkadius Iwanowitsch Nefedewitsch an seinen Amtskollagen Waßja Schamkow hin. Er, der athletisch gebaute Mann, sorgt sich mit rührender Zärtlichkeit um den körperlich und geistlich schwächeren Freund, der in Wahnsinn verfällt, weil er eine ihm von seinem Amtsleiter übertragene Sonderarbeit nicht rechtzeitig anfertigen kann. Ja seine Zuneigung geht so weit, daß er die Braut seines Freundes um des Freundes willen liebt. „Ja, ich liebe sie, so wie ich dich liebe! Sie wird auch mein Engel sein, gerade so wie der deinige, weil auch für mich euer Glück erglänzt und mich erwärmt. Sie wird auch meine Wirtin sein, Waßja; in ihren Händen wird mein Glück ruhen. Laß sie deine wie meine Wirtin sein! Ja, meine Freundschaft zu dir ist Freundschaft zu ihr; ich werde jetzt zwei solcher Wesen wie dich anstatt eines neben mir haben.“ Arkadius umarmt und küßt Waßja, wo immer sich hierfür eine schickliche Veranlassung bietet, hütet ihn wie eine Mutter ihr Kind, wie der Mann seine Geliebte. Waßja aber hat durchaus Dankbarkeit für das Gefühl, das ihm Arkadius entgegenbringt. So sagt er z. B.: „Ja, Arkadius, ich muß dir sagen, daß deine Liebe mich aufs tiefste niederdrückt. Weißt du, daß ich oftmals, besonders wenn ich mich schlafen legte und deiner gedachte (denn ich gedanke stets deiner, wenn ich einschlafe), Tränen vergossen habe und mein Herz gezittert hat, weil . . . weil . . . nun weil du mich so liebst.“

Aus dem Gesagten erhellt, daß eine geistig-seelische homogene Liebe mit physischem Einschlag die Freunde verbindet. Bei Arkadius ist dieser Einschlag schärfer ausgeprägt; er ist durchaus Homöerot. Waßja aber stellt den Typus des Bisexuellen dar. Und beide — hierin liegt ein besonderer Reiz — sind sich im Grunde über die Art ihrer Veranlagung nicht klar.

Ein feiner Zug des Dichters ist, daß er die Braut Waßjas nach dessen Ostseeserkrankung sich mit einem andern Mann vermählen

*) Uebersetzt von Hubert Putze und fälschlich von diesem als Roman bezeichnet. Aufbau und Vorwurf lassen das klar erkennen. Die Uebersetzung erschien im Deutschen Volkverlag, Schkeuditz-Leipzig.

läßt. Arkadius aber bleibt unbewußt. Als er zwei Jahre nach dem Unglück, das Waßja betroffen, dessen einsiliger Braut in der Kirche begegnet, hat diese einen Gatten und einen Säugling. Sie sagt ihm geradeheraus, daß sie glücklich und nicht ärmlich in ihrer Ehe lebe. Allerdings gedenkt sie unter Tränen des armen Waßja, jedoch so, wie man eines teuren Toten gedenkt, für dessen Verlust einem das Leben vollen Ersatz gegeben hat. Arkadius aber verwindet den Schicksalsschlag nicht, der ihn schwer durch Waßjas Wahnsinn getroffen.

Fjodor Michailowitsch Dostojewskij hat der Androgynie doch nicht ganz verständnislos gegenüber gestanden.

Eduard Oskar Püttmann

Dostojewskij und die Uranischen*)

(Schluß)

Das Gut Stepantschikowo

Nach Verlassen des Zuchthauses hat Dostojewskij, während seines Aufenthaltes in Semipalatsinsk, unter andern Werken den humoristischen Roman „Das Gut Stepantschikowo und seine Bewohner „als Aufzeichnungen eines Unbekannten“ ausgearbeitet.

Der Witwer Oberst a. D. Jegor Iljitsch Rostanoff, ein „vierzigjähriges Kind“, lebt auf dem ihm durch Erbschaft zugefallenen Gut Stepantschikowo mit seinen 600 Seelen so festgewurzelt, als ob er eingeborner Gutsherr und nie über sein Besitztum hinausgekommen wäre. Seine nächsten Angehörigen im Herrenhause sind seine beiden Kinder, die 15jährige Alexandra und der 8jährige Iljuscha, ferner seine Mutter, die Tiernärrin und zweimal verwitwete Generalfin Krachotkina, endlich sein bei Beginn der Erzählung zuerst im Gut auftauchender Neffe Ssergei Alexandrowitsch, der Erzähler aller Ereignisse des Romans in Ichform. Schon nach einigen Stunden Aufenthalts im Herrenhause ist der Neffe sich darüber vollkommen klar geworden, daß er sich in einer Art Irrenhaus befinde.

Als fremde Hauptpersonen treten auf: ein 16jähriger Knabe vom Gesinde, der zum Kutscher ausgebildet werden soll und „wegen seiner Schönheit“ ins Herrenhaus genommen ist, sowie der ehemalige Vorleser des verstorbenen Generals Krachotkin, Foma Fomitsch Opiskin, ein etwa fünfzigjähriger Mann von Halbbildung und gänzlich unbekannter Herkunft, ein Abenteurer mit parasitischen Anlagen und großer hypnotischer Kraft, der eigentliche Held des Romans. Die Handlung besteht wesentlich darin, daß der neue Ankömmling, der Neffe des Gutsherrn, durch seinen Einfluß auf den ihm ergebenden Onkel, Fomas angemessene Herrschaft über diesen Onkel und dessen Mutter, und damit über das ganze Haus, zu brechen trachtet, indessen nur die Wirkung erzielt, daß Foma den Beleidigten und im Herrenhause nicht mehr Geduldeten spielt und

*) Dostojewskij Anfang in Heft 9 des „Uranos“

scheinbar freiwillig das Feld räumt, aber bald darauf, wie er nach Lage der Dinge und nach dem Charakter der maßgebenden Personen es erwarten mußte, vom mitleidigen Onkel im Triumph wieder zurückgeholt wird.

Unklar bleibt das Verhältnis Fomas zu Falalei, den Foma als Dorn im Auge empfindet; Falalei führt ungewollt das Verhängnis über Foma herbei. Der Junge hat ein Mädchengesicht mit hübschen blauen Augen, roten Backen und milchweißen Zähnen. Er ist eine „Dorfschönheit“, die sich an Feiertagen die Locken brennen lassen muß. Er ist empfindsamen Gemüts und mitfühlenden Herzens, gut und friedfertig, vollkommen naiv-wahrheitsliebend und offenerzig. Lügen kann er nicht, auch wenn er es wollte. Intelligenz steckt nicht viel in ihm; das russische Alphabet ist ihm nicht beizubringen. Dafür ist er geborener Tänzer und tanzt er leidenschaftlich den Kamarinskaja-Musik. Diesen Tanz liebt Falalei so sehr, daß, wenn er die Kamarinskaja spielen hört, es ihm unmöglich ist, nicht zu tanzen. Von allen Bewohnern des Qutes ist Falalei gern gesehen, besonders verhätschelt wird er von der Generalin: „er ist ihr teurer wie etwa ein nettes, seltenes Spielzeug und man weiß nicht, was sie mehr liebt: ihr kleines Schoßkindschen Anil oder diesen Falalei.“ Der Generalin scheint denn auch der Knabe besonders herzlich zugetan. Von Foma dagegen wird ihm in einer Weise zugesetzt, die hart ans Sadistische grenzt: „er spielt mit seinem Opfer wie die Katze mit der Maus“, so daß der arme Knabe, ohne Idiot oder auch nur geistesschwach zu sein, mit herabsetzenden Schimpfnamen, wie „holländische Fratze“, „lebendes Beefsteak“, „armseliger Idiot“, „niedrigste aller Kreaturen, wengleich Gottes Ebenbild“ belegt wird. In seiner Hilflosigkeit haßt er schon, wenn er den Gestrengen nur in seiner Nähe weiß. Den stärksten Anstoß nimmt Foma an der Schwärmerei des Jungen für die Kamarinskaja, die er den unanständigsten aller Tänze schilt. Seine grenzenlose Gütmütigkeit und auch wohl die instinktive Furcht vor Fomas Macht treibt den Knaben dazu, seinem grausamen und unablässigen Quäler noch Gefühle der Dankbarkeit entgegenzubringen, so daß er ihm sogar die Hände küssen möchte, als Foma nach seiner Flucht wieder zurückgeholt wird. Es bleibt dem Leser überlassen, zu erraten, was dem anscheinenden Haßgefühl des wie ein altes Weib kreischenden Komödianten Foma gegen den schönen harmlosen Falalei wohl zu Grunde liegen möge. Fomas, der eine ganze Seite herunter die Erklärung variiert: Foma Fomitsch kann einen Falalei, seinen ewigen Peiniger, nicht lieben, auch wenn er es wollte.

Dostojewskij hat in seinem Roman hervortretende Nebenrollen zwei Personen zugewiesen, die nur äußerlich Männer, sonst jedoch ganz etwas anderes sind. Bachtschejeff und Widoplissoff. Der weibische Bachtschejeff, ein Gutsnachbar des Obersten, der von sich selbst sagt, „von Charakter bin ich ein Weib“, mag die „Weiberbande“ nicht, tötet blswellen aus der Fistel, als wolle er jemanden nachäffen, hat Angst vorm Gewitter, bekreuzt sich beim Donner- schlage wie die Freundinnen der alten Generalin, und beim Anblick

der weinenden Damer kommen ihm die Tränen heiligstehend nahe. Obgleich also ein Weib in Mannsgestalt macht er einer weiblichen Nebenperson des Romans einen Heiratsantrag, wird aber abgewiesen. Und nun Gregori Widopljassoff? Eine äußerst drollige Gestalt. Diener beim Gutsherrn auf Stjepantschkrowo kleidet er sich gut und gewöhlt, trägt sein Haar zu Locken gedreht und pomadisiert, die kleinen Hände wünschlich in Rosenwasser gewaschen, die Fingernägel geckenhaft lang und rosig; er lispelt vornehm, schlägt die Augen auf und nieder, seufzt, schmachtet, und duftet nach Parfüm; der ganze Mensch erscheint fürnlich durchtränkt mit Delikatesse, Subtilität und ungewöhnlich entwickeltem Empfinden der eigenen Würde. Er ist Schönschreibekünstler und wird angeblich deshalb von Foma als Sekretär in Beschlag genommen. Durch Fomas Einwirken wird er völlig um den Verstand gebracht und schnappt über. Er macht Gedichte, die ihm Foma korrigiert. Er will sie drucken lassen. Er darf sie aber nicht einfach als „Widopljassoffs Gedichte“ erscheinen lassen, sondern nur unter dem Titel „Widopljassoffs Wehklagen“ mit einem Vorwort von Foma. Dieser Widopljassoff kommt auf den närrischen Einfall, ein nettes, fleißiges, lustiges junges Mädchen vom Hofgesinde zu heiraten und macht ihm den Hof. Aber plötzlich hat er genug davon, will nicht mehr und sagt ab. Das lustige Ding, in Widopljassoffs Augen fortan nur noch „eine echte dumme Gans“, hetzt das Gesinde gegen ihn auf, so daß die kleinen Hoflungen ihm nachschreien, wo immer er sich blicken läßt. Gegen alltägliche, ja stündlich ihm zugefügte Beleidigungen sucht Widopljassoff Schutz beim Gutsherrn und verlangt von ihm „Veredlung“ seines „unbegründeten“ Familiennamens, da die Hofleute ein schmutziges Wort gefunden haben, das sich auf diesen Namen reimt. Versucht wird es mit Oleandroff, Tulpenoff, Wernyj; allein immer findet irgend ein Hofbengel einen passenden Reim darauf; so auf Wernyj (treu) Skwernyj (schändlich), auf Ulanoff: Bollwanoff (Schaßkopf). Auf Tanzoff entdecken die trechen Hofbengel sogar einen solchen Reim, „daß man ihn überhaupt nicht aussprechen darf“. Schließlich fordert Widopljassoff den seiner Pomadenbüchse entnommenen Namen Esbuketoff. Dieser Geck ist nicht etwa wegen seiner Hochnäsigkeit, sondern lediglich deshalb beim Hofgesinde unbeliebt geworden, weil er dem Foma, seinem „Wohltäter“, alles hinterbringt.

Aus einem Totenhause

Dostojewskijs „Aufzeichnungen aus einem Totenhause“ schildern in ruhiger, durch kritische Bemerkungen selten unterbrochener, objektiver Darstellung, was er im Omsker Zuchthaus erlebte, was er da gesehen und gehört hat, die Häftlinge in ihrer häuslichen Tätigkeit, in der Kirche, im Bade, bei ihrer Erholung, beim Theaterspiel, im Lazarett, im Streit untereinander, in der Auflehnung gegen Vorschriften oder Vorgesetzte, vor und nach Exekutionen, in den verschiedenen Zeiten von Tag und Jahr, Sogar die Tiere im Ostrog, die Pferde, Hunde, Gänse, ein Ziegenbock und ein Häßgalliner

Adler erregen seine eingehendste und liebevollste Aufmerksamkeit; er widmet diesen Hausgenossen sogar ein eigenes Kapitel seiner Aufzeichnungen. Und diese Aufzeichnungen sind „eine grandiose Offenbarung, wie sie keine Literatur bisher kannte“ (Brückner).

Wenn Dostojewskij ein guter Beobachter war, konnte im Zucht-
hause auch Uranisches seiner Wahrnehmung nicht entgehen. Er hat es bemerkt und es auch geschildert, wenngleich er es nicht als solches hinstellt oder kennzeichnen wollte. Und zwar geschah das in zweifacher Gestalt: in der Küche und beim Theater-
spiel.

Die Köche, erzählt Dostojewskij, werden nicht Köche genannt, sondern weiblich: Köchinnen. Und es ist bezeichnend, wie er sich den Vorgang zurechtlegt. Er meint, es sei das keineswegs aus einer verächtlichen Auffassung ihrer Beschäftigung oder aus einer besondern Geringschätzung der dabei in Frage kommenden Personen geschienen; um so weniger, als für die Küche hervorragend geschickte und nach Möglichkeit ehrliche Leute aus der Menge der Häftlinge dazu ausgewählt worden wären. Vielmehr sei das einfach nur so zum Scherz geschehen. Und die Köche hielten diesen Scherz denn auch durchaus nicht übel aufgenommen. Einer von den vier Köchen habe Ossip geheißen; er wurde stets die Köchin Ossip genannt. Mag immerhin die eigenartige Küchentracht der Köche, insonderheit die unentbehrliche Schürze einen Anlaß zu dieser Umtaufe gegeben haben; unzweifelhaft dürfte aber auch im sibirischen Zuchthause, sowie sonst überall im Leben, neben Ehrlichkeit und Geschicklichkeit die spezifische Eignung für den Kochberuf, ein gewisser Feinismus, den Ausschlag bei der engeren Auswahl der als geeignet für die Küche in Frage kommenden Gefangenen instinktiv gegeben haben. Und was den nicht uranischen überflächlichen Sträflingen ein Scherz dünken mochte, das war für die uranischen sicherlich der sinnreiche und bezeichnende Ausdruck ihrer tieferen psychologischen Erkenntnis.

Dostojewskij schildert auch eingehend eine Theateraufführung der Häftlinge im Omsker Ostrog. Sie fand am dritten Tage des Weihnachtfestes statt. Fünfzehn hübsche intelligente Gefangene stellten das Bühnenpersonal dar¹⁾. Zwei Stücke wurden gegeben. Im ersten Stück „Filatka und Minschka, die Nebenbuhler“ spielte Bakluschin den Filatka, die Braut Filatkas gab Ssirotkin. „Wie der in Weiberkleidern aussieht! na, Sie werden ja mit eigenen Augen sehen“ meinte Bakluschin stolz zu Dostojewskij und schnalzte vor Vergnügen. Und wirklich: Dostojewskij schreibt: „Ssirotkin als Braut . . . Ssirotkin, den man als Mädchen verkleidet hatte, war allerliebst.“ Im zweiten Stück: „Kedril der Vielfräß“ trat Ssirotkin nicht auf. Im Schlußspiel dagegen, einer „Pantomime mit Musik“.

¹⁾ Sieh auch: Das Theaterstück, Eine aufgefundene Neujahrserinnerung an die sibirische Gefangenschaft Dostojewskija. Wiedergezählt von Marie Benschmenty, im „Vorwärts“, Berlin, 34. Jahrg. Nr. 358 vom 31. Dezember 1917.

gibt Ssirotkin das Weib des Müllers und spinnt Flachs. „Er sieht in dem Kostüm des jungen Weibes ganz vorzüglich aus. . . Unter den Zuschauern werden einige halblaute Komplimente an seine Adresse laut. . . Ssirotkin wußte den Schreck und die Kopflosigkeit vorzüglich darzustellen“ vermerkt Dostojewskij in seinen Aufzeichnungen. Ssirotkins Spiel dankt ihn so ausgezeichnet, daß er die Klage nicht unterdrücken kann: „Wieviel Kraft und Talent geht bei uns in Rußland nutzlos verloren und wieviel Menschen gehen unter in Unfreiheit und Zwangsarbeit!“ . . .

Was hat es nun für eine Bewandnis mit diesem gefeierten Ssirotkin? Schon in den ersten Tagen seines Ostroggeliens — so erzählt Dostojewskij — erweckt ein junger Arrestant, „ein ganz reizender kleiner Knabe“, in ihm besonderes Interesse. Er heißt Ssirotkin und ist in vieler Beziehung ein recht rätselhaftes Wesen. Zuerst frappiert sein außerordentlich schönes Gesicht. Er ist höchstens 23 Jahre alt. Er ist Zwangsarbeiter der „besondern“ Abteilung, d. h. ein „ewiger“, dessen Strafzeit nicht festgesetzt ist, folglich muß er ein schwerer militärischer Verbrecher sein. Ein stiller, sanfter Junge ist er, der wenig spricht und nur sehr selten lacht. Er hat blaue Augen, regelmäßige Züge, ein zartes ganz sauberes Gesicht und ganz hellbraunes Haar. Selbst der nur zur Hälfte abasierte Kopf entstellt ihn nicht: ein so reizender Junge ist er. Ein Handwerk versteht er nicht und sucht sich auch keine Beschäftigung. Geld aber verschafft er sich, wenn auch nicht viel, so doch oft. Er ist auffallend faul und geht nachlässig und unsauber gekleidet, es sei denn, daß ein anderer ihn einmal hübsch kleidet, womöglich in ein rotes Hemd — dann ist Ssirotkin sichtlich froh darüber, geht in die Kaserne und zeigt sich. Weder trinkt er, noch spielt er Karten, noch fängt er mit einem Menschen Streit an. Zuweilen sieht man, wie er hinter der Kaserne einhergeht, die Hände in den Hosentaschen, friedlich, nachdenklich. . . . Worüber er nachdenken mag, ist schwer sich vorzustellen. Ruft jemand, so antwortet er sofort und sogar gewissermaßen ehrerbietig, jedenfalls nicht nach Arrestantenart, aber immer kurz, ungesprächig, nicht mitteilend wie die anderen; und ansehen tut er einen, als wäre er ein zehnjähriges Kind. Hat sich etwas Geld bei ihm eingefunden, so kauft er sich niemals etwas Notwendiges; er wird nie seine Lappe ausbessern lassen oder neue Stiefel sich anschaffen, sondern sich stets ein Semmelchen kaufen, einen Kalatsch oder einen Pfefferkuchen und ihn aufessen, ganz als wäre er sieben Jahre alt. „Ach du, Ssirotkin!“ sagen zu ihm nicht selten die Sträflinge. „du Kasaner Waisenknabe!“ In der arbeitsfreien Zeit hält er sich gewöhnlich in fremden Kasernen auf. Alle Sträflinge sind mit einer eigenen Arbeit beschäftigt, nur er allein hat nichts zu tun. Sagt man etwas zu ihm, gewöhnlich um sich über ihn lustig zu machen — und über ihn lachen selbst seine Freunde — so kehrt er um und geht, ohne ein Wort zu sagen, in eine andere Kaserne; zuweilen aber, wenn man ihn schon gar zu sehr verspottet, errötet er.

Oftmals fragt sich Dostojewskij, für welches Vergehen dieses friedliche, gütliche Wesen in den Ostrog wohl mag gekommen sein? Als er einmal krank im Hospital im Arrestantensaal liegt, ist Ssirutkin gleichfalls krank und liegt neben ihm. Gegen Abend kommen sie in ein Gespräch. Dostojewskij glaubt, es sei ganz zufällig gekommen. Ssirutkin wird plötzlich gesprächig und erzählt ihm auch, wie er unter die Soldaten gesteckt wurde, wie seine Mutter, von der er noch bezweifelt worden war, gewelkt habe und wie schwer es unter den Rekruten gewesen sei. Er versichert, er habe das Rekrutenleben auf keine Weise ertragen können, weil alle dort so böse und streng ausgesehen hätten; auch die Kommandeure seien mit ihm immer unzufrieden gewesen. Er sei im ganzen nur ein Jahr im Bataillon geblieben, hierher und in die besondere Abteilung gekommen, weil er seinen Kompagniechef getödtet habe. Und auf Dostojewskijs Gegenäußerung, das habe er schon gehört, aber er glaube es nicht, erzählt ihm Ssirutkin sein Schicksal: Mein Mutterchen hat mich sehr geliebt, das ist wahr. Als ich unter die Rekruten ging, da hat sie sich hingelegt und, wie ich gehört, ist sie nicht mehr aufgestanden. . . . Bitter wurde es mir zum Schluß bei den Rekruten. Der Kommandeur liebte mich nicht; für alles bestrafte er und für was? Ich gehorchte allen, lebte akkurat, trank kein Gläschen, eignete mir nichts Fremdes an. . . . Aber alle um mich herum waren solche Hartherzige — nirgend etwas, wo man hätte weinen können. Dann geht man einmal hinter eine Ecke und weint sich da aus. . . . Und einmal stand ich Wache. Es war schon Nacht. Ich hatte den andern Posten abgelöst und stand neben dem Schlußwachhäuschen. Der Wind ging: es war Herbst und die Nacht so finster, daß du dir die Augen zerreißen konntest und doch nichts gesehen hättest. Und da wurde mir so traurig ums Herz! Da nahm ich mein Gewehr, nahm das Bajonett ab, legte es neben mich, zog den rechten Stiefel aus, setzte das Gewehr gerade vor mich hin, beugte mich mit der Brust auf die Mündung und drückte mit der großen Zehe auf den Hahn. Was aber sehe ich? . . . Ich bin nicht erschossen! Das Gewehr hat versagt. Ich untersuche alles ganz genau, reinige das Zündloch, schütte neues Pulver dazu, schlage den Feuerstein etwas ab, und setze die Mündung wieder auf die Brust. Aber was? Das Pulver flammt auf, jedoch der Schuß versagt wieder! Was ist das, denke ich! Ziehe mir den Stiefel an, setze das Bajonett wieder auf, schweige und gehe wieder auf und ab. Und da beschloß ich denn: einerlei wohin, aber nur heraus aus den Rekruten! Nach einer halben Stunde kommt der Kommandeur; er macht die Runde. Er kommt gerade auf mich zu: „Steht man so auf Posten?“ schreit er. Da nehme ich mein Gewehr und stoße ihm das Bajonett hin an den Lauf in die Brust. . . . Viertausend Spießbruten und dann hierher, in die besondere Abteilung. . . .

Dostojewskijs Aufzeichnungen enthalten über Ssirutkins etwaige homogene Natur keinerlei direkte Angabe. Wie erklären sich aber seine Bemerkungen: der Junge habe Geld, obgleich er nicht ar-

beite, nicht viel Geld, aber oft? Daß ein anderer ihn mal hübsch kleide? Daß bei der Theatervorstellung aus dem Zuschauerraum Komplimente an seine Adresse laut werden? . . . Uranisches wird in all dem freilich nur gelten lassen, wer die uranische Welt kennt und zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Auch hier gewinnt man den Eindruck: Schilderung androgamer Beziehung liegt Dostojewskij nicht, daher alles verschleielt bleibt. Es entsteht nur die Frage: Hat Dostojewskij das Uranische bei Ssirotkin verschleielt wollen, oder hat er es als solches überhaupt nicht empfunden?

Rodion Raskolnikoff

Der bekannteste Roman Dostojewskijs: „Rodion Raskolnikoff“ (Schuld und Sühne) enthält nur sporadisch uranische Andeutungen, die Nebenpersonen des Romans betreffen. So wird ein Kriminal-Beamter Porphyri Petrowitsch als weiblich charakterisiert, und Maria Petrowna, eine feurige und empfängliche Frau, hat die Awdotja Romanowna, eine Schönheit, als Gouvernante in ihr Haus genommen, weil sie sich in sie verliebt, „buchstäblich verliebt“ hatte.

Die Dämonen

Dostojewskijs Revolutionepos „Die Dämonen“ weist nur auf das piepsende und quakende Stimmchen des Genies Karmasinoff hin, ein Stimmchen, das „in etwas einer Frauenstimme glich“; Karmasinoff lispelt nur fein und vornehm. Eine weibliche Stimme, wie Karmasinoff sie hat, wird auch dem ungenannten dritten Redner der Matinée zugeschrieben.

Ein aufmerksamer und feindlicher Kopf dürfte in den Werken Dostojewskijs zweifellos noch manches finden, was sich uranisch deuten läßt oder ans Uranische streift, im vorausgehenden Versuche jedoch nicht berücksichtigt wurde. Dieser erste Versuch praetendiert ja auch nicht, seinen Gegenstand zu erschöpfen, sondern beabsichtigt nur, auf das Thema als lohnend hinzuweisen und zur Nachprüfung wie zu fortgesetzten Studien anzuregen.

F. Karsch-Haack

Sklave

Nun bist Du sein
 Sein bist Du, sein.
 Sein Eigentum! —
 Er ist Dein Herr! —
 Schwer, — schwer
 Liegt diese Not auf mir.
 Oh, ruf! Oh, ruf! Ich komm'.
 Ich helfe Dir!

Leo Zador

Magisch-polare Strömungen im Sexualleben

Sexual-Magie?

Sexual-Magie! Da sich der Philister unter diesem Worte absolut nichts vorstellen kann, hat er es wüst in Verruf gebracht, wie alles, was zuhüteten seines Pegelstandes thront.

Selbst dem geistigen, würdevollen Rudolf Steiner hat man Sexual-Magie vorgeworfen, als ob es überhaupt eine Sexual-Ethik gäbe, die über die Formel hinausgeht:

Nicht mit Gewalt —

Nicht mit List —

Nicht für Geld!

„Die Ehre des Menschen sitzt über dem Nabel“, sagt Maltatull.

Einsame Junggesellen, die aus Geld, Schüchternheit oder Mangel an Selbstvertrauen Junggesellen und einsam noch bleiben und Philister dazu (dies hängt aber nicht ursächlich damit zusammen), geilen sich an dem Kamasutra auf, den sonst heutzutage kein noch so eingeweichtes Sanskritologe, Mystiker oder Theosoph mehr lesen würde!

Selbst eine so gute, kluge und ernste Frau wie Dr. phil. Helene Stöcker, fällt auf den „faulen Zauber“ dieser Liebeszauberei herein, indem sie ihren wundervollen Vortrag „Altruismus und Sexualität“ mit den Worten krönt: „Es ist vielleicht kein Zufall, daß die Inder die herrlichsten Werke über den Sinn des Tat-tvam-asi und zugleich die erhabenste ars amandi geschaffen haben!“

Schon das Wort „Liebeskunst“ löst auf der ganzen Phalanx vom Oberhaus des Ethikers bis zum Unterhaus des Don Juan — je nach Temperament und Stimmung — Empörung oder geringschätziges Lächeln aus. „Die Natur selber wird für jeden der Schönheitsempfindung fähigen Geist die Lehrmeisterin der Aesthetik und der Kunst“ sagt Ludwig Kühlenbeck in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Prolegomena des Giordano Bruno.

Seit Schiller schrieb:

„Zwischen Sinnesglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die hange Wahl —“

ward dieses Wort zur Ausgangsformel aller derer, die der Gegensatz lie Sinnlichkeit — lie Geistigkeit quälte. Adrien Turel schrieb darüber sein wundervolles Buch „Selbsterlösung“. Ich selbst schrieb eine lange Novelle, der ich obiges Dichterwort zum Titel gab, und als ich die Feder aus der Hand legte, ward ich gewahr, daß dieser Gegensatz gar keiner ist, sondern, wie jede Polarität, ein Januskopf: eine in zwei Aspekten sich offenbarende Einheit. Die Sexual-Magie, die ich meine, ist Synthese von Sinnlichkeit und Geistigkeit — der „vermählte Strahl auf der Stirn des hohen Urniden“. Die Polarität, die ich soeben erwähnte, tritt haarscharf un-

risseu hervor, wenn man das Wort Sexual-Magie nüchtern real-philosophisch zerpfückt: es bedeutet geschlechtliche Zauberkunst. Man braucht kein Okkultist zu sein, um zu wissen, daß es eine weiße und eine schwarze Magie gibt. Dr. med. Franz Hartmann hat ein Buch geschrieben: „Weiße und schwarze Magie“. Edmund Lord Baiwer-Lytton charakterisiert das Wesen der weißen Magie in seinem beräuschten, farbenprächtigen Romane „Zanoni“ und das der schwarzen in dem dämonischen Gegenstücke dazu: „Eine seltsame Geschichte“. Die Dichter können problematische Naturen und mysteriöse Seelenzustände intuitiv richtiger erfassen und besser schildern als wir zünftigen Psychologen. Ich erinnere nur an die beiden großen Narren König Lear und Don Quixote, deren Schilderung Shakespeare und Cervantes weit besser gelungen ist, als den Psychiatern, die sofort diese Phantasieschöpfungen als wundervoll typische Krankheitsbilder erkannten und das Tatenmaß ihrer blut- und lebensleeren Gelehrsamkeit nach den Schemen warfen. Dennoch ragen diese realer als jedes Nennen und selber unberührt noch nach so und so vielen Generationen gigantisch vor uns auf.

Nun kann, je nach ihrer Anwendung, die Sexual-Magie recht wohl schwarze oder weiße Magie sein. Doch ist das indische Lingam-Yoga neutral, das indische Kamasutra nichts als eine physisch-mechanische Anleitung zur Herstellung von Lustgewinn.

Der Mystiker, jenseits von Gut und Böse, sucht jenes Stief-in-Gott-Versenken, das Dante lakonisch-plastisch Indiarisi nennt. Auf welchem Wege könnte er das intensiver und schneller erreichen, auf auf demjenigen sexueller Ekstase? Damit die sexuelle Ekstase über den momentanen Erregungszustand hinaus auf der siebenfarbigen Brücke des Geistigen vom herben Erdduft bis ins Göttliche hinübereibriere, ist aber ein Lösegeld nötig, wie bei jedem Fußtritt unserer Heimatflur des Spirituellen, den wir der heißen und wüsten Welt Brust an Brust mit verknirschten Zähnen abringen!

Dieses Lösegeld muß der Yoghî, der Lebende, dadurch entrichten, daß er die beiden Formeln, die aus der Natur der Sache fließen, nicht nur versteht, sondern auch in jedem Augenblicke mit eiserner Selbstbeobachtung anwendet.

Die physische Formel:

Sexual-Magie ist Liebe ohne Orgasmus

Die psychische Formel:

Sexual-Magie ist gegenseitiges Verständnis des Menschlichen und des Göttlichen.

Die sinnliche Begierde nennt die griechische Mythologie den ungezügelten Eros: bei den Griechen scheint sie sich auf das Verhältnis von Mann und Weib zu beziehen. Das Weib konnte dem Mann nur da ein ebenbürtiger Kamerad sein, wo es nicht ins Gynäkikon eingesperrt wurde, also im rauhen Sparta. Der geflü-

gelte Eros war die mann-männliche Liebe, deren Hohenlied Platon's „Symposion“ ist. Adolf Friedrich Graf von Schack entschuldigte sich im Nachwort zu seinen Plejaden, die „Galanterie und ritterliche Mäune des Mittelalters“ in sein Epos, das in der griechischen Antike spielt, hinstreut und auf die Liebe des Kallias und der Arete angewendet zu haben!

Jeder Rausch ist eine Extase des Körpers: durch Verdrängung (Sublimierung) kann die physische Schöpferkraft integral in geistige umgewandelt werden. Die Tänzerneurosen beweisen, daß die Verzückung, mit dem eigenen Körper Neues, Ganzes, Voll-Ausgewirktes zu schaffen, durch Auto-Mono-Sexualismus völlige Auslöschung des Geschlechtstriebes bewirkt.

„Ohne eine kräftige Sinnlichkeit wird ein Genie nicht erfunden“ (Carrière, Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, Seite 369).

„Der gute Wille, — derjenige, der seine Richtung auf das Natürliche stets unterzuordnen bereit ist unter eine mögliche Richtung auf das Seelische oder Geistige, ist keusch“ (Seydel, Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden, Seite 192).

„Wollust: Gott und Teufel küssen sich im Menschen“ (Haeffl, Aphorismen).

Im dionysischen Rausche ist die Geschlechtlichkeit und die Wollust, sie fehlt nicht im apollinischen“ (Nietzsche, XV, 391).

Der Phälisten hält seine Moral für die höhere, seine im Ehebett gezeugten Kinder für Entschuldigung und Apotheose jenes Triebes, den er bei allen Andersgläubigen als „dem gesunden Volkempfinden zuwiderlaufende Unzucht“ steinigt. Das überschäumende, sinnentfrohe Jugend-„Verhältnis“, das Gefahren des ungebundenen, unfesselbaren Künstervölkchens:

*„Kaufte zum Hut ihr eine Feder,
schenkt ihr den Handschuh von feinstem Leder“*

geben ihm Anlaß zu Verdruß und Aergernis. Stets ist er es, der den ersten Stein auf alle wirft, die nicht in das Prokrustesbett seiner auf Egoismus und Eigentumsrecht zugespitzten Begriffe hineinpassen. Er verpönt jeglichen Geschlechtsverkehr, der nicht heußt und gewollt darauf abzielt, den struggle for life mit neuen Steuerzahlern, geistigen Proletariern und Idioten zu bevölkern. Wie der ihm so entgegengesetzte Prometheus möchte er „ein Geschlecht, das ihm gleich sei“ — statt zu bedenken, wie ungleich größer die kulturellen Werte sind, mit denen die Asketen und die Uranier (Buddha, Christus, Leonardo da Vinci, Novallas . . .) die Menschheit beglückten! „Nicht dort sollt ihr euch pflanzen, sondern hinauf!“ (Nietzsche)

Doch nun zurück zur physischen Sexual-Magie: Brandler-Fracht hat ein Buch geschrieben, worin er ihren Mechanismus trefflich schildert. Eine Übung: die Ehegatten sollen morgens ein Stündlein nackt einander in den Armen liegen und versuchen, jeg-

liche sinnliche Regung dabei auszuschalten. Dies ist nur eine der unzähligen Übungen, die schon dem indischen Altertum und Iyoga von Loyola bekannt und geläufig waren: es liegt ja so nahe, die Weltherrschaft des Geistes durch die Herrschaft über den stärksten und umfassendsten Instinkt des Körpers einzuleiten. Rudolf Steiner kennt eine ganze Hierarchie solcher Übungen, deren einfachste das Sitzen in Meyricks „Das grüne Gesicht“ ist. Allerdings mußte hinzugefügt werden, daß ohne völliges Entspannen von Muskeln und Gedanken, ohne Ausschaltung aller Vorstellungen, alle äußerlichen Übungen nur Hata Yoga (beschränkte, rein physische Disziplin) sind. Nur so wird das Bewußtsein reingefegt, um hernach durch Konzentration und Meditation den wahren Amor Dei intellectualis einzulassen. In diesem Sinne wird jeder Materialist sich überzeugen, daß der Körper der Tempel des Geistes ist.

Nicht nur zwischen Gatten und Liebenden kann die Enthaltensanktprobe ausgeführt werden: es genügt, daß die Partner einander sympathisch sind, daß beide bewußt und ernsthaft den Willen aneinander stählen wollen. Sie ist auch weniger nervenzerrüttend, als die Anhänger der Auslebe-Theorie glauben machen: jener tierische Magnetismus, der polar entgegengesetzte Wesen zu einander zieht, strömt aus den girdelnden Körperteilen aus und neutralisiert das mit anderen Vorzeichen versehene Fluidum des Partners. Dieser wird dadurch bis zu einem gewissen Grade beruhigt und befriedigt; auch hat er nicht die schamerfüllte Traurigkeit des coitus peractus, die uns mit tragischem Schuldgefühl daran erinnert, daß wir den Partner und uns selbst zu einem Mittel zum Zweck herabgewürdigt haben.

Der Besitz tötet die Liebe: dies predigen die Mythen aller Zeiten und Völker seit Adam und Eva, seit Amor und Psyche. Warum soll nicht ein genialer Strategie diesen Spieß tragischer Erbsünde genial umdrehen und durch „Teufelswerk“ den Gott in sich erlösen, wie Satan in Immermanns Merlin, der gleich Gott mit der reinen Jungfrau Candida den echt keltischen Mystiker Merlin zeugt?

Und kann denn Liebe Teufelswerk sein? Shakespeares sagt, daß reiner Liebe Freuden eitel Unschuld sind.

Diese drei Formen rein psychischen Geschlechtsverkehrs haben den Vorteil, auch den Asketen zugänglich zu sein, denen ihre ethische oder religiöse Ueberzeugung das Malteserembleme der Keuschheit auferlegte. Sie werden dann nicht mehr ängstliche, grüblerische „Wächter der eigenen Burg“ sein, wie Nietzsche sie treffend nennt. Dies zur Antwort auf die Bedenken, welche Friedrich Wilhelm Förster in seinem trefflichen Buche „Erziehung und Selbsterziehung“ über die Gefahren der Askese äußert.

Und nun zu der psychischen Formel: Verständnis. Der Eros ist so mannigfaltig in unserer differenzierten Kultur, daß glückliche Ehen und Liebesbünde immer seltener werden. Schon die Geschlechter verstehen einander nicht: der Mann sucht den brutalen Genuß, den

moment psychologique, wie der Franzose ihn lächerlicher und doch treffender Weise nennt. Das Weib sucht heimatlich ausschließlich nur die Zärtlichkeit, deren erhabene Stufenleiter vorher und deren Abklingen ins Seelische hinterher. Rührend ist das simple Kammerzöfchen in Octave Mirabeaus „Roman d'une femme de chambre“, das von ihrem Jean nicht mehr wissen will, weil er „nachher“ nicht in ihren Armen liegen bleibt.

Ich behaupte nochmals — man sichte ruhig — viel häufiger als je angenommen wurde, ist die Liebe der Frau so geistig und ins Unendliche hinüberschwingend, daß sie oft mit Freuden eine Josephshöhle eingehen würde, nur mit dem Manne ihrer Wahl leben zu dürfen:

„Gleichwie die Lerche grüßt den ersten Funken,

Der aus dem Aug' des jungen Tages bricht,

So macht ein Strahl von Hoffnung schon mich trunken;

Ich brauch' die Sonne der Erfüllung nicht“.

singt Georg Herwegh, der übrigens mit der metatropischen Tochter eines jüdischen Bankiers verheiratet war und daher ein felnes Verständnis für geistige, männliche Frauen hatte.

Alles, was hier von Mann und Weib gesagt wird, bezieht sich selbstverständlich auch auf den männlich beziehungsweise weiblich veranlagten Uranier: einer der unzähligen Beweise für die eminente Geistigkeit sinnlicher Liebe.

Und endlich: Verständnis des Göttlichen. Alle großen Religionsstifter waren Asketen und hatten Jünger (ausgenommen der praktische, nüchtern realpolitische Moses), weil der Meister im Guru (Schüler) Geist von seinem Geiste zeugt. Es ist kein Zufall, daß die Homoeroten meist große pädagogische Begabung und starken Trieb zu ihrer Ausübung haben. Nicht ein bloßes Lustobjekt ist ihnen ihr „Bob“, der jüngere oder sozial tieferstehende Freund. Nüchtern wollen sie ihn zu ihrer Höhe mitreißen, wie Zeus den Ganymed. Ein Homunculus soll aus der Retorte ihres Geistes erstehen. Das ist der Sinn des Fahrertums, wie ihn Wyncken in seiner zweistündigen Verteidigungsrede schilderte. „Pubertät läßt sich nicht auf Flaschen ziehen“, sagt Kurt Corjnth. Gerade dieses begeisterte Alter ist allen Idealen zugänglich; wer an diesem Kreuzweg, dieser Schicksalswende einen richtunggebenden Meister fand, wird später nie „in Wüsten stehen, weil nicht alle Blühträume reifen“.

Wer aber in diesem Sinne reinen Herzens und bewaffneten Willens der mystischen Vereinigung weißer Sexualmagie entgegenblüht, dem werden alle Blühträume reifen — selbst der schönste Blühtraum der Einheit von Sinnlichkeit und Geistigkeit, den seit der tabula smaragdina des Hermes Trismegistos alle Mystiker und Dichter träumen und den Goethe also formulierte:

„Wie im Handeln, so im Sprechen

Ahnungsvoll verkünd' es welt;

Alle menschlichen Gebrechen

Sühnet reine Menschlichkeit!“

Anatolia Habicht

AKTUELLER TEIL

Anthroposophischer Hochschulkursus

(Dr. Rudolf Steiner)

5.—12. März Berliner Singakademie

In Form einer allgemeinen Einführung für Gebildete in die Anthroposophie Steiners und einer Auseinandersetzung (?) mit den einzelnen Disziplinen: Naturwissenschaft, Philosophie, Erziehungswissenschaft, Sozialwissenschaft, Theologie, Sprachwissenschaft wurden behandelt. Innerhalb war die Einführung in Steiners monumentale Gedankenstruktur wertvoller und von mehr nachhaltiger Wirkung als die Beschäftigung mit dem wissenschaftlichen Detail, die hauptsächlich beabsichtigt war. Pankratz wickelte Steiners Einleitungsworte so weit zu den verschiedenen Wissensgebieten. Die Ideen hier unmittelbar von der Persönlichkeit aus dem beweglichen, fast tausendfachen Mißenspiel beinahe abzulesen. Man fühlt förmlich, wie der ganze leibliche Mensch, hingerrissen von der Wucht der Ideen, mit ihnen mitschwingen möchte und nur durch Willenanstrengung zurückgehalten wird. Vibrierende Stimme, Gesten, die weich und zaudernd sind, niemals übertrieben, doch suchen die Augen stark in der Ferne, doch drängt die starke Stirn unbehinderbar vorwärts. Ton meistens pastoral. Selbst er, der entgötternde Gottsucher unter der Peitsche des Erfolges? Gerade bei dieser Note die Akolythen erschauernd zu seinen Füßen. Nicht mehr der Steiner von früher, heute ist er doktrinär und selbstbewußt, doch ebenso wahrhaftig wie einst — „pastoral“ ohne Pose. Danaidensarbeit des Propheten. Dann bricht minutenweise der junge Steiner von ehemals wieder durch, der neue Worte findet, wieder schaffen kann.

Anthroposophie: Steiner knüpft an Goethes Schriften, vor allem die naturwissenschaftlichen, an und führt die keimartig darin verborgenen Erkenntnisse zum bewußten Erleben, zur Schau, entwickelt sie so, ergänzt sie zu seinem harmonisch abgeschlossenen Bau. Im Grunde Goethesche Weltanschauung, wie sie sich in Steiner projiziert und verdichtet hat.

Stellungnahme ablehnend dem Materialismus, der „Unfehlbarkeitsklärung der Naturwissenschaft“, gegenüber, doch Anerkennung der wissenschaftlichen Forschungsweise in bewußter Erkenntnis, im Erleben der Phänomenologie, nicht in gedankenloser nur-Rechnung, nur-Klausel: „Alles Vorgängliche ist nur ein Gleichnis“. Goethes inneres Erleben der Affinität der Elemente in den „Wahlverwandtschaften“. Solches bewußte Erkennen ist denken. „Denken“ macht das Wesen des Menschen aus, denken allein verbindet unsere Individualität mit dem Kosmos. Wahrnehmend, empfindend, fühlend bleiben wir Einzelne, indem wir denken, werden wir das allwaise Wesen, das alles durchdringt. Die Verbindung von Wahrnehmung und Vorstellung zu einem einheitlichen Bilde findet im Denken statt. Die Form, in welcher der Gedankeninhalt im Denken sich eröffnet, nennt Steiner: Intuition (nicht identisch mit Bergsons Intuition!).

Auch diese „denkende“ Intuition steht wohl der rein gefühlsmäßigen der Blavatskyschen Theosophen nicht so fern, wie Steiner es vermeint, denn auch sie kann sich nur das Wesen der Dinge aus Liebe und Ehrfurcht zu ihnen erschließen. Bei den Theosophen ist die gefühlsmäßige, besser bewußtlose Versenkung in die Dinge das Mittel zur Erkenntnis, bei den Anthroposophen die durch Denken zu erschließende und so entwickelnde „Intuition“ aus der spontan die Liebe zu den

Dingen fließt, die ihrerseits die Lebendigkeit der Intuition wachsend erhöht. So hier wie dort ohne Liebe niemals lebendiges Wissen über Menschen und Dinge.

Gleichwie Mittel zur Erkenntnis sind auch Intuition und Liebe Richtlinien des Handelns. Nicht nach stillosen Normen handelt der freie Mensch, sondern nach Intuition für den einzelnen konkreten Fall. Dies führt nicht zum Chaos, denn er handelt in Verbindung mit den göttlich-geistigen Wesenheiten in sich und somit in Harmonie mit dem Kosmos.

Naturwissenschaftliche Anschauungsweise sieht die Welt als etwas Ungeheures außerhalb der Wesenheit des Menschen Bestehendes an. Die Welt — die Welt. Nach der Anthroposophie schaut und leidet der Mensch die Welt als sich selbst — „es ist nichts in der Natur, das nicht liegt im Menschen“ (Paracelsus) — und andererseits ist eben das Geistige in der Natur wirksam, das im Menschen zunächst verkörpert ist. Die Metamorphose vom Mineralischen zum Pflanzlichen, vom Pflanzlichen zum Tierischen, vom Tierischen zum Menschlichen wird erlebt. Die starr mechanische Naturwissenschaft wird durchgestoßen. Nur als Stoff ist die organische Natur den Klauseln für das Anorganische unterworfen.

Erscheinung wird zur Physiognomie des Geistigen, zur Metamorphose der Idee, der sinnlichen Mannigfaltigkeit liegt eine geistige Einheit zugrunde, die eben deren Zusammengehörigkeit bewirkt.

Zum Christentum stellt sich Steiner bejahend. Der Christusimpuls, untrennbar von Menschentum überhaupt, wurde zurückgedrängt, ganz absterben könnte er nie, ihn will Steiner dem strenger Selbstzucht und Versenkung ergebenden Menschen wieder erschließen. Durch Hingabe und Ehrfurcht soll sich der Mensch die göttlich-geistige Welt selbst eröffnen — Selbsterlösung, nicht Gnade: Gottmenschentum, Gott nicht mehr das Irrationale.

In der Pädagogik strebt Steiner eine neue Entwicklungs-Psychologie des Kindes an. „Alle Erziehung beruht auf Erkenntnis des werdenden Menschen“. Steiners Lehre stellt wesentlich drei Verhältnisse des Psychisch-Seelischen zum Physisch-Leiblichen auf. Bis zum Zahnwechsel (um das 7. Lebensjahr) Prinzip der Nachahmung, bis zur Geschlechtsreife bilden sich allmählich selbständige Vorstellungen. (Diese Epoche steht unter der Kraft der Autorität). Nach der Geschlechtsreife erwacht das Kind zum Intellektuellstischen.

Hierauf hätte der Unterricht zu richten. Im ersten Lebensabschnitt Einwirkung auf die Gesamtpersönlichkeit des Kindes und Vermittlung des Lehrstoffs durch künstlerische Elemente: Bilder, rhythmische Bewegungen, sinnfällige Zeichen für Dinge und Geschehnisse, Nachsprechen von Worten, um des Klanges willen, mit ganz geringer gedanklicher Arbeit. In der nächsten Epoche wird der stofflich gesteigerte Lehrinhalt, wie überhaupt aller Inhalt zur geistigen und seelischen Entfaltung des Kindes, schon in mehr gedanklicher Form an das Kind herangetragen, während alle Themata, die geistiges Abwägen, logisches Folgern, Urteil im wissenschaftlichen Sinne erheischen, ausschließlich der intellektuellstischen Periode vorbehalten bleiben.

Nach ähnlichen Gesichtspunkten, nämlich gemäß der Einsicht in die lebendige natürliche Gestalt, betrachtet auch Steiner das soziale Leben, den sozialen „Organismus“. Alle sozialen Unzulänglichkeiten und alles soziale Unglück stammen aus der Verkrüppelung des sozialen Organismus, der aus den drei Organen, Geistesleben, Wirtschaftsleben und politischem Leben gebildet sein soll. Bislang sind die Organe untereinander verwachsen, ihre Funktionen verwickeln sich, die einen greifen in die anderen über. Steiner sieht das soziale Heil in ihrer Souveränität auf eigenem Gebiet, ihrer Unabhängigkeit von einander.

Man mag sich zu Steiners doktrinären Angaben, zu den Auffassungen und Lösungen einzeln genommen, stellen wie man will, soviel wird jedem einleuchten, daß das Ganze seiner Weltanschauung erhaben und frucht-

bar ist, Leben erweckend für unser allen totes Wissen, dem Einzelnen, wie in sich bestimmt und individuell er immer sein mag, einen Weg wissend, wenn er in unserer gestaltlosen Zeit mit sich selbst verfallen ist. Der Boden aber, auf dem diese geistige Welt, die Goethe nur erst Verheißung war, heranwachsen konnte, wenn auch in menschlicher Beschränkung, ist eben die Seele unserer Epoche. Sie selbst ist ohne „Namen und Form“, aber gerade deshalb ist ihr Geist stärker als der Geist aller vorangegangenen Zeitalter: unstillbarer Drang nach geschafter Natur und lebendigem Leben in der Einheit und nach äußerster Individualisierung in der Mannigfaltigkeit. Ketten springen, Schalen bersten, jahrhundertalte Vorurteile müssen vergehen.

Aber hinübergerettet in künftige, wieder förmlich starre Epochen, kann auch von den jetzt erschlossenen Wahrheiten nur werden, was sich davon in natürlicher Ordnung dem engeren Lebensgeiste der allmählich sich wieder verlichtenden Epoche fruchtbar anpassen kann und will. Alles andere wird in halbe Vergessenheit lassen — Literatur werden — und weiter im Schöße der Zeit schlummern, bis es einstmals die Kraft findet, für immer aufzuerstehen. Henry Lenoir

Aus Christian Morgensterns „Wir fanden einen Pfad“, Rudolf Steiner gewidmet, Verlag R. Piper, München

*Ich hatte mich im Hochgebirg verstiegen,
Die Felsenwelt um mich, sie war wohl schön;
doch konnt' ich keinen Ausgang mir ersiegen,
noch einen Ausgang zu den lichten Höhen.*

*Da traf ich DICH, in ärgster Not: den Andern!
Mit Dir vereint gewann ich frischen Mut,
Von neuem hub ich an, mit Dir, zu wandern,
Und siehe da: Das Schicksal war uns gut.*

*Wir fanden einen Pfad, der klar und einsam
empor sich zog, bis, wo ein Tempel stand.
Der Steig war steil, doch wagten wir's gemeinsam
und heut noch helfen wir uns, Hand in Hand.*

*Mag sein, wir stehn an unsres Lebens Ende
nodi unterm Ziel, — genug, der Weg ist klar!
Daß wir uns trafen, war die große Wende,
Aus zwei Verirrten ward ein wissend Paar.*

Das Theater des Eros

Kritische Beleuchtung und Anregungen

Eine kleine Gruppe von jungen Leuten, unter denen ich mich auch befand, die allwöchentlich zusammenkamen, um sich gegenseitig durch Vorlesen kernhafter homoerotischer Dichtwerke zu erheben und zu ermutigen, ward die Wiege des „Theater des Eros“. Man schritt ausnahmsweise auch dazu, hin und wieder eigene Dichtungen vorzutragen. Einer aus dem Kreise, Hans Wedell, brachte uns eines Tages ein Schauspiel „Sein Jungo“ mit. Vielmehr, es war damals erst Fragment. Er las uns nur ein paar Stellen davon vor: Es gefiel uns und wir planten, es später mit verteilten Rollen unter uns zu lesen. Der Verfasser ist

heitete nun feierhaft an seinem Stück und stellte es auch in ganz kurzer Zeit fertig. Beim Lesen kam uns der Gedanke, es wäre wohl wert, das Stück in kleinem Kreise, einer Art Liebhaberbühne, vor wenigen Gelehrten aufzuführen. Wir gingen sogleich ans Werk, verteilten die Rollen zwischen uns, zogen noch Andere hinzu, und es war, bei viel Diskussion, vielem Wechseln, zahlreichen Zwischenfällen, Gelächter und Aerger ein so lebhaftes Treiben in dem uns von Herrn Dr. Hirschfeld zur Verfügung gestellten Raum unterhalb seines Arbeitszimmers, als handelte es sich darum, etwas Ungeheures in die Welt zu setzen (etwas nahezu „Ungeheuerliches“ ist ja mit der Zeit auch so ziemlich daraus geworden). Und so laut lärmten wir oft, daß der Sanitätsrat oben uns wiederholt damit drohte, den „Verein“, wie er ging und stand, auf die Straße zu setzen.

Kurze Zeit darauf — es war Anfang vorigen Jahres — setzten die Vorarbeiten für den „Uranus“ für mich ein, und es war mir nicht möglich, während dieser Zeit mich um die Klub-Arbeit zu kümmern. Ich ersuchte nun, daß der Verein sich bald darauf aufgelöst hatte. Zur Auf- führung des Stückes in einem kleineren gelehrten Kreise war es gar nicht mehr gekommen. Viel später traf ich mal zufällig den Verfasser, und er erzählte mir strahlend, daß sein „Schauspiel“ öffentlich aufgeführt worden sollte. Ich entnahm seinen Ausführungen, daß er sich an Adolf Brand gewendet hatte, dann auch mit einer Schauspielerin am Deutschen Theater in Verbindung getreten war. Zielbewußt hatte er mit großer Energie mannigfache Schwierigkeiten überwunden und stand nun tatsäch- lich vor der „öffentlichen Aufführung“ seiner Dichtung. Am 6. Juli sollte die Premiere im Stadttheater in Mosbit vor sich gehen. Ich konnte die Freude und den Enthusiasmus Herrn Wedells nicht teilen, die bevor- stehende Aufführung erschreckte mich, und ich suchte ihm meine Be- fürchtungen frei heraus. Für eine private Veranstaltung, eine Art Lieb- haberbühne, dürfte das Stück sich wohl eignen, aber um in der Oeffent- lichkeit, wenn auch in begrenzter Oeffentlichkeit, gespielt zu werden, also innerhalb der Bewegung wirksam zu werden, eingehender Kritik und Abschätzung unterworfen zu sein, als erstes rein humoristisches Schauspiel vielleicht den Ton anzuschlagen für alle folgenden Stücke, dafür erschien es mir zu unbedeutend; dramaturgisch war es schwach, die Dialoge, abgesehen von einzelnen lyrischen Stellen, erschienen mir recht leicht. Vor allem aber war der Inhalt zu einseitig aufgefaßt und es fehlte durchaus das eigentliche Dramatische, der allgemein- menschliche Konflikt, der kaum erfaßt, noch weniger heraus gearbeitet war.

Ich konnte beim Autor natürlich kein Verständnis für meine Besorg- nis finden — bei welchem Autor fände man das wohl in ähnlichem Falle!

Die Vorstellung sollte leider meine Befürchtungen nur allen sehr be- stätigen. Ich habe in meiner Kritik damals angeführt, was ich nur immer erwähnen ließ, während ich grundsätzlich jedes Tadeln unterließ oder eine unklare, nur für die Wissenden durchsichtliche Form dafür wählte: es kam für die Bewegung darauf an, das Theater aufrecht zu erhalten und zu stützen. Ich wollte erst andere Stücke abwarten. Weshalb sollte auch dieses erste Stück in dem von mir an sich lebhaft begrüßten Unternehmen durchaus für alle folgenden tonangebend sein! Leider gerah es doch! Nichts hat seitdem das zu Anfang aufgestellte Niveau überragt, höchstens einmal die kurze dramatische Szene von Wolfried Burggraf, die aber, aus anderen Gründen, wiederum nicht recht bühnenkräftig ist.

Hier handelt es sich nicht darum, zu tadeln, das wird von anderer Seite schon genug besorgt, sondern es kommt darauf an, einmal den ganzen Plan des Theaters einer Prüfung zu unterziehen, über sein Material und sein Wirkungsfeld zu sprechen und positive Vorschläge zu machen.

Ich möchte, um meine Stellungnahme sofort zu bekennen, inszu- wunden erklären, daß ich mich schon immer für die Gründung eines Ernst Theaters eingesetzt habe, wie ich es auch als eine Arbeit der Logen bei-

trachte, zu ermöglichen, daß Stücke, in denen homocrotisches Empfindungsleben natürlich eingewoben ist, über die großen Bühnen gehen.

Zunächst erhebt sich die Frage, ob das Dasein eines Theaters, das sich wesentlich nur auf die Gefühlswelt und die Aktion einer relativ geringen Menge einstellt, überhaupt berechtigt ist. Man versteht mich richtig: diese Frage soll nicht unter dem Gesichtswinkel einer Liebhaberbühne oder irgendeiner Inszenierung/Clique/Theaters beantwortet werden, sondern im Geiste des Dramatischen und des Theaters überhaupt. Und es bleibt sich dabei vor der Hand ganz gleich, ob die Vorstellungen für ein Publikum stattfinden, das seiner Gefühls- und Liebessphäre nach in bestimmter Richtung orientiert ist, oder für jedes Publikum allgemein. Jede Leistung auf dem Theater — jede künstlerische Leistung — und diese ist allein erstrebenswert und von nachhaltiger Wirkung — muß ihren Konflikt im Allgemein-Menschlichen finden. Und dieser Konflikt wird immer von allen gefühlt und verstanden, auch wenn sein Stoff einer nicht alltäglichen oder völlig fremden Welt entnommen ist. In diesem Sinne kann auch die Liebe von Mann zu Mann dargestellt werden, selbst vor solchen, die diese Liebe niemals selbst empfinden und nie bislang nicht verstehen konnten oder wollten, wenn sie nur die Merkmale jeder großen Liebe überhaupt trägt und sich in ihr menschliche Schuld und menschliche Seligkeit von allgemeiner Gültigkeit aufhebt.

Es liegt nun sicher nicht in der Absicht der Theater/Veranstalter, ihre Vorstellungen ausschließlich für Uranter zu geben, wenn auch gegen diesen Plan nichts einzuwenden wäre, sondern sie wollen zweifellos ein weiteres Publikum zu den Aufführungen hinzuziehen. Hierdurch wird der doppelte Zweck erreicht, daß einmal die Uranter in ihrer Gefühlswelt befestigt und erhoben werden und ein andermal den Außenstehenden die Möglichkeit gegeben ist, abseits von den verzerrenden Zuständen, die ihnen draußen entgegentreten und die leicht zu Ungerechtigkeit und Subjektivität verleiten, mit unserer Liebe und unserem Wesen, wie sie wirklich sind, Fühlung zu nehmen.

In diesem Sinne ist die Frage nach der Berechtigung eines Theaters, das das erotische Verhältnis zum eigenen Geschlecht in seinem ganzen Umfange schildert, zugleich mit dem innersten Wesen aller dieser Menschheit, wohl als beantwortet zu betrachten. Dramatisch ist dieses Feld fast eine terra incognita, dem Künstler bietet es so Gelegenheit zu überwältigenden Variationen auf schier unendlicher Tastatur. Das Dasein solchen Theaters ist voll berechtigt, so lange die großen Bühnen sich dieses in seiner schlechten Menschlichkeit überaus fruchtbaren Vorwurfs nicht unnehmen. Die unverrückbare Basis für die Berechtigung bildet aber der Wille und die Fähigkeit, wahrhaft „Dramatisches“ zur Darstellung zu bringen, das „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. Konflikte, die unbedingt ins Allgemein-Menschliche hinaufwachsen.

Auf die „terra incognita“ wende man nicht ein, daß ja die Künstler stets in diese Tastatur hineingegriffen haben. Gewiß, ohne dieses Instrument ist Inhalt wie Gestalt des großen Kunstwerks, das immer alle Menschlichkeit erschöpfend in sich bergen muß, nicht denkbar. Das Instrument haben sie recht wohl aus ihrem eigenen Innern heraufgeholt, aber nur zu oft, aus Unklarheit über sich selbst, Scheu oder Konzessionen an die Menge, eine Musik darauf gespielt, die garnicht zu seiner Klangfarbe paßt. Sie haben ausgesprochene uranische Charaktere in ihrer Mischung von Härte, Weichheit und Weltabgewandtheit zu hysterischen Torteltäuben Frauen gegenüber werden lassen und sich so die organische Wurzel von deren Wesen mit ihrer natürlichen Farbe und ihrem Saft, eben ihre Erotik, entgolen lassen. Nur allzu bewußt haben sie oft, der packenden Klangfülle wegen, einzelne unmotiviert Tonarten — Züge uranischen Wesens — in ihre Schöpfungen hineingetragen. Büchrig und ohne organischen Zusammenhang, sodaß sie sich um tausend vertiefende Möglichkeiten auf Kosten nicht nur der niederen, sondern auch der höheren Realkität des Gesamtwerkes und der eigenn Wahrhaftigkeit gebracht haben.

Doch zum Theater des Eros zurück! Nach diesen Ausführungen hätte, kurz gefaßt, das Theater zur Aufgabe, ein geläutertes Spiegelbild unanischer Art und Liebe in ihren unendlichen Variationen zur Darstellung zu bringen. So dient es voll und ganz seinem schon besprochenen zweiseitigen Zweck. Alle Probleme müssen „dramatisch“ im erwähnten Sinne behandelt sein, wenn Kunst zustande kommen soll.

Der Stoff ergibt sich aus der Aufgabe und dem Zweck von selbst. Der scharfe Beobachter des Lebens und der Träumer können Gebilde in unerschöpflicher Zahl und von noch unbekannter Gestalt aus ihm kneten, aber um Gottes Willen nur, soweit sie Dramatiker sind bis in die Fingerspitzen. Man erlernt das nie, wenn etwas angeboren ist, so das dramatische Talent.

Das große Elend hier wie überhaupt in der Bewegung ist, daß die bedeutenden Geister und großen Künstler — die doch in unverhältnismäßig großer Zahl zu uns gehören — sich scheu zurückhalten. Einmal sind sie besonders den Augen der noch verständnislosen Menge ausgesetzt, ein andermal halten sie sich, teilweise, aus Überzeugung fern in der verkehrten Annahme, es handle sich um eine medizinische Frage, die den Geschlechtsakt betrifft. Das ist die Tragik in unserer Bewegung: ihre Geburt aus dem „Geist“ der Medizin.

Es wäre zu raten, daß, bei geringerer Gestaltungskraft, Stücke bevorzugt werden, die aus der Realität des Lebens geschöpft sind. Man wähle hier besonders solche, die den Konflikt unanischer Wesens und unanischer Liebe mit der Gesellschaft darstellen, in denen aber das „Homosexuelle“ nicht so stark betont ist, und wo die „Gesellschaft“ keineswegs die Rolle des Teufels in Person spielt.

Als ich einmal Ähnliches im „Uranos“ anlässlich einer Theaterbesprechung geäußert hatte, tat Herr Pittmann, der wohl jetzt noch Theaterkritiker an der „Freundschaft“ ist, freundlichst meiner Anregung in seinem Blatt Erwähnung. Caesareons Stück bewegte sich später auf dieser Ebene, nur war er nicht Dramatiker genau, vielleicht weil er ein guter Lyriker ist. Im allgemeinen sind diese beiden Begabungen ja „feindliche Brüder“.

Sehr vorsichtig sollte man bei der Auswahl von Stücken sein, die Konflikte im Eros Uranios bei fast luftdicht abgeschlossener Sphäre bringen, oder die den Stoff symbolisch behandeln. Bemächtigt sich solcher Darstellungen nicht die Hand des Meisters mit dem unerbittlichen Takt im künstlerischen Schaffen — der eigenen Regel — so wird unbedingt alle Tiefe der Liebe zu Trivialität herabgewürdigt, die mit reichlich Sentimentalität, süßen Klagen und Umarmungen niedlich aufgeputzt ist; die Symbolik wird zur tönenden, hohlen Phrase, sollte sie auch noch so gut gemeint sein.

Stücke, die eines großen Apparats bedürfen, lehne man strikt ab, selbst wenn sie etwas taugen. Ehe sie durch die Dekorationen lächerlich wirken und ungeruhete stärkere Eindrücke gar nicht aufkommen lassen, haben sie besser ungespielt. Sie sind dann zu schade, um ins Leben gesetzt zu werden — wie „manche Leute“ von ihren angeborenen Kindern sagen.

Man hüte sich auch vor Buchdramen. Buchdrama wird für das Theater des Eros schon sein, was große Theater noch ohne weiteres würdig in Szene zu setzen vermögen durch ihre technischen Mittel und die Kunst der Darsteller, die über Tiraden und holprige Stellen hinwegzutäuschen vermögen.

Kann man trotz aller Bemühungen keine guten Originalwerke aufreiben, so greife man ruhig zu alten Stücken, von denen es eine ganze Reihe recht geeigneter gibt. Andererseits würde auch Rezitation plastischer und lebendiger Dramen bei verteilten Rollen hinter geschlossenem Vorhang, mit entsprechenden Andeutungen auf der Bühne und etwaiger Darstellung einzelner Bilder, künstlerisch wirksam und durchaus zweckentsprechend sein. Doch soll keineswegs verkannt werden, daß Uraufführungen

moderner dramatischer Schöpfungen, die aus dem Geiste der heutigen Erkenntnis und der gegenwärtigen Verhältnisse entstanden sind, in vieler Beziehung am erstrebenswertesten bleiben. So, weil sie gewöhnlich zur großen Masse der Zuhörer am unmittelbarsten sprechen — an und für sich, weil das Ringen um unser Menschentum gerade im Drama am wirkungsvollsten in die Erscheinung tritt, hier viel mehr werbende Kraft hat als im Roman oder im Gedicht — weil das wirklich große Bühnenwerk uns doch einmal mit einem Schlage die verschlossenen Tore der großen Theater öffnen muß.

Nichts liegt dem Schreiber ferner, als etwa den Gründern und Leitern des Theaters die schuldige Anerkennung zu versagen; ihr unermüdetes Durchhalten, ihr unermüdliches Ringen nach Aufstieg und Vervollkommenung der Bühne sei voll gewürdigt. Sie haben sich für immer um die Bewegung verdient gemacht. Besonders sei hierbei des Herrn Matussek gedacht. Die großen Hindernisse, die sich naturgemäß vor solchem Unternehmen aufstürmen und die ganz geringen materiellen Mittel, mit denen man aufs Aeußerste rechnen muß, müssen bei jeder Beurteilung in Anschlag gebracht werden. Die Herausgeber des „Uranos“ stellen sich übri- gens gern dem „Theater des Eros“, falls ihr Beirat erwünscht sein sollte, für Besprechungen und Vorschläge nach besten Kräften zur Verfügung.

René Steller

Nochmals Theater des Eros

Ein paar Fragen an die Verwalter des „Theater des Eros“, von einem der gern möchte, daß sich die Uranier nicht allzu oft öffentlich blamieren:

Muß man Theater spielen, wenn man nicht die ökonomischen, nicht die schauspielerischen und nicht die dichterischen Kräfte hat? Warum nimmt man nicht Dramen in den Spielplan auf, wie Marlowes „Eduard II“, Heysses „Hadrian“, Jankes „Antonius“, Verhaerens „Kloster“, oder ähnliche Werke von Gozzi, Lope (etwa „El galan Castrucho“) u. a.? Aber es ist wahrscheinlich umständlicher, solche Werke zu übersetzen, als „Dramen“ zu „schreiben“. Man hätte so den Vorteil, die „Dekorationen“ sparen zu können, nur vor Vorhängen zu spielen, oder besser vollständig nur zu rezitieren. Warum will man mehr geben als man kann. Durch solche Veranstaltungen wird kein ernsthafter Mensch gewonnen, nur abgeschreckt. Eine klärende und befreiende Wirkung im Sinne der Bewegung tritt durch solches Theaterspielen nicht ein, und eine künstlerische etwa . . . ? Man meine nicht, tadeln sei leicht.

Ewald Tschack

Jean Paul

Der letzte Sommer, den wir miteinander hier verleben wollen, soll für uns recht viele Gelatage haben und beinahe aus lauter Flitterwochen bestehen. Vielleicht wird Dir dann hier nichts fehlen als der Herrmann, den Dir niemand ersetzen kann. Ich werde wohl nicht eher ruhen, als bis ich mich mit ihm verleben dürfen. Ich spiel' auf die Gewohnheit der Morlocken an, bei denen ein paar Freunde sich ordentlich kopulieren und feierlich einsegnen lassen. Bei den Griechen war die Freundschaft der Männer oft im eigentlichen Sinne eine Ehe; aber daß das Gesicht mit ins Spiel kam, das tat der Freundschaft gewiß keinen Eintrag. An etwas Körperliches müssen alle unsere Empfindungen sich halten und das griechische Feuer der Freundschaft würde gewiß bei uns noch häufiger sein, wenn es sich noch von der körperlichen Schönheit mit nährte, an dessen Stelle man jetzt lieber Geld und Ehre treten lassen . . .

(Aus einem Briefe des kaum Zweihundzwanzigjährigen an Outhet vom 13. Februar 1785.)

Aufhebung des § 175?)

Die fragliche Stelle aus der Petition des Aktionsausschusses für die Beseitigung des § 175:

Die Gesetzgebung wird aufgefordert, „diesen Paragraphen möglichst bald dahin abzuändern, daß, wie in den obengenannten Ländern (Frankreich, Italien, Holland**), sexuelle Akte zwischen Personen desselben Geschlechts ebenso wie solche zwischen Personen verschiedenen Geschlechts (homosexuelle wie heterosexuelle), nur dann zu bestrafen sind, wenn sie unter Anwendung von Gewalt, wenn sie an Personen unter 16 Jahren oder wenn sie in einer „öffentliches Aergernis“ erregenden Weise (d. h. verstößend gegen den § 183 des R.St.G.B.) willkürlich werden.“

Stellen aus dem kritischen Artikel in der Februarnummer der Deutschen Richterzeitung, Verlag Hermann Sack, Berlin:

„Denn auch wer der fraglichen Bewegung im Grundsatz zustimmt, wird doch bei näherer Prüfung der Eingabe zu dem Ergebnis kommen müssen, daß er deren Inhalt vor seinem juristischen Gewissen nicht verantworten kann.“

„Namentlich aber muß Einsprache erhoben werden, wenn die Verfasser der Eingabe die Strafbarkeit der Unzucht zwischen Personen gleichen Geschlechts nur dann beibehalten wollen, wenn sie andere, schon bestehende Strafgesetze verletzt. Denn dafür läge eine Bevorzugung der widernatürlichen Unzucht vor der natürlichen Unzucht, welche letztere in zahlreichen Fällen unter Strafdrohungen gestellt ist, die für widernatürliche Unzucht bis jetzt fehlen, eben weil das Bestehen des § 175 St.G.B. sie bisher entbehrlich erscheinen ließ.“

„Die Aussichten für das Gelingen der eingeleiteten Schritte wären größer, wenn die Veranstalter nicht im Eifer über das Ziel hinausschießen würden, vielmehr selbst darauf bedacht wären, die Lücken auszufüllen, welche eine Einschränkung des § 175 St.G.B. in das Gebäude unserer Strafgesetzgebung zum Schutze der Sittlichkeit reißen würde.“

In grundsätzlich wohlwollender Weise wird diese Frage, die ja von allgemeiner, sozialer und kultureller Bedeutung ist, in dem Februarheft der von dem Deutschen Richterbunde herausgegebenen Deutschen Richterzeitung (Verlag Hermann Sack, Berlin) kritisch beleuchtet. Die Anregung zu der Besprechung gab der Aufruf, den der „Aktionsausschuß für die Beseitigung des § 175 St.G.B.“ den deutschen Richtern zur Unterzeichnung der Eingabe um Beseitigung des ominösen Paragraphen übersandt hatte.

Der Verfasser des Artikels meint, die Aussichten für das Gelingen der eingeleiteten Schritte wären größer, wenn die Veranstalter nicht im Eifer über das Ziel hinausschießen würden, vielmehr selbst darauf bedacht wären, die Lücken auszufüllen, welche eine Einschränkung des § 175 in das Gebäude unserer Strafgesetzgebung zum Schutze der Sittlichkeit reißen würde.

*) Sieh unsere Stellungnahme zum § 175 in „Unser Programm“ am Schluß des Heftes.

** Inzwischen ist leider in Holland das Schutzalter bis zum 21. Lebensjahr heraufgesetzt worden. (Die Redaktion)

Wie eine genaue Prüfung der Eingabe ergibt, werden bei Berücksichtigung ihrer Forderungen indessen die behaupteten Lücken größtenteils und im Wesentlichen gar nicht vorhanden sein.

Mißverständlich ist allerdings der Ausdruck „Besetzung“ des § 175. Mit Recht wird aber schon in dem Artikel selbst unterstellt, daß nach der Absicht der Urheber der Eingabe die gleichfalls unter den § 175 fallende Unzucht mit Tieren (Bestialität) keineswegs strafflos bleiben soll. In der Tat verlangt die Eingabe nicht eine Besetzung des Paragraphen, sondern lediglich seine Abänderung dahin, daß die Strafandrohung für den gleichgeschlechtlichen Verkehr aufzuheben sei.

Straflosigkeit aber, nur für den gleichgeschlechtlichen Verkehr als solchen! Unter Strafe gestellt soll er jedoch bleiben, oder werden, sofern Rechte Dritter durch ihn verletzt werden. Es ist nicht richtig, daß die Verfasser der Eingabe, wie der Artikel vorgibt, die Strafbarkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs nur dann beibehalten wollen, wenn er gegen andere, schon bestehende Strafgesetze verstößt. Darin läge, wie mit Recht hervorgehoben wird, eine Bevorzugung der „widernatürlichen“ vor der „natürlichen“ Unzucht. Diese sei nämlich in zahlreichen Fällen unter Strafandrohung gestellt, die für widernatürliche Unzucht bis jetzt fehlten, weil das Bestehen des § 175 sie bisher habe entbehrlich erscheinen lassen. Ein solches „perverses“ Ergebnis ist offenbar nicht beabsichtigt und aus der Eingabe auch nicht herauszulesen. Denn deren Schlußforderung geht dahin, daß sexuelle Akte zwischen Personen desselben Geschlechts ebenso wie solche zwischen Personen verschiedenen Geschlechts (homosexuelle wie heterosexuelle) nur dann bestraft werden, wenn sie unter Anwendung von Gewalt, an Personen unter 16 Jahren oder in einer öffentliches Ärgernis erregenden Weise vollzogen werden.

Aus dieser Fassung der Eingabe geht klar hervor, daß die gewaltsame Vornahme unzuchtiger Handlungen an Personen gleichen Geschlechts nicht bloß als Nötigung mit Gefängnis, wie der Verfasser des Artikels unterstellt, sondern als Verbrechen nach § 176 Ziff. 1 St.G.B. mit Zuchthaus geahndet werden soll. Der Gewalt muß die Drohung als Mittel zur Herbeiführung unzuchtiger Handlungen gleichgestellt werden, und ebenso — darin ist dem Verfasser des Artikels beizupflichten — der Mißbrauch Willenloser (§ 176 Ziff. 2). Beide Fälle sollten auch wohl durch den Begriff der „Gewalt“ in der Eingabe umfaßt werden, da es bei ihnen ja gleichfalls an der die Straflosigkeit bedingenden gegenseitigen Uebereinstimmung fehlt. Mindestens aber entspricht die Gleichstellung den Absichten der Urheber der Eingabe.

Zuzugeben ist, daß die Bestrafung der Kuppelerei von dem Geschlecht der verkuppelten Personen nicht abhängig gemacht werden darf. Ein Unterschied wird aber auch weder von dem

bestehenden Gesetz (§ 180 St.O.B.) gemacht — abgesehen von der Zuhälterei des § 181 a — noch durch die beantragte Abänderung des § 175 bedingt. Bestraft wird ja nicht die geschlechtliche Handlung, sondern deren Förderung. Der Zuhälterparagraf müßte freilich entsprechend ausgedehnt werden.

Auch bei der Prostitution wird nicht sowohl die geschlechtliche Handlung an und für sich, als vielmehr die der Kontrolle entzogene oder gegen die Kontrollvorschriften verstoßende Gewerbmäßigkeit geahndet. Hier würde, da die jetzige Strafandrohung (§ 361 Ziff. 6) nur die weibliche Prostitution trifft, in Ansehung der gleichgeschlechtlichen Prostitution allerdings eine Lücke auszufüllen sein, falls man nicht etwa von einer Bestrafung der einen wie der andern überhaupt Abstand nehmen will. Damit soll übrigens keineswegs eine unterschiedslose Behandlung der beiden Arten der Prostitution beflwortet werden und insbesondere nicht Stellung genommen werden für oder gegen die von dem Verfasser des Artikels in Uebereinstimmung mit dem Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs vertretene Ansicht, daß die homosexuelle Prostitution wesentlich strafwürdiger als die heterosexuelle sei. Eine eingehende Erörterung dieser wissenschaftlich wie praktisch höchst schwierigen Fragen würde indessen den Rahmen der gegenwärtigen Besprechung überschreiten.

Das Nämliche gilt von den in dem Artikel ferner angeschnittenen Fragen, ob es sich empfiehlt, das Schutzzalter, jedenfalls dann, wenn der mißbrauchte Jüngling der verführte Teil ist und auf diesem Gebiete noch unbescholten war, auf das 18.¹⁾ oder gar das 20. Lebensjahr hinaufzusetzen, und ob der gleichgeschlechtliche Verkehr mit Jünglingen über 14, aber noch unter 16 Jahren in gleicher Weise wie der mit noch nicht Vierzehnjährigen unter Zuchthausstrafe oder etwa, wie die Verführung unbescholtener, noch nicht sechszehnjähriger Mädchen, unter Gefängnisstrafe²⁾ zu stellen ist.

Wenn endlich verlangt wird, daß der gleichgeschlechtliche Verkehr eines Verheirateten nicht besser gestellt wird als der außereheliche „natürliche“ d. i. heterosexuelle eines solchen, also bei Scheidung der Ehe wie Ehebruch bestraft wird³⁾, so dürften hiergegen begründete Einwendungen nicht zu erheben sein. In dem Bürgerlichen Gesetzbuch wird die nach § 175 strafbare Handlung dem Ehebruch im engeren Sinne als Scheidungsgrund gleichgestellt. Maßgebend hierfür ist offenbar nicht etwa die Strafbarkeit der Handlung, sondern die in ihr zutage tretende eheliche Untreue, und diese ist es auch, die den Ehebruch strafwürdig erscheinen läßt. Solange der gleichgeschlechtliche Verkehr als solcher geahndet wird, besteht kein Bedürfnis, ihn außerdem unter dem

¹⁾ Dies der Standpunkt der „Freundschaft“.

²⁾ So Dr. Köpp in seinen Ausführungen vor den Mitgliedern des Reichstages vom 15. März 1922.

³⁾ Gefängnis bis zu 6 Monaten, Strafverfolgung aber nur auf Antrag

Gesichtspunkt der Verletzung der ehelichen Treue zu bestrafen. Anders, wenn die Strafandrohung des § 175 fällt! Die Familie gilt als ein Fundament des Staates¹⁾. Daher das Interesse des Staates an der Aufrechterhaltung und der Unversehrtheit der Ehe. Der gleichgeschlechtlich Veranlagte ist für die Ehe nicht geeignet und soll deshalb eine Ehe nicht eingehen. Tut er es dennoch, muß er ebenso wie der Normale die eheliche Treue halten oder die Folgen ihrer Verletzung auf sich nehmen.

Nur gleiches Recht mit den Normalen ist es, was die Uranter für sich beanspruchen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger!

Dr. jur. Delfmering

An Georg Heym

Und manchmal nachts

*Wenn groß der Wannsee sich im Monde hob,
Sah ich dich, Freund, mit großen Augen gehn,
Phantastisch-wild vor sturmgezerrten Fichten steht,
Von denen Silberlicht zur Erde stob.*

*Dann warfst du deine Arme in die Luft
Und riefest gold'ne Worte in die Weiten,
Sahst zitternd auf der Wogen brölles Schreien
Und strichst dir von der Stirn des Wassers Duft.*

*Und langsam fällt der Mond hinab,
Die Wälder klagen wild im Sturm,
Ein Dammerschlag stürzt über dich, gefäß'ger Turm,
Du aber gleitest stumm ins grüne Grab.*

*Fern seh' ich dich noch einmal leuchten
Im See, im Busch die Krähen schreien . . .
Und langsam sinkst du in die feuchten
Seepflanzen wie ein Irlicht ein.*

Curt Schreiner

Jean Paul „Tagebücher“

Bei dem Examen im Gymnasium überfällt mich eine Bangigkeit, als gelöre man noch dazu.

Ich kann manche in der „Harmonie“ Vierteljahre lang heben, ohne es ihnen zu sagen, ja sogar ohne nach ihrem Namen zu fragen. 1810

Primaner desselben Ortes setzen mich leichter aus der Fassung, als wenn ich vor Fürsten erscheine. 2). III. 1817

¹⁾ Es ist hier offenbar der Staat im Sinne der geltenden Rechtsauffassung gemeint. Ursprung und Wesen des Staates soll von anderer Auffassung aus hier später beleuchtet werden. (Die Redaktion)

BEWEGUNG

Warum haben wir in Wahrheit noch keine „Bewegung“?

Weil nur fortwährende Wahrheiten, die im Entwicklungsstadium der Menschheit schlummerten und auf dem Wege allgemeinen menschlichen Aufstiegs liegen, Inhalt einer Bewegung sein können.

Weil Forschung und wissenschaftliche Arbeit noch lange nicht Bewegung ist, sondern nur ein Modus der Vornahme und Unterstützung.

Weil Zweckverband zur Abschaffung des § 175 nicht Bewegung ist, weil Vergnügungs- und Geselligkeitsvereine nichts mit „Bewegung“ gemein haben, so berechtigt ihr Dasein an sich sein mag.

Weil gerade der homosexuell veranlagte Teil der Uranier in überwiegender Zahl gegen sich selbst wüthet, sich menschlich degradiert und die so greifbare höhere Realität noch nicht sieht.

Weil auch die homosexuelle Frage nur im Rahmen der uralten Bewegung zu lösen ist innerhalb der durchgedrungenen Erkenntnis, daß Mann und Weib bloße Idee sind, aber alle Menschen Uebergänge bis zur Mitte hinan. Hier läßt sie sich von selbst, wie die Frucht am Baum reift.

Nicht weil die uralte Bewegung unter, sondern weil sie über dem durchschnittlichen Niveau der Bewegungen steht, umfassendere Umrwägungen in den allgemeinen Anschauungen fordert und, in ihrer Weite, fast den Ausdrucksmöglichkeiten und erst recht der knappen Formulierung widerspricht.

Weil sie letzten Endes nach materieller Gestalt ringende Weltanschauung ist, die den Anspruch auf allgemeine Gültigkeit erheben muß.

Uranismus*) und Internationalität

Horribile dictu! Man beziehe diesen Ausdruck nicht nur auf den Inhalt, sondern auch auf den Klang der Ueberschrift. Beim Schreiben kommt es einem sauer an, so oft „Uranismus“, „Uranität“, „Uranier“ zu gebrauchen, und man hat volles Verständnis für den Leser, dem es bestärkt noch schlimmer geht. Was nützt es, man muß sich auf eine Formel für den Begriff einigen. Die laufende Münze hat anderen Kurs und ist im Klang keineswegs besser. Vielleicht verstandenet „Die Freundschaft“ mal ein Preisasschreiben für die besten Wörter.

Was das „horribile dictu“ in Bezug auf den Inhalt der Ueberschrift betrifft, so mögen die vaterländisch Gesinnten nicht vorzeitig in Zorn geraten. Man will hier ihrem Nationalgefühl nicht zu Leibe, im Gegenteil.

Die steigende Individualität ist begründet, wenn man begrift, daß die unendliche Fülle des ewigen Urgrunds sich im Endlichen auswirken will — ähnlich wie eine Blüthe sich entfaltet, die immer neu und neue Organe in die Erbebnung treten läßt und, wachsend, deren Form immer stärker und unterschiedlicher ausprägt. In diesem Sinne ist die differenzstärkste Individualität zu begrüßen und ebenso der am stärksten ausgeprägte nationale Charakter, was mit nationaler Borniertheit gar nichts zu tun hat. Es ist bestimmt ohne Aufgabe der Kultur ganz all-

*) Sieh die Definition von „Uranier“ in „Uraner Programm“ am Schluß dieses Heftes.

gemein, die Individualität und den Nationalcharakter zu beschirmen, aber ebenso gewiß ist die andere, das Gefühl der Einheit aufrechtzuerhalten.

Allen Erscheinungen liegt einmal die Einheit zugrunde und dann streben sie in ihrer höchsten Individuation wieder zur Einheit. So muß das Individuum und die Nation schließlich stagnieren und verrotten — wie Flüsse, die von der Quelle und vom Meere abgeschnitten sind — wenn sie sich in ihrer Entwicklung abschließen und wenn sie in ihr Nicht, durch das ihnen eigentümliche Temperament hindurch, die gleichzeitige Entfaltung der anderen Einheits-elemente zum Ausdruck bringen. Nur Bäume, deren Stämme nicht weit von einander wachsen, werden sich mit den Wipfeln einst berühren können, und sie müssen samt allen ihren Eigentümlichkeiten sich kräftig entwickeln, um so hoch zu gelangen. So steht es mit dem Individuum, so steht es mit der Nation!

Den uranischen Menschen ist nur vor allen anderen die Fähigkeit zu eigen, die Vielgestaltigkeit bis zur Uebereinstimmung, bis zur Einheit zu durchbrechen und von der eigenen weiteren Wesenheit aus eine innerliche Verbindung zu finden auch mit in der Form völlig Anderem und Fremdem, das für den Nicht-Intuitiven ganz undurchsichtig bleibt und zu dem er kein Verhältnis zu finden vermag. Der Grund dafür ist die größere Differenziertheit des Zwischenschlechtigen bei den entgegengesetzten Polaritäten in ihm, die zur Einheit drängen. Die Schöpfungen von Liszt, Tolsto, Hafls, Sophokles, Goethe, Michelangelo, Shakespeare, Walt Whitman tragen vorzüglich dieses Merkmal, und es liegt hierin das Geheimnis ihrer allgemainschlichen Gültigkeit.

Es handelt sich bei diesem deutlich hervortretenden Wesenszug um keine Hypothese, sondern um eine Tatsache, die sich durch die Erfahrung einwandfrei belegen läßt. Zahlreich sind die Uranier, die in ganz anderer Umgebung sich heimisch fühlen können, ohne doch von ihren Eigentümlichkeiten etwas durchzugeben, ohne sich im eigentlichen Sinne zu assimilieren. Erstaunlich ist die Fähigkeit, soziale Unterschiede überhaupt kaum zu empfinden und die Gabe, auch den ganz anders gearteten Menschen intuitiv zu erfassen und ihm nahe zu kommen. Während bei der Analyse der Psyche, wenn man die Analyse auf die Uebereinstimmung von Gefühlen, Wollungen und Anschauungen hin anlegt, die einschlechtigen Vertreter verschiedener Nation und erst recht verschiedener Rasse noch gänzlich versagen, fallen schon bei den zwischenschlechtigen gleich zu Anfang die stärksten Blutunterschiede wie lockerer Zwiebel-schalen ab und legen den allen Uraniern eigentümlichen Keim bloß.

Setzen wir statt Internationalität ruhig „Menschentum“ in seiner vollen Bedeutung, ohne daß dieses Wort jetzt Gefahr läuft, wie vielleicht in der Ueberschrift, als tönende Phrase empfunden zu werden. Es sollte mit dem Wort wie mit der ganzen Ausführung nur zum Ausdruck gebracht werden, daß es eine der großen Kulturaufgaben der Uranier aller Länder ist, das volle Verständnis der Nationen für einander herbeizuführen wie aufrechtzuerhalten und stetig das Gefühl, daß alle Menschheit letzten Endes Einheit ist, zu nähren, immer auf der unverrückbaren Basis des eigenen Volkstums. Sie sind auch hier die geborenen „Mittler“, gleichwie aus ihren Reihen bei der Natur noch bestehenden oder intuitiver Vernunft folgenden Völkern die Priester stehen, Mittler zwischen der Vielfältigkeit — der Menge, der Welt — und der Einheit, der Mächte und Gewalten, die der Mensch, im natürlichen Drange nach ihr, in sie hineinprojiziert.

René Steiner

Die Logen

Die Logen sind keine Clique, verfolgen keine Sonderbestrebungen, auch stehen sie nicht zum „Uranos“ in unmittelbarem, gebundenem Verhältnis. Sie haben vielmehr mit zur Aufgabe, die bereits organisierte

Arbeit auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet zu unterstützen. Sie sind international auf der Basis des eigenen Volkstums und umfassen, was die geschlechtliche Richtung ihrer Mitglieder anbetrifft, Normale und Homosexuelle. Die Logen sind unpolitisch, ihre Aufgaben sind kulturelle, also rein menschliche.

Zweck der Logen ist:

Die unverrückliche Wahrheit vom Flusse der Geschlechter zwischen dem hohen Ideen Mann und Weib mit allen ihren Folgerungen in das Leben der Gesellschaft hineinzutragen, auf daß ungezähfte Menschen, von denen die Homosexuellen nur ein winziger Teil sind, sich zum Wohle der Allgemeinheit und zu ihrem Glück frei entfalten können zu den menschlichen, sozialen und persönlichen Aufgaben, die ihrer Natur gesetzt sind. Mit anderen Worten, es gilt, die starre GeschlechterEinstellung — nicht einmal nach den gesamten Geschlechtsmerkmalen, sondern nur nach den Geitalien — die über das Leben der Gesamtheit wie des Einzelnen tyrannisch herrscht, zu durchbrechen, vor allem sexualpsychisch, nicht etwa nur äußerlich im Sinne der geschlechtlichen Notätigung.

Gleichzeitig beschäftigen sich die Logen je nach ihrer Beschaffenheit in wesentlicher Arbeit aus tieferem Born mit den Entstehungsbedingungen der ausgeprägteren Mittelglieder, ihrem Sinn im Weltganzen und ihrer Bedeutung in der Gesellschaft, wie mit der Schöpfung eines auf die stärksten Elemente des Lebens, die geschlechtlichen — die wahren Mütter — gegründeten Weltbildes.

Gebiete der Logenarbeit sind unter anderem:

Presse, Theaterwesen, Lancierung von geeigneten Büchern, die der Mentalität der verschiedenen Schichten der Bevölkerung angepaßt sind, Organisation und Propaganda im allgemeinen, Aufklärung führender Persönlichkeiten, Unterstützung und Heranbildung wertvoller Jugend, Anknüpfung internationaler Beziehungen.

Nach vorausgegangenem wissenschaftlichen Schaffen muß der Schwerpunkt von hier in aktiv sich auswirkende Kulturarbeit verlegt werden, die das eigentliche Entwicklungsmoment im Leben ist und allein umgestaltend auf dieses einzuwirken vermag. Nur der Hebel, der in rastloser Arbeit bei der Gesellschaft selbst angesetzt wird, ist instande, die störrische Anschauung, auf die es allein ankommt, zu ändern. Wenn jemals das ursprüngliche Ziel der Freimaurer: — Gewissensfreiheit und unbehinderte Forschung in Auflehnung gegen das Dogma der Kirche — die Gründung von Logen rechtfertigt, so schöpft auch eine Logengründung der Jetztzeit, die sich eine gleichwertige Aufgabe stellt und Vorurteilen und Zwangsvorstellungen von gleichem Stärkegrade und ähnlicher Natur gegenübersteht, ihre Rechtfertigung in volstem Maße aus sich selbst. In Anbetracht der gegebenen Situation und der sozialen Verhältnisse kann auch eine solche Vereinigung nur in der Form von Logen lebensfähig sein. Die Logenform ist außerdem gewählt, weil sie die Bundesidee am vollkommensten verkörpert und weil sie das Mittel ist, den Bund exklusiv und in seinem Geiste rein zu halten.

Maßgebend für die Zulassung ist vor allem wertvoller Gehalt, aktives Wesen und volles Verständnis für die angestrebten Ziele. Eingehende Prüfung der Postulanten und etwaige Ablehnung ohne Angabe des Grundes steht den Logen frei. Sie halten sich grundsätzlich von allen persönlichen wirtschaftlichen Zwecken fern. Niemand hat seine geschlechtliche Veranlagung anzugeben. Zum Anrufen gelten in den Logen nur die Logennamen. Die Logenbrüder dürfen nicht nach außen hin genannt oder geschildert werden. Logen, die sich irgendwo unter gleichen Gesichtspunkten bilden, sind nur organisch mit uns bei übereinstimmender Disziplin verbunden.

Korrespondenz und Anmeldungen (nur schriftlich) zu richten an Professor Ferdinand Karsch, Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 92, Kennwort: „Logen“. Es wird ersucht, Postlageradressen — die zulässig sind — möglichst zu vermeiden.

Aufruf zu einem studentischen Bunde

Von studentischer Seite werden wir aufgefordert, zu einem Bunde von Studierenden an den Berliner Hochschulen aufzurufen. Es wollen sich nur Kommilitonen melden, die die Verpflichtung fühlen, für die unten ausgeführten Bestrebungen einzutreten. Verbindung mit Studierenden anderer Universitäten, die sich bei genügender Beteiligung ebenfalls zu einer Gruppe zusammenschließen oder sonst wenigstens persönlich mit dem Berliner Bunde durch Korrespondenz in enger Fühlung stehen, wie auch Zusammenschluß mit schon bestehenden Gruppen, die bereits im Sinne dieses Bundes wirken, wird erstrebt. Mit Studierenden an ausländischen Universitäten soll außerdem zur Anbahnung und Vertiefung des gegenseitigen Verständnisses und zum Zwecke wechselseitiger Information und gemeinsamer Aktion eine ständige Verbindung aufgenommen werden.

Der Bund ist, der Natur der Bewegung gemäß, die er stützen will, seiner Gesinnung und seinem Wirken nach international und unpolitisch, er will sich in Deutschland fest auf den Boden der deutschen Kulturwerte stellen und nach besten Kräften zu ihrer Förderung und Erhaltung beitragen. Doch soll fremder Art auch in den eigenen Reihen Achtung und Verständnis entgegengebracht werden.

Die obersten Richtlinien seiner Arbeit erblickt der Bund in der objektiven Einstellung auf die uns betreffenden Probleme.

Ziel des Bundes ist:

Eingehen eines freundschaftlich beweisenden Menschentums in die Gesellschaft als deren anerkannter, vollwertiger Faktor.

Zweck des Bundes ist:

Pflege kameradschaftlicher Gesinnung unter der Idee des Bundes. Herausarbeiten der wertvollen speziellen Eigenschaften, die durch die Zeitbedingungen unterdrückt, vielfach sogar umgebogen sind.

Ausmerzen der durch Unterdrückung und Verheimlichung oft entstandenen Schwächen.

Aufgaben sind:

Fördern der Selbstachtung, die auf der eigenen Wesensart gegründet ist.

Aus den eigenen Reihen einzelne Pioniere für die Bewegung zu erwecken.

Durch Heranziehen und Formen der eigenen Jugend im Geiste des Bundes eine wertvolle und selbstbewußte neue Generation heranzubilden.

Vorträge im Sinne der Bewegung zu halten.

Mittel sind:

Vorträge und besondere Diskussionen im Bunde über wissenschaftliche und aktuelle Fragen, die zur Bewegung in Beziehung stehen.

Beleuchtung von Gebieten des Wissens und der Kunst aus diesem Gebiete heraus.

Stellungnahme zu Kulturproblemen und Fragen der Lebensgestaltung.

Vornahme jeweils sich ergebender praktischer Schritte zum Wohle der Bewegung.

Hervortreten Einzelner, zwanglos und nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten.

Der Bund erwartet von seinen Mitgliedern, daß sie in seinem Sinne in ihrem Wirkungskreise tätig sind.

In unmittelbarer Verbindung mit dem Bund wird gleichzeitig eine Vereinigung von Alt-Akademikern ins Leben gerufen, die im Prinzip mit den Bestrebungen des Bundes übereinstimmen, wenn sie auch wegen beruflicher Inanspruchnahme sich nicht so eingehend der Bundesarbeit widmen können.

Die Gründung unseres Bundes hängt ab von dem Willen einer großen Anzahl unserer Kommilitonen zu positiver Mitarbeit aus ihrem

Verantwortungsgefühl heraus. Nur dann ist mit einer Verwirklichung unserer Idee schon in der Gegenwart zu rechnen, wenn unsere Ueberszeugung von ihrer Notwendigkeit durch willentlich gerichtete Zustimmung- und Mitarbeiterklärungen geteilt wird.

Meldungen für den Studentenbund wie für die Akademiker-Vereinigung wolle man im Vertrauen auf strengste Verschwiegenheit richten an Professor Ferdinand Karsch persönlich, Adresse: Charlottenburg, Knesbeckstraße 92. Postlageradressen, die wegen der Weisfäufigkeiten möglichst zu vermeiden sind, werden bis auf weiteres zugelassen. Der Schriftwechsel wird nur von Kommilitonen behandelt.

BERICHTE

Das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee, Berlin, im Institut für Sexualwissenschaft, feierte am 13., 14., 15. Mai sein 25-jähriges Bestehen. Das Komitee wurde von Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld mit einer nur kleinen Zahl von Anhängern und ganz geringen Mitteln im Jahre 1897 gegründet und hat sich seitdem durch die Hochachtung heischende Energie und Geschicklichkeit seines Leiters trotz aller Angriffe und Stürme dauernd aufwärts entwickelt. Wesentlich hat es sich die Aufgaben gesetzt, für die Abschaffung des § 175 einzutreten, die Erscheinung der Homosexualität naturwissenschaftlich zu erforschen und zu begründen, die Homosexuellen vor der Ausbeutung durch Erpresser zu schützen. Seine schwerste Krise machte es bei den großen Skandalprozessen Moltke/Harden und Eulenburg durch, als der Pöbel Hirschfeld Steine ins Fenster warf und er im Ausland Schutz und fernere Unterstützung suchen mußte. Während dieser Zeit bedurfte es der äußersten Hingabe an die Sache seitens des Herrn Georg Flock, des so aufopferungsvollen Sekretärs des W. h. K., das arg eingeschüchterte Häuflein Mitglieder wenigstens zum Teil zusammenzuhalten, damit nicht alle Mühe zunichte würde. Als Arbeit des W. h. K. sind hervorzuheben: Kundfragen unter den Angehörigen der verschiedenen Berufsarten, um den Prozentsatz der Homosexuellen nach Möglichkeit einmal festzustellen, die Petitionen an den deutschen Reichstag und die zahlreichen Aufklärungsschriften und Propaganda-Vorträge. — In seiner Eröffnungsrede bei der Festversammlung am 12. April im Langenbeck-Virchow-Haus hob Hirschfeld die dreifache Aufgabe des Wissenschaftlich-humanitären Komiteens hervor, die schon in seinem Namen liegt, nämlich zu forschen, zu lehren und zu sammeln. Zahlreiche Ansprachen von Mitgliedern und Vertretern befreundeter Korporationen feierten hier wie in der Festsitzung, die am folgenden Tage im Ernst Häckel-Saale stattfand, die Verdienste des Komitees und seines Leiters, eigentlich mehr seines Leiters, denn Herr Morozow führte in seiner Rede mit Recht an, daß Magnus Hirschfeld, ähnlich wie Ludwig XIV., sagen kann: le comité, c'est moi! Unter Anderen wurden Havelock Ellis, London, Edward Carpenter, London, und Dr. Nyström, Stockholm, zu Ehrenmitgliedern ernannt. Die Veranstaltungen trugen einen würdigen, feierlichen Charakter.

Künstlerische Veranstaltungen im Anschluß an das 25-jährige Jubiläum des W. h. K.

Vom Vortrags- und Konzertabend in der Philharmonie ist besonders Ludwig Wüllners meisterhafte Rezitation erwähnenswert. Jules Sibers Technik im Spiel ist zu bewundern und Leo Collanin sang angenehm. Die besseren der für beide angekündigten Werke können nicht zum Vortrag. Warum?

Theater des Eros: Das Familiendrama „Andere Liebe“ von Fredy Konradt wurde mäßig dargestellt. Nur Horst Hausmann als Alfred, Dorian Greth als Gerhard Schlieben und in einer ganz kleinen Rolle Fredy Walden als Laufer überragten das allgemeine Niveau.

Der Deutsche Freundschaftsverband, die vereinigten Freundschaftsbünde und Vereine veranstalteten in Hamburg vom 15. bis 17. April ihren zweiten Verbandstag. Die Bünde sind eine umstehende Form der Organisation für die Masse; sie bestehen aus Homosexuellen und dienen hauptsächlich der Geselligkeit. Ihre Abende werden oft von populärwissenschaftlichen und künstlerischen Vorträgen eingeleitet. Auf dem Verbandstag wurde wiederholt die Anregung gegeben, mehr in sozialer und kultureller Richtung wirksam zu werden, Arbeitsgemeinschaften innerhalb der Vereinigungen zu schaffen. Es wäre wahrlich zu begrüßen, schritte man zu ihrer Verwirklichung im Rahmen dessen, was sich mit der Natur der Bünde verträgt.

Am 15. März hielt Magnus Hirschfeld im Reichstag, nach vorangegangener Einholung der Erlaubnis des Reichstagspräsidenten, zur bevorstehenden Reform des Reichs-Straf-Gesetzbuches vor vielen Abgeordneten aller Parteien einen Vortrag über „Die wissenschaftlichen Grundlagen für die Beseitigung des § 175“. Herr Kriminalkommissar Dr. Kopp schloß sich Hirschfeld mit Ausführungen über die sozialpädagogische Seite der Frage und über das Erpresserwesen an. Die Auseinandersetzung fand nur verachwindend geringen Widerspruch, unter Anderen stimmten ihm auch Vertreter der Deutschen Volkspartei zu. Mehrere Abgeordnete haben seitdem persönliche Unterredungen mit homosexuell Veranlagten gehabt, um sich so besser ein Urteil über die Frage bilden zu können.

In Holland unternahm Magnus Hirschfeld in der zweiten Hälfte des März eine Vortragsreise (Amsterdam, Utrecht, Haag, Delft, Groningen, Rotterdam, Leiden) über das Thema „Lieben und Liebe im Lichte der Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der homosexuellen Probleme“. Die Vorträge waren gut besucht und wurden mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen. Besonders war die holländische Studentenschaft lebhaft interessiert, und viele Studenten haben Hirschfeld persönlich interpelliert oder sich noch selbstlich mit ihm in Verbindung gesetzt. In Amsterdam schwiegen sich die Zeitungen aus, sonst brachte die Presse günstige Kommentare, ausgenommen „Het Vaderland“, das sich gegen die Angabe richtete, Homosexualität könne nicht erworben werden. Der Holländer Dr. med. Blouw veröffentlichte daraufhin wirksame Gegenargumente im gleichen Blatt.

In der Versammlung des Wissenschaftlich-humanitären Komitees vom 6. April hielt Dr. med. H. C. Rogge einen Vortrag über „Die Frage der Pseudo-Homosexualität“, in dem er im Wesentlichen ausführte, daß, nach den exakten Forschungen und Befunden Hirschfelds und Steinachs, Homosexualität nur eingeboren ist. Wohl bestehe die physische Möglichkeit, daß Normalsexuelle, aus Not in jedem Sinne, homosexuelle Akte begehen und homosexuell veranlagte Menschen, normalsexuelle Akte, aber die Triebrichtung lasse sich durch nichts ändern. Die sogenannten Pseudo-Homosexuellen seien in Wirklichkeit bisexuell Veranlagte, die gebieterisch von den Ausscheidungen innerer Drüsen bald in diese bald in jene Richtung des Geschlechtstriebes gedrängt werden. Diese Feststellungen seien von höchster Bedeutung und könnten nicht genug betont werden angesichts der Tatsache, daß Gesellschaft und Staat in erster Linie noch immer von der Billigung der Homosexualität durch die irrtümliche Befürchtung zurückgehalten würden, normalsexuell veranlagte Menschen besonders jüngeren Alters könnten durch Beispiel und Verführung zur homosexuellen Triebrichtung gelangen.

MITTEILUNGEN

„Individualisten“ Berlin. (Nähere Auskunft über die Arbeit erstellt an Interessenten der Veranstalter Ewald Tschuck, S. 29, Planufer 781.)

Individualisten vereinigen sich — ein Widerspruch? — Ja, sie kommen nur zusammen. Sie treffen sich um ihre Gedanken und Erfahrungen, eigentlich ihre eigene Welt, einander mitzuteilen. Warum nicht? Sie behaupten, nicht der Andere wegen sondern jeder nur um seiner selbst willen. Jeder will von den Auffassungen der Anderen auswählend für sich Geeignetes herausnehmen. Hierfür hat er sich preisgebilligt bereit zu erklären, als Entgelt selbst auch zu geben. Doch gibt er als „Individualist“, das ist nicht zuletzt um seine eigene Meinung zu klären und um Verstärkung spontan für sie zu erhalten — er wirkt niemals im Stillen.

Vorträge philosophischer Natur, über Dichtung, Kunst und über Lebensauffassungen wechseln einander ab, oft wurden sie von dichterischen Darbietungen getragen oder eingrahmt. Beliebliche Diskussionen und Diskurse. Besondere Kunsttende werden andererseits auch veranstaltet.

Unter den Besuchern „Menschen“ und Künstler, viel Jugend und, was ist hier selbstverständlicher, auch Bohème. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß Künstler keine „Menschen“ sind und umgekehrt, vielmehr ist es die Überzeugung, daß der „Mensch“ ebenso sehr den Künstler in sich braucht, um erfüllt zu sein, wie der Künstler den „Menschen“. Und die „Individualisten“ erheben ja gerade Anspruch darauf, solche „Volltypen“ zu sein. Noch weniger sei aber der „individuelle“ Mensch etwas am Zeug geflickt, die selbstverständlich immer „Volltypus“ ist, von der Bohème schon ganz zu schweigen. In der Tat ist diese Jugend wertvoll durch ihre gehärdete Kraft, ihren Reckenmut und nicht zuletzt durch ihr starkes Selbstbewußtsein.

Wenn alles nicht immer ganz „geräumt“ ist, nun, die Individualisten legen bekanntlich keinen großen Wert auf den Keim „Jedem Einzeligen — „Der Einzige““) heißt übrigens ihre Zeitschrift — liegt über das Feld für sein Wirken frei.

Der Natur ihrer Grundanschauung gemäß stehen die „Individualisten“ unseren Bestrebungen, die ja auch die freie Entwicklung des Individuums ermglichen wollen, sympathisch gegenüber. Werden homoerotische Dinge erwähnt, so zucken sie nicht mit der Wimper, höchstens langweilen sich — manche. Aber, mein Gott, gibt es ein Mittel, sich nicht manchmal zu langweilen, wenn man nur seine eigene Welt will und hierzu fremde Spärenmusik mit anhören muß!

Der Veranstalter, Herr Ewald Tschuck, ist ein bewährter Mitarbeiter von uns. Wir sind an seiner Arbeit und seinen Veranstaltungen wegen ihres objektiven Wertes und um der Bewegung willen interessiert. Der neutrale Boden — wie auch immer beschaffen — wird von uns stets begrüßt und unterstützt werden; er ist für unsere Bewegung am wertvollsten. Der Uranier kann sich hier am wahrsten und realsten erleben. Der Dionier gewohnt zu unserer Geistesrichtung und unserem Empfinden. Schließlich ist er auch für Viele, die aus Mißverständnis, Scheu, Vorurteil sich noch von der Bewegung fernhalten, die geeignete Scala, um zum Verständnis der Bewegung und zu werktätiger Teilnahme an ihr zu gelangen.

Die nächsten Veranstaltungen der „Individualisten“:

2 Studien-Abende (2. und 9. Juni, Köllnisches Gymnasium, Inselstraße 3, um 8 Uhr abends) über „Formen schöpferischer Individualität“ (Jean Paul, Napoleon). Sprecher: Ewald Tschuck und Fritz Nürnberger.

*) Nicht zu verwechseln mit „Der Eigene“, der von Adolf Brand, Wilhelmshagen, herausgegebenen homoerotischen Kunstzeitschrift.

Berichtigung

Der „Uranos“ brachte in Nr. 1 Seite 18 „Eine Liebesgeschichte“, in der auf ein Urteil Paul Brandts in Magnus Hirschfelds Werk „Die Homosexualität des Mannes und des Weibes“ Bezug genommen wird. Herr Hermann Michaelis, Magdeburg ersucht um um folgende Berichtigung:

1. Die betreffende Geschichte steht bei Hirschfeld nicht Seite 662, sondern Seite 762.
2. Die Autorschaft des erwähnten Urteils stände nicht Paul Brandt-
Leipzig, sondern ihm selbst zu. Hirschfeld sei seinerzeit an ihn, als professionellen Alt-Philologen und Forscher in dem aus der griechisch-römischen Literatur überlieferten uranischen Material, mit dem Wunsche herorgetreten, ihn bei seinem erwähnten Werke durch die zusammenfassende Bearbeitung des gesamten Altertums zu unterstützen. Soweit er bei der Ausarbeitung Paul Brandts Studien benutzte, habe er ihn auch immer zitiert.

Wir möchten hierzu bemerken, daß, da ein anderer Autor namentlich nicht angeführt war, für uns die Vermutung am nächsten lag, der Anspruch stamme von Paul Brandt, der Hirschfeld häufig für sein Jahrbuch wertvolle Arbeiten über das klassische Altertum geliefert hat.

Die Redaktion

URANOS

Sprechstunden: Dienstag und Freitag von 11—1 Uhr im Verlag; Annoncen-Aannahme ebendort. Lokal- und Vergnügungsanzeigen werden nicht gebracht, persönliche Anzeigen nur ausnahmsweise; sie sind der Prüfung durch die Herausgeber unterworfen und werden evtl. nur nach persönlicher bzw. brieflicher Rücksprache aufgenommen.

Vom Juli ab erscheint der „Uranos“ im Umfang von 32 Seiten. Mit diesem Abschluß und Probeheft ist verstärkt.

Private Korrespondenz richtet man vorzugsweise an die Herausgeber persönlich, gegebenenfalls auch Redaktionelles, Geschäftliches, Bestellungen und Abonnementsanmeldungen, die dann von diesen dauernd nur persönlich bzw. durch ihre Vertrauensperson erledigt werden. Adressen: Professor Ferdinand Korsch, Charlottenburg 2, Kneeseberkatr. 92. René Stelter, Berlin/Karlshorst, Prinz Heinrich-Straße 1.

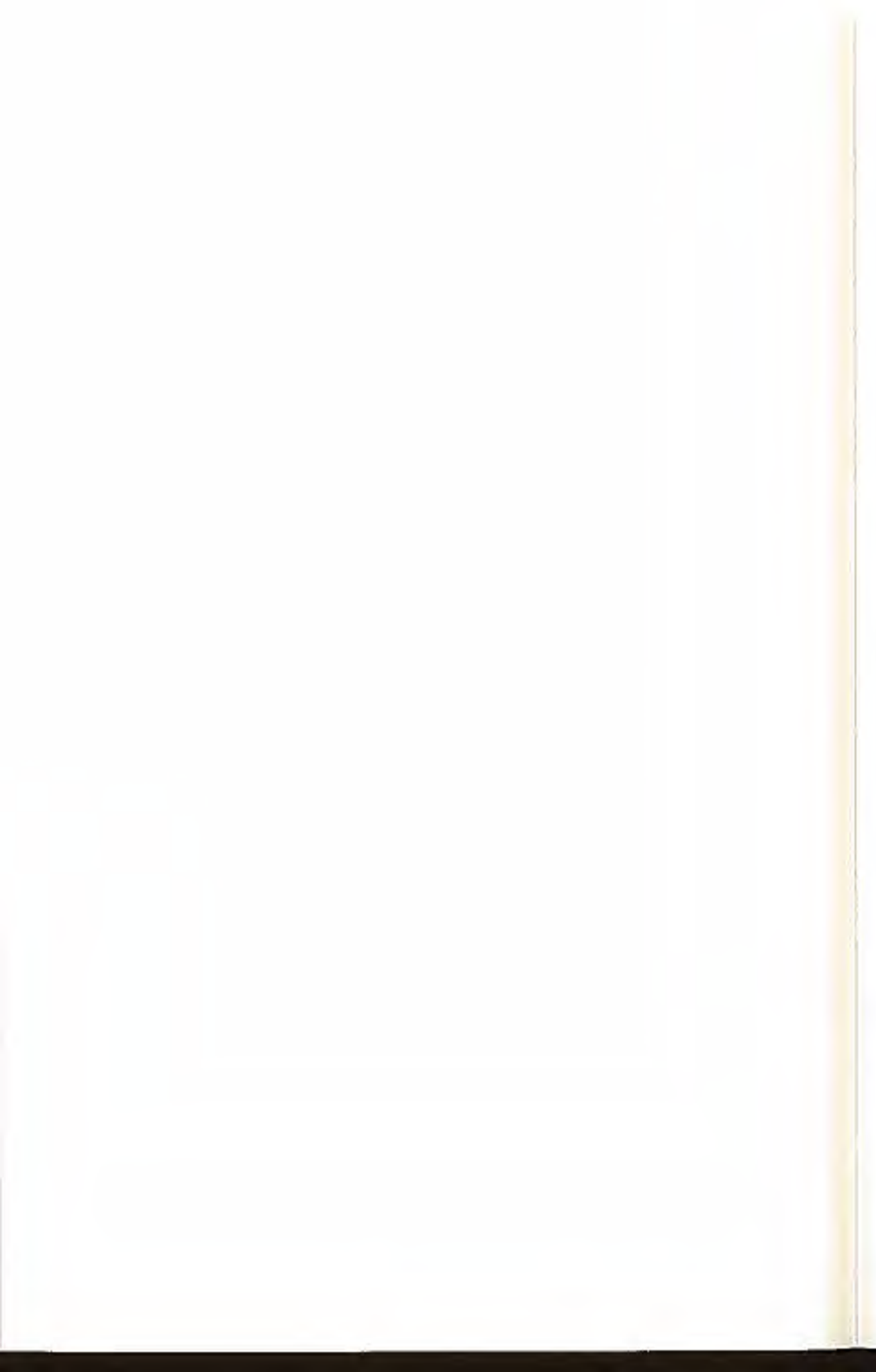
Wir machen darauf aufmerksam, daß alle Ausführungen über unsere Weltanschauung und unser Programm im Anschluß an Titelblatt und Inhaltsverzeichnis dieses Heftes befinden.

URANOS-ABEND

Ein öffentlicher Uranos-Abend findet Mittwoch, den 7. Juni, abends 8 Uhr, im Saal des Lessing-Museums, Brüderstraße 13 (nahe Untergundbahnhof Spittelmarkt), statt. „Öffentlich“ im Gegensatz zu privaten Veranstaltungen mit nur geladenem Publikum. Es werden homoerotische Dichtungen aus der Literatur aller Zeiten und Länder vorgetragen. Bei der Auswahl sind die wahrhaft bedeutenden und gefühlsinnigen Dichtungen besonders berücksichtigt worden. Wir verweisen auf unsere Annonce auf der letzten inneren Umschlagsseite.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: René Stelter, Berlin-Karlshorst.
Druck von Adolph Eißert & Sohn, Berlin S 16, Stallschreiberstraße Nr. 8.

Anhang



Nachwort

Im November 1920 und Januar 1921 veröffentlichte René Stelter als „Anagenetos“ (der „Wiedergeborene“) in der Zeitschrift *Die Freundschaft* zwei programmatische Beiträge zur „Lösung der homoerotischen Frage im Kulturganzen“. Da der Nachweis der Natürlichkeit von Homosexualität erbracht sei – Stelter bekannte sich zu der von Magnus Hirschfeld entwickelten Zwischenstufentheorie¹ –, gehe es nun darum, zu einem gesamtgesellschaftlichen Bewußtsein für die durch Homosexuelle bewirkten kulturellen Errungenschaften beizutragen. Die „homosexuelle Frage“ war für ihn ein „konstanter Faktor von ganz unverhältnismäßiger Höhe“, ein „Naturelement“ „in der aufsteigenden Bewegung der Menschheit“. Damit spielte er auf den im Diskurs früherer wie zeitgenössischer Homosexuellenaktivisten bereits entwickelten historischen „Kanon der Gestalten“² an („Namen führender Homoeeroten, Bahnbrecher für die Menschheit, Gottsucher, Giganten der Tat und des Geistes, begnadeter Künstler, selbstloser Priester-naturen – unverbrüchlicher Pfeiler unserer Kultur – sind ja seit Jahrtausenden in aller Munde“³), machte aber auch einen neuen Vorschlag, um die historische Entwicklung zu beschleunigen: Er rief zur Bildung von „Orden“ und „Logen“ auf. Der Orden,

Für wertvolle Hinweise und die Bereitstellung von Materialien danke ich Marita Keilson-Lauritz (Bussum).

1) Vgl. in *Uranos* (S. 41) den redaktionellen Hinweis: „Wir selbst fußen – in physiologischer wie biologischer Hinsicht! – auf dem auf der exakten Forschung beruhenden Zwischenstufen-System.“

2) Zum Begriff vgl. Marita KEILSON-LAURITZ, *Die Geschichte der eigenen Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiel des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen und der Zeitschrift Der Eigene*. Berlin 1997 (Homosexualität und Literatur 11) S. 344 ff.

3) R. STELTER, *Die homoerotische Frage und ihre natürliche Lösung im Kulturganzen*. I. Die Logen und der Orden. In: *Die Freundschaft* 2 Nr. 44 (6.–12. 11. 1920) Bl. 1r–v, hier Bl. 1r.

der ihm vorschwebte, sollte „unabhängig von allen äußeren Lebensumständen gegründet werden, und allein auf den Menschen beruhen, die zu ihm berufen sind. Soziale und Bildungsunterschiede sollen an ihm zerschellen. Wir alle wollen eine Tätigkeit ausüben, mit der einzigen Maßgabe, daß sie für die Gesellschaft nützlich sei. Mögen wir vorläufig alle bei unserer gewohnten Tätigkeit bleiben können. Unsere Berufsarbeit liefere uns die Existenz und mache die Ordensgründung nur von unserer Natur und der inneren Notwendigkeit abhängig, nicht vom Zufall des Vermögens, der Protektion und der Geldmittel im allgemeinen. . . . Unser Gemeinschaftsleben sei rein kommunistisch: eine einfache, gemeinsame Wohnung, einfache Kost und Kleidung. . . . Es wird für später ein eigenes Heim in freier Natur nahe der Großstadt angestrebt. Physische Kultur zur Stählung des Körpers ist vorgesehen. Die Aspiranten werden lange Zeit hindurch eingehend geprüft. Es kann nur eine verschwindend kleine Menschengruppe in Betracht kommen.“ Die für einen solchen Orden „wahrhaft Berufenen“: Homosexuelle, vor allem die „wenigen, in denen die glückliche Mischung von Männlichem und Weiblichem einen eigenen Guß ergibt, einen besonderen Typus schafft, ähnlich wie bestimmte Metalle nur in gewissen Mischungsverhältnissen die stahlharte, kostbare Bronze bilden. Hier scheint mir auch die kosmische Rechtfertigung der Homosexualität zu liegen. . . . Bedingung zur Aufnahme in den Orden, zu dem ich persönlich aufrufe, ist eben jene homoerotische Disposition, die kosmische, keineswegs ausschließlich Homosexualität.“⁴

4) R. STELTER, Intellektuelle u. Tatkräftige, Eure Zeit ruft Euch auf! Aufruf zur Bildung von Logen. In: *Die Freundschaft* 3 Nr. 1 (8.-14. 1. 1921) Bl. 1r-v; Stelter, diesmal als „Ordensmann“ Anageneios, hatte schon drei Monate zuvor von einer solchen „Klostergründung“ berichtet (*Der Eigene* 8 Nr. 2, 8. 10. 1920, S. 13-15); „Zwei Ordensmitglieder eines Chorherren-Stifts, ehemalige Mönche, haben am vergangenen Sonntag eine Versammlung in Berlin zwecks Aufnahme in ihre dogmenfreie Gesellschaft von religiös veranlagten Männern aller Konfessionen abgehalten. Der Orden setzt sich in den Besitz eines alten Klosters und

Eine sozusagen weltliche Variante dieser Idee war der Vorschlag, Logen zu gründen, die in Anlehnung an die Freimaurer elitär gehalten werden sollten („eine Kommission von geeigneten Herren“ sollte jeweils über die Zulassung zu einer Loge befinden). Dieser Beitrag ist in erweiterter Form auch im *Uranos* (S. 19-22) erschienen. Den Logen, die „in allen größeren Städten ins Leben gerufen werden“ sollten, stellte er die Aufgabe, „die unumstößliche Wahrheit vom wirbelnden Fluß der Geschlechter innerhalb der bloßen Ideen 'Mann' und 'Weib' durch geeignete Mittel mit allen ihren Folgerungen ins lebendige Leben hineinzutragen, auf daß endlich im Rahmen der Gesellschaft und bei hellem Tageslicht ungezählte Menschen, von denen die Homosexuellen nur eine extreme Gruppe bilden, sich zu ihrem Glücke und zum Wohl der Allgemeinheit frei entfalten können zu der menschlichen und sozialen Aufgabe, die ihrer Natur gesetzt ist.“ (S. 19 f.) Ausdrücklich betont er, daß die Logen „ihrer Natur nach“ „keineswegs ein Parallelunternehmen zu den bestehenden wissenschaftlichen, literarisch-künstlerischen oder geselligen Vereinigungen“ darstellten, vielmehr „eine innerlich notwendige, neue, ganz andersartige Gründung“ seien, „berufen, gerade die bereits organisierte Arbeit auf wissenschaftlichem und literarisch-künstlerischem Gebiete zu unterstützen.“ (S. 21)

will sich mit Ackerbau befassen. Er zieht sich von der Welt und aller Einwirkung auf das soziale Leben zurück und ist unpolitisch. Im Mittelpunkt seines Bekenntnisses steht der Glaube an einen außerhalb der Welt stehenden persönlichen Gott: Jehova, an den Gebete und Gesänge gerichtet werden. Die Benediktinerregel wird mit einigen Modifikationen befolgt. Familiärer Zusammenschluß ist vorgesehen. Der Orden ist seiner inneren Struktur nach aristokratisch und verfolgt in seiner Natur ein militärisches und klassisches Ideal, wie Reform der persönlichen Lebensführung auf idealer Basis. Beschäftigung mit christlicher Kunst, wie mit Mystik, ist geplant.

Herren, die im Prinzip mit dieser Ansicht übereinstimmen, wird auch ohne strikte Observanz als Außenstehenden der Aufenthalt im Kloster gewährt. Aspiranten und Interessenten wollen sich beim Verlage des *Blattes* melden unter 'Ordensmänn' Anagnostos."

Parallel zur Idee, Orden und Logen zu gründen, entstand der Plan zur Zeitschrift *Uranos. Blätter für ungeschmälertes Menschentum*, die René Stelter zusammen mit Ferdinand Karsch-Haack⁵ herausgab. Ob Karsch-Haack an den Vorüberlegungen beteiligt war oder erst später zu dem Projekt stieß, muß offen bleiben. Ein weiterer früher Mitstreiter beim Logen-Projekt war der Rechtsanwalt Theodor Ahrens⁶, wie Karsch und Stelter „vorläufiges Mitglied der inzwischen bereits gebildeten Kommission“ (*Uranos* S. 21). Die Zeitschrift sollte ebenfalls die von René Stelter skizzierten Anliegen verfolgen und zugleich als Organ der Logen fungieren. „Ziel und Weg“ des *Uranos* beschrieben die beiden Herausgeber einleitend wie folgt:

Wir stehen zurzeit vor der gerade für die Uranier so unbegreiflichen Tatsache, daß, trotz des erbrachten Beweises, Homosexualität sei eine natürliche Erscheinung, 'natürlich' als aus der Arbeitsmethode der Natur fließend, also einen gesunden, stabilen Zustand darstellend, der Uranismus noch immer von der Gesellschaft mit Acht und Bann belegt wird, und daß die Gesetzgeber einer Verschärfung des Paragraphen,

5) Zu René Stelter fehlt es an biographischen Informationen; bei Bernd-Ulrich HERGEMÖLLER, *Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundschaft und mann-männlicher Sexualität im deutschen Sprachraum*. Hamburg 1998 (Frankfurt am Main 2001) ist er nur am Rande erwähnt (S. 410, 649). Zu Ferdinand Karsch (HERGEMÖLLER, *Mann für Mann* S. 410 f.) vgl. Sabine SCHMIDTKE, *Schriftenverzeichnis Ferdinand Karsch (-Haack) (1853-1936)*. In: *Capri Zeitschrift für schwule Geschichte* Nr. 31 (Dezember 2001) S. 13-32; DIES., *Eine doppelte Konstruktion der Wirklichkeit. Ferdinand Karsch(-Haack) (1853-1936) zu Gleichgeschlechtlichkeit im islamischen Raum*. In: Karl E. GROEZINGER - Hans-Michael HAUSSIG (Hg.): *Der anders liebende Mensch in Religion und Literatur*. Berlin 2003. - Von wenigen Ausnahmen abgesehen, zeichnete Karsch ab 1905 unter Heranziehung des Mädchennamens seiner Mutter mit „Karsch-Haack“. Soweit es in den Quellen nicht explizit „Karsch“ heißt, wird im Folgenden die Bezeichnung „Karsch-Haack“ verwendet.

6) Zu Theodor Ahrens (1899-1945) vgl. HERGEMÖLLER, *Mann für Mann* S. 84-85.

URANOS



BLÄTTER FÜR UNGESCHWÄLERTES MENSCHENTUM

HERAUSGEBER
FERDINAND KARSCH-HAACK RENÉ STEUER

ERSCHEINT AM 1. UND 15. JEDEN MONATS

№ 1.

PREIS 2,50 MARK

1. JAHRG.

• VERLAG KARL SCHLITZ BERLIN •

der die Homosexualität betrifft, geneigt zu sein scheinen. . . .
 Wir beabsichtigen in unseren Ausführungen zu zeigen, wie sich Gesellschaft und Staat vergangener und gegenwärtiger Zeit in den einzelnen Staatswesen zu der Erscheinung des Uranismus gestellt haben und wie es häufig in vollendeter Weise gelungen ist, das Uranium zum Nutzen und Frommen der Allgemeinheit wie zum Wohlbefinden der Uranier zur Geltung zu bringen. (S. 2)

In einem späteren Heft wird die angestrebte Umsetzung der Ziele genauer umschrieben:

[Der „Uranos“] ist bestrebt, Beiträge zur naturwissenschaftlichen, vor allem zur metaphysischen, und – durch interessante einschlägige Tatsachen aus dem Kultur- und Völkerleben – zur soziologischen Begründung des Uranismus zu bringen. So wird wiederholt dargelegt, wie sich die verschiedenen Völker und Staaten mit dieser Naturerscheinung abgefunden haben. Es wird ferner über führende Geister und bekannte Persönlichkeiten der Vergangenheit Biogrammisches und Kritisches gebracht, das ihr Leben oder ihre Stellungnahme zum Uranismus beleuchtet. Ein wesentlicher Abschnitt der Zeitschrift ist gediegener Belletristik gewidmet, deren Vorwurf aus der Wirklichkeit des Lebens geschöpft ist, oder, bei symbolischer Gestaltung, in jenen vielen Uraniern eingeborenen Trieben und Kräften zu Einheit und Erkenntnis im Allgemein-Menschlichen wurzelt. In Berücksichtigung dieser ausgeprägten Geistesrichtung finden auch Aufsätze über Mystik, Lebensweisheit und Lebensgestaltung – zugleich ein Beitrag und eine Mitarbeit im *uranischen Geiste* an allgemeinen Kulturproblemen – in der Zeitschrift Raum. (S. 182)

Idee und Titel der Zeitschrift sind inspiriert von Karl Heinrich Ulrichs (1825–1895), und mehr als einmal wird betont, daß der *Uranos* „zum fünfzigjährigen Jubiläum der Lieblingsidee Ulrichs“ erscheine. 1870 hatte Ulrichs seinen Plan zu einer uranischen Zeitschrift, die er *Uranus* nannte, umzusetzen begonnen, doch schon im ersten Heft mußte der Verleger mitteilen, daß die Zeitschrift (vorerst) nicht weitergeführt werden könne. Aus dem „Januarheft 1870: Prometheus“ der Zeitschrift *Uranus*

wurde die selbständige Schrift *Prometheus*, der Buchbinder wurde gebeten, das „ungültige“ *Uranus*-Titelblatt wegzuschneiden und durch das neue *Prometheus*-Titelblatt zu ersetzen.⁷

Ulrichs' *Uranus* sollte – so der Untertitel – „Beiträge zur Erforschung des Naturrätselfs des Uranismus und zur Erörterung der sittlichen und gesellschaftlichen Interessen des Urningthums“ bieten. Es war vor allem der zweite Aspekt, den Stelter und Karsch-Haack mit ihrem *Uranos*-Projekt umsetzen wollten, „den Bedürfnissen der neuen Zeit auf das Engste“ angepaßt (S. 2).

Zur „neuen Zeit“ gehörte es, daß es mehrere Zeitschriftenprojekte gab. Neben dem *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* von Magnus Hirschfeld und dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee den *Eigenen* von Adolf Brand, aber auch etwa die wöchentlich erscheinende *Freundschaft* im selben Verlag, in dem auch der *Uranos* erscheinen sollte. In einem rückblickenden Artikel, der im Frühjahr 1923 sowohl in der *Freundschaft* als auch im *Uranos* erschien, bestimmt R. Stelter das Verhältnis des *Uranos* zur *Freundschaft* wie folgt:

7) Karl Heinrich ULRICHS, *Forschungen über das Räthsel der männlichen Liebe*. I. Vindex – II. Inclusa – III. Vindicta – IV. Formatrix – V. Ara spei – VI. Gladius furens – VII. Memnon – VIII. Incubus – IX. Argonauticus – X. Prometheus – XI. Araxes – XII. Critische Pfeile. Nachdruck der Originalausgaben 1864–1879 in vier Bänden, hg. von Hubert KENNEDY. Berlin 1994 (Bibliothek rosa Winkel 7–10). – Zu Ulrichs' *Uranus*-Projekt vgl. Hubert KENNEDY, *Karl Heinrich Ulrichs. Leben und Werk*. Zweite überarbeitete Auflage. Hamburg 2001 (Bibliothek rosa Winkel 27) S. 269–279. In seinem Vorwort zum Nachdruck von Ulrichs' *Forschungen* (Bd. 4, S. 8) äußert Kennedy die Vermutung, die Abweichung in der Schreibung des Titel (*Uranus* – *Uranos*) sei möglicherweise auf Magnus Hirschfelds falsche Wiedergabe des ursprünglichen Titels zurückzuführen. Doch Karsch-Haack stand seit den 1870er Jahren in direktem Kontakt mit Ulrichs (vgl. etwa F. KARSCH-HAACK, *Erotische Großstadtbilder als Kulturphänomen*. Erstes Heft: Wien und Berlin. Berlin 1926, S. 10), und bei einem Sprachpuristen wie Karsch-Haack ist es kaum verwunderlich, daß er die griechische Form gewählt hat und nicht, wie Ulrichs, die latinisierte.

Als Professor Karsch und ich die Gründung des „Uranos“ anstrebten, wußten wir, was wir taten. Hier konnte nicht von einer überflüssigen Neugründung oder etwa gar von einem Konkurrenzunternehmen die Rede sein, wie sich ja schon aus der bloßen Tatsache ergibt, daß beide Zeitschriften im Schultz-Verlag erscheinen. Wir hatten erkannt, daß es für die Bewegung erforderlich sei, eine Zeitschrift zu besitzen – z. B. die „Freundschaft“ – die mitten im Kampf und der Aktualität steht, der auch die Organisationsfragen naturgemäß obliegen, und dann eine andere Zeitschrift – den „Uranos“ – die gewissermaßen zeitlos zu sein hätte, nur aus der Entfernung einen kritischen Ueberblick über die wichtigen Ereignisse in der Bewegung geben sollte, besonders aber der logischen Begründung der Bewegung gewidmet sein müßte. Diese Zeitschrift sollte durch ihren Abstand von den Ereignissen und ihre mehr sachlichen Auseinandersetzungen besonders objektiv Interessierte, also Normale, für die Bewegung gewinnen und auch solche Homöeroten, denen durch individuelle Disposition, durch besondere persönliche Umstände, oder durch Abgeschnittensein von den Zentren der Organisation die Aktualität und die äußeren Ereignisse nicht viel zu sagen vermögen, während sie doch an der Sache selbst interessiert sind.⁸

Ferdinand Karsch-Haack fungierte als „wissenschaftlicher Leiter“ bzw. „Leiter für Wissenschaft und Kritik“ des *Uranos*, René Stelter als „belletristischer Leiter“ bzw. „Leiter für Lebensgestaltung und Belletristik“. Stelter zeichnete für nahezu alle programmatischen Beiträge verantwortlich; ferner verfaßte er eigene belletristische Beiträge (Prosa und Dichtung) und schrieb Theaterkritiken. Ferdinand Karsch-Haack führte in seinen Beiträgen im wesentlichen fort, was er bereits in den vorangegangenen Jahrzehnten getan hatte; er verfaßte historische Skizzen und ethnographische Beiträge. Seine wichtigsten Arbeiten im Rahmen seiner „Forschungen über gleichgeschlechtliche Liebe“, in der er

8) *Die Freundschaft* 5 Nr. 7 (5. 5. 1923) Bl. 3v-4r; *Uranos* 2 (1922/23) S. 178-179, Zitat S. 179.

eine umfassende Darstellung der Gleichgeschlechtlichkeit unter Naturvölkern und Kulturvölkern vorzulegen beabsichtigte, hatte er bereits im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts vorgelegt. Hierzu zählen neben seinen im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* erschienenen Aufsätzen⁹ besonders seine Bücher „Das gleichgeschlechtliche Leben der Ostasiaten. Chinesen Japaner Koreer“ (1906) und „Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker“ (1911). Die geplanten Bände über „Hamiten und Semiten“ sowie über die „arischen Völker“ sind ebenso wenig erschienen wie eine „zweite, biographische Reihe“ über „das Leben gleichgeschlechtlich empfindender Männer und Frauen aller Völker und Zeiten“ oder die „dritte, naturwissenschaftliche Reihe“.¹⁰ Viele seiner im *Uranos* publizierten Beiträge enthalten Materialien, die ursprünglich für diese Buchreihen vorgesehen waren. Hierzu zählen etwa seine dem islamischen Kulturraum gewidmeten Arbeiten, die für den Band „Hamiten und Semiten“ gedacht waren,¹¹ oder die „Zwei Dokumente über Leonardo da

9) F. KARSCH, Päderastie und Tribadie bei den Tieren auf Grund der Literatur zusammengestellt. In: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 2 (1900) S. 126-160; DERS., Uranismus oder Päderastie bei den Naturvölkern. In: *Jahrbuch* 3 (1901) S. 72-201; DERS., Quellenmaterial zur Beurteilung angeblicher und wirklicher Uranier. In: *Jahrbuch* 4 (1902) S. 289-571 und 5 (1903) S. 445-706.

10) Karsch skizziert den Umfang des Projekts in: Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker (S. 669).

11) Daß es sich etwa bei dem Beitrag „Androgamie (Männerehe) bei den Amoniern“ (*Uranos* S. 80-82) um Material handelt, das für den geplanten Band über „Hamiten und Semiten“ vorgesehen war, ergibt sich aus dem „Nachwort“ von KARSCH-HAACK zu seinem Buch „Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker“ (S. 663). Er erwähnt, daß J. E. Meisner umfangreich aus seinem Beitrag „Uranismus oder Päderastie und Tribadie bei den Naturvölkern“ zitiert habe, ohne seine Quelle zu nennen, und fährt dann fort: „Er teilt . . . mit, Steindorff berichte von feierlichen Hochzeiten unter den männlichen Bewohnern der Oase Siwah, die mit großem Pomp begangen und durchaus nicht als etwas Schimpfliches oder Verheimlichenswertes angesehen würden. Dieser Bericht Steindorffs betrifft indessen nicht ein Naturvolk, sondern bezieht sich auf Hamiten

Vinci“ (S. 84-91), die zu einer im April 1921 offenbar bereits vorliegenden „monographischen Arbeit“ (S. 91) gehörten, für die er aber keinen Verleger fand.

*

Karl Schultz, in dessen Verlag zunächst die ersten fünf Hefte des *Uranos* erschienen, hat das Projekt durch Anzeigen¹² und redaktionelle Notizen¹³ in der ebenfalls in seinem Verlag herausgegebenen Zeitschrift *Die Freundschaft* schon vor Erscheinen des ersten Heftes im März 1921 unterstützt. In Nr. 4 der *Freundschaft* dieses Jahrgangs wurde die Frage „Was ist der 'Uranos?'“ wie folgt beantwortet:

Am 1. März wird in unserem Verlage die neue Zeitschrift „Uranos“ erscheinen, die von Prof. Karsch und René Stelter (Anagenetos) redigiert wird. Der „Uranos“ verfolgt das Ziel, einen Ausdruck und eine Form für das Eingehen der uranischen Menschheit in die Gesellschaft zu schaffen. Er wird sich dabei, gemäß seiner leitenden Idee, mit der Erscheinung der Homosexualität nur in ihrer Beziehung und in ihrem wahren Verhältnis zum gesamten Kultur- und Gesellschaftsleben befassen und seinen Gesichtswinkel vielmehr auf dieses in seiner Vollständigkeit und in der Fülle seiner Erscheinung

und kann deshalb auch erst im 2. Bande des gleichgeschlechtlichen Lebens der Kulturvölker seine Behandlung finden.“ Die Hauptquellen zu diesem Beitrag, eben die Berichte Steindorffs, sind in *Uranos* S. 81 genannt - Zu Karsch-Haacks übrigen Beiträgen zum islamischen Kulturraum vgl. SCHMIDTKE, Eine doppelte Konstruktion der Wirklichkeit. 12) *Die Freundschaft* 3 Nr. 8 (27. 2. - 5. 3. 1921) Bl. 2r; 3 Nr. 9 (6.-11. 3. 1921) Bl. 3r; 3 Nr. 10 (12.-18. 3. 1921) Bl. 6r; 3 Nr. 12 (25. 3. - 1. 4. 1921) Bl. 4r; 3 Nr. 13 (2.-8. 4. 1921) Bl. 6r; 3 Nr. 14 (9.-15. 4. 1921) Bl. 7r; 3 Nr. 16 (23.-29. 4. 1921) Bl. 1v und 6v. 13) „Was ist der 'Uranos?'“: *Die Freundschaft* 3 Nr. 4 (30. 1. - 5. 2. 1921) Bl. 2r; „Was will der 'Uranos?'“: *Die Freundschaft* 3 Nr. 5 (6.-12. 2. 1921) Bl. 2v; „Was bedeutet Ausdruck und Form beim 'Uranos?'“: *Die Freundschaft* 3 Nr. 6 (13.-19. 2. 1921) Bl. 2r; „Die neue Zeitschrift 'Uranos'“: *Die Freundschaft* 3 Nr. 7 (20.-26. 2. 1921) Bl. 3v.

gen einstellen. Es ist also nicht geplant, homoerotisches Fühlen auf rein homosexuellem Gebiete zur Darstellung zu bringen, sondern man beabsichtigt, homoserotisches Gefühls- und Geistesleben auf die Welt anzuwenden. Besonders mag sich dies auf dem Gebiete der Kunst und in Fragen der Weltanschauung geltend machen.

Man wird strengstens darauf bedacht sein, Darbietungen von gedanklichem und künstlerischem Gehalt in eine klare und gemeinverständliche Form zu gießen. Auch soll jede Einseitigkeit vermieden werden und so Vielen Vieles geboten werden.

Ein frischer, hoffnungsfreudiger Geist soll durch die Spalten wehen, Feind jeder Empfinderei und Sentimentalität. Neben bildreicher Symbolik soll in den Novellen auch befreiender Humor zu Worte kommen.

Es ist geplant, daß die Zeitschrift im Prinzip keine persönlichen Annoncen bringt, keine Aktbilder und auch keine Annoncen von Lokalen. Für Geschäftsannoncen möge man sich umgehend an den Verlag wenden. Es wird gebeten, auf den Titel „Uranos“ und den Erscheinungstermin 1. März zu achten.

Zwischen März und Mai 1921 erschienen im Zwei-Wochen-Rhythmus fünf Hefte mit jeweils 24 Seiten. Mit Heft 5 endete zunächst das Engagement des Karl Schultz-Verlags; die Hefte 6/7 (36 Seiten), 8 und 9 (je 32 Seiten) erschienen zwischen Juni und September 1921 im Verlag „Fuß und Hand“ (W. Ruge)¹⁴. Die letzte Lieferung des ersten Jahrgangs (Dreifachheft 10/12 mit 48 Seiten) erschien erst nach langer Unterbrechung im Juni 1922,

14) Diese Hefte haben gegenüber den ersten Heften (ca. 16,5 x 23 cm) ein etwas kleineres Format (ca. 15 x 22,5 cm) und einen kleineren Satzspiegel, sind insgesamt aber lesefreundlicher gestaltet. - Im Verlag „Fuß und Hand“ erschien die Fußpflege-Zeitschrift *Fuß und Hand*, als deren Beilage 1921 Adolf Brands *Freundschaft und Freiheit. Ein Blatt für Männerrechte gegen Spießbürgermoral und Irrlehre* erschien; vgl. KEILSON-LAURITZ, *Geschichte der eigenen Geschichte* S. 369-370.

URANOS

Blätter für ungeschmälertes Menschentum

Herausgeber
Ferdinand Karsch-Haack
René Steller

I N H A L T

- F. Karsch-Haack / Karl von Holtei
St. Ch. Waldecke / Ahasver
Paul von Putlitz / Der mystische Weg Indiens
Heinz Siratz / Hyazinth
Ewald Tschek / Der mann-männliche Eros in der
deutschen Romantik
Roman Malecki / Auf der Terrasse
René Steller / Theaterkritik des ersten homoerotischen
Schauspiels
Filmkritik / Gedichte / Lesefrüchte

Er s c h e i n t m o n a t l i c h

No. 6/7 Preis M 3.— 1. Jahrg.

vierteljährlich M 10.— einschließlich Porto

V e r l a g

Verlag „Fuß und Hand“ (W. Ruge) Berlin NO. 43

nun wieder – allerdings nur „in Kommission“ – im Karl Schulz-Verlag.¹⁵

Über die Auflagenhöhe des *Uranos* liegt nur die Angabe in „Sperlings Zeitschriften-Adreßbuch“ 1923 vor, das diese mit 2.000 beziffert.¹⁶

Lediglich in einem Fall hatte der *Uranos* Schwierigkeiten mit der Zensur; das Doppelheft 4/5 des 2. Jahrgangs wurde zur Anzeige gebracht, durch Verfügung der Staatsanwaltschaft aber wieder freigegeben.¹⁷ Angesichts der erheblichen Schwierig-

15) Das Heft, datiert auf Mai/Juni 1922, erschien wohl Anfang/Mitte Juni; vgl. *Die Freundschaft* 4 Nr. 23 (10. 6. 1922) Bl. 5v, wo der *Uranos* beworben wird („Das Abschlußheft des 1. Jahrganges des „Uranos“ ist erschienen. Abonnements laufen ab Juli ...“); eine identische Anzeige ist in der nachfolgenden Nr. 24 (17. 6. 1922) Bl. 5v, abgedruckt.

16) Sperlings Zeitschriften-Adreßbuch. Handbuch der deutschen Presse. 50. Ausgabe 1923. Leipzig o. J. [1923] S. 247. – Zum Vergleich: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* 1.200 Exemplare (Sperlings Zeitschriften-Adreßbuch. 49. Ausgabe 1915, Stuttgart o. J. [1915] S. 142) bzw. 2.000 Exemplare (50. Ausgabe S. 86); *Der Eigene*: 3.000 Exemplare (50. Ausgabe S. 246); *Die Freundschaft*: keine Angaben zur Auflagenhöhe (50. Ausgabe S. 247). Nach Angaben von Max H. DANIELSEN, Rückblicke. In: *Die Freundschaft* 3 Nr. 44 (6.–12. 11. 1921) Bl. 2r, lag die Auflagenhöhe der *Freundschaft* bereits im ersten Jahr ihres Erscheinens – 1919 – bei 25.000 Exemplaren. Der Verlag der *Blätter für Menschenrecht* bezifferte bereits im ersten Jahr (September 1923) die Auflage auf über 60.000; vgl. An Alle. In: *Blätter für Menschenrecht* Nr. 14 (1. 9. 1923) Bl. 2r; „Die ‚Blätter für Menschenrecht‘ haben ihre erste Feuerprobe bestanden: sie sind mit einer Auflage von weit über 60.000 Exemplaren heute das führende Organ der homosexuellen Bewegung.“

17) Vgl. Verzeichnis der auf Grund des § 184 des Reichsstrafgesetzbuches eingezogenen und unbrauchbar zu machenden unzüchtigen Schriften (Polnubi-Katalog). Hg. von der Deutschen Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder, Schriften und Inserate bei dem Preussischen Polizeipräsidium in Berlin. Zweite, erweiterte Auflage. Berlin 1926, S. 210. – Die Gerichtsakten sind offenbar nicht erhalten (schriftliche Auskunft des Bundesarchivs Berlin vom 23. 3. 2001, des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam vom 19. 1. 2001 und 5. 3. 2001, des Geheimen Staatsarchivs Preussischer Kulturbesitz Berlin

URANOS

BLÄTTER
FÜR
UNGESCHMÄLERTES MENSCHENTUM

Herausgeber
Ferdinand Karsch-Haack
René Stelter

AUS DEM INHALT:

Das Wesen des schöpferischen Menschen, E. Tschick
Der Spiegel (Schluß), R. Stelter / Dostojewskij und
die Uranischen (Schluß), F. Karsch-Haack / Sexual-
magie, A. Habicht / Anthroposophischer Hochschul-
kursus, H. Lenoir / Das Theater des Eros, R. Stelter
Aufhebung des § 175?, Dettmering / Uranismus
und Internationalität, R. Stelter / Aufruf zu einem
studentischen Bunde / Die Logen

Erscheint monatlich

Nr. 10/12 Preis M 10.— I. Jahrg.

LEBAND

Bezugsbedingungen umseitig

Karl Schultz-Verlags-Ges. m. b. H.
ABTEILUNG URANOS
BERLIN SW 61

keiten, die etwa *Die Freundschaft* mit der Zensur hatte, stellte die Zensur für den *Uranos* kaum ein Problem dar.¹⁸

Verglichen mit den übrigen Organen der Homosexuellenbewegung vor und nach dem Ersten Weltkrieg bis 1933 gehört der *Uranos* zu den weniger erfolgreichen Publikationen. Über die Gründe für die mannigfaltigen Schwierigkeiten der Zeitschrift, die Verlagswechsel, die erhebliche Verzögerung der einzelnen Hefte sowie über das recht schnelle Ende des *Uranos* – außer dem hier als Nachdruck vorliegenden ersten Jahrgang (1921/22) erschienen noch 6 Hefte eines zweiten Jahrgangs (1922/23) (siehe unten S. 290 ff.) – kann nur spekuliert werden. Ein zentrales Problem war offenbar die Finanzierung des Projekts. In bewußter Abgrenzung zur Mehrzahl der populären Schwulenblätter jener Zeit haben die Herausgeber auf den Abdruck von persönlichen Annoncen und Lokalinseraten im *Uranos* verzichtet,¹⁹

vom 2. 1. 2001 und 28. 2. 2001 sowie des Landesarchivs Berlin vom 15. 1. 2001).

18) Vgl. etwa Max H. DANIELSEN, Rückblicke. In: *Die Freundschaft* 3 Nr. 44 (6.–12. 11. 1921) Bl. 2r; 3 Nr. 46 (19.–25. 11. 1921) Bl. 2r; 3 Nr. 48 (3.–9. 12. 1921) Bl. 2r. – Zur Zensur erotischer bzw. pornographischer Schriften in der Weimarer Republik vgl. Jens DOBLER, Zensur von Büchern und Zeitschriften mit homosexueller Thematik in der Weimarer Republik. In: *Invertito. Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten* 2 (2000) S. 85–104 (zur Zeitschriftenzensur S. 100–102).

19) Vgl. die Appelle der Herausgeber: „Die Herausgabe unserer Zeitschrift hat sich nur nach Ueberwindung starker Hemmungen von vielen Seiten vollzogen, und aus Gründen materieller und ideeller Natur auf das Äußerste in der Beschreitung unseres Weges bedroht, bitten wir um einen regen Leserkreis, besonders auf dem Wege des Abonnements, und um Mitarbeiter, die sich berufen fühlen, mit uns den gleichen Weg zu gehen“ (S. 3); „Wir sind uns der großen Schwierigkeiten und Widerstände, auf die wir seit der Herausgabe des 'Uranos' dauernd gestoßen sind, voll bewußt . . . Nach der materiellen Seite hin erklären sie sich dadurch, daß wir, weil wir 'die Bewegung' wollen, uns fern halten von Cliquenwesen, Konzessionen jedweder Art – an wen auch immer – und von Annoncen, die sich nicht mit unseren Bestrebungen vertragen.“ (S. VI)

so daß die Finanzierung gänzlich von der Zahl der Abonnenten und dem Einzelverkauf der Hefte, von Firmeninseraten und möglicherweise Spenden abhing.²⁰ Daß die Abonnentenzahl zumindest in der Anfangsphase der Zeitschrift nicht den Erwartungen entsprach, zeigt die Mitteilung der Redaktion im zunächst letzten vom Karl Schultz-Verlag herausgegebenen Heft 5 (S. 120): „Wegen der geringen Zahl von Abonnenten . . . soll der 'Uranos' nicht mehr erscheinen, falls nicht vorläufig durch private Mittel eingegriffen wird.“²¹ Zudem gelang es auch kaum, Firmeninserate zu akquirieren.²²

Doch die geringe Zahl der Abonnenten war wohl nicht der einzige Grund für den Wechsel vom Karl Schultz-Verlag zum Verlag „Fuß und Hand“; es gab offenbar auch Auseinandersetzungen über die Gesamtkonzeption der Zeitschrift. Deutliches Indiz dafür ist, daß der Karl Schultz-Verlag als Fortsetzung des *Uranos* für kurze Zeit die Zeitschrift *Der Strom* herausbrachte,

20) „Der 'Uranos' setzt seinen Ehrgeiz nicht darin, seine Leser durch Sinnenkitzel zu reizen; es werden auch keine Anzeigen aufgenommen, die sich mit dem Ernst seines Strebens, dem Uraniertum zu der ihm zukommenden Anerkennung zu verhelfen, nicht vertragen . . . Wir möchten zum Schlusse noch die Bitte aussprechen, daß jeder Gleichgesinnte, der unsere Ziele für erstrebenswert hält und mit uns eine Front bilden will, Abonnenten für den 'Uranos' wichi. Denn im Gegensatz zu anderen Zeitschriften kann der 'Uranos' aus naheliegenden Gründen nur durch einen ständigen Abonnentenkreis begründet sein“ (S. 182)

21) *Uranos* 1 v (1.5.1921) S. 120.

22) Neben Anzeigen der beiden Verlage Karl Schultz (Nr. 1 Umschlagseite 3; Nr. 2 U 2 und 3; Nr. 3 U 2 und 3; Nr. 4 U 2 und 3; Nr. 5 U 3; Nr. 10/12 U 2 und 3) und „Fuß und Hand“ (Nr. 2 U 2; Nr. 3 U 2; Nr. 4 U 2; Nr. 5 U 2; Nr. 6/7 U 2, 3 und 4; Nr. 8 U 2, 3 und 4; Nr. 9 U 2, 3 und 4) inserierten im 1. Jahrgang des *Uranos*: Verlag „Die Schönheitspflege“ (Magdeburg), Energetos-Rütte-Institut (Berlin) (Nr. 5 U 2) und Klavierhandschulungs-Institut Ritze (Hugstetten) (Nr. 6/7 S. 152). - Die Akquisition von Firmeninseraten war auch bei anderen Schwulenzeitschriften wenig erfolgreich; vgl. etwa den von der Redaktion der *Freundschaft* (3 Nr. 44 [25. 6. - 1. 7. 1921] Bl. 2r) verfaßten Beitrag „Zukunft der Freundschaft“.

FUSS UND HAND

Zeitschrift für Orthopädie, Beinpraxis, Fuß-, Hand- u. Nagelpflege

Offertenblatt für Fuß- und Handpfleger, Bein- und Fussleidende, Krankenpflege- und Bildpersonal, Protämenbräger, Sporttreibende, Fusswunderer, Hühneraugenoperatoren, Massierer, Heißgehßen, Schuhmacher, Bandagisten, Mechaniker, Friseur, Kar- u. Badeanstalten, Sanatorien, Krankenhäuser, Erholungshelme, Schlaf- u. Körperkulturstätten, Apotheken, Drogerien, chem. Fabriken, Verbandstoffabriken, Instrumentenhandlungen usw.

Gelangt ausser an die ständigen Leser im Wechselversand an über 100 000 Interessenten des In- u. Auslandes. Man verlange Probenummern à Mk. 1.50 oder abonniere pro Vierteljahr für Mk. 4.50 beim Verlag „FUSS UND HAND“, BERLIN NO. 43. Auch jedes Postamt nimmt Abonnements entgegen.

von der sich Karsch-Haack und Stelter im *Uranos* distanzieren: „Zu der vom vorigen Verleger eigenmächtig dem ‘Uranos’ substituierten Zeitschrift ‘Strom’ hatten wir keinerlei Beziehung.“ (S. 182; siehe auch schon S. 152) Im *Strom* sollte der „unterhaltende Teil bedeutend ausgebaut und der wissenschaftliche Teil zu einem praktischen Ratgeber in juristischen, kriminalistischen und allgemein-wissenschaftlichen Fragen gestaltet“ werden.²³ Für weitere Einzelheiten wurde auf die „Einführung“ verwiesen, die dann folgenden Wortlaut hatte:²⁴

23) *Die Freundschaft* 3 Nr. 18 (7.-13. 5. 1921) Bl. 4v: „Der ‘Uranos’ erscheint von nächster Nummer (6) unter dem Titel ‘Der Strom’. Die Redaktion liegt in anderen Händen. Eine wesentliche Aenderung erfährt das Blatt dadurch, daß der unterhaltende Teil bedeutend ausgebaut und der wissenschaftliche Teil zu einem praktischen Ratgeber in juristischen, kriminalistischen und allgemein-wissenschaftlichen Fragen gestaltet wird. Essays über kulturelle Probleme aller Art werden diese beiden Teile verbinden. Was die Bedeutung des Blattes für den Invertierten anbelangt (als Verbindung zwischen Invertierten und Nicht-Invertierten), so weisen wir auf die „Einführung“ der neuen Redaktion in Heft 6 „Der Strom“.

24) Die Bibliothek des Schwulen Museums Berlin verfügt über Kopien einzelner Seiten des *Strom*, darunter S. 2-3 mit dem redaktionellen Hinweis „Zur Einführung“.

Mit der neuen Redaktion des „Uranos“, der unter dem Namen „Der Strom“ weitergeführt wird, ändern sich nicht nur Form und Inhalt, sondern auch Aufgaben und Ziele. Sie seien im Folgenden erklärt.

Der stille, aber um so hartnäckigere Kampf, den der Invertierte seit langem gegen seine gesellschaftliche Aechtung führt, hat ihn zunächst die Notwendigkeit einer Organisation im eigenen Kreise erkennen lassen. Der Anfang dazu ist gemacht, und die ersten, wenn auch bescheidenen Erfolge dieser Arbeit liegen vor. Nun aber ist das nächste Ziel, die Verbindung herzustellen mit jenen Kreisen, die sich bislang interesselos oder ablehnend gegen die Invertierten verhalten haben. Hier nun darf nie vergessen werden, in welcher Situation sich der Invertierte befindet. Zum Leidwesen oder gar in offenem Widerspruch zu den Stürmern und Fanatikern der Bewegung muß gesagt werden, daß der Invertierte heute noch in ähnlicher Lage ist wie Deutschland gegen den Ententemächten. Mag er auch nicht besiegt sein, so muß er doch einsehen, daß es an ihm ist, der andern Partei entgegenzukommen. Er muß die Möglichkeit schaffen zu einer Verständigung, denn Ihm liegt mehr an der Verständigung als den andern, die sich ungern oder gar nicht damit beschäftigen wollen. Niemand verlangt damit etwa, daß er sich in demütiger Weise selbst beschuldigt oder seine Kampfunfähigkeit zugibt. Aber auf das Entgegenkommen der andern zu warten, hieße die Freiheit des Invertierten ein für allemal begraben.

Zu dieser Verständigung nun muß ein neutraler Boden gewählt werden, auf dem die beiden Parteien zusammenkommen können. Dieser neutrale Boden ist die Kunst, die über allen Parteien der Religion, der Politik, der Anschauung steht. Alle Zuflüsse, von welcher Seite sie auch kommen, nimmt der Strom auf und führt sie einem gemeinsamen Ziele zu.

Darum kann und darf „Der Strom“ sich nicht darauf beschränken, die künstlerische und wissenschaftliche Arbeit nur einer Partei mitzuteilen. Was geeignet scheint, die fatale Grenze zwischen Invertierten und Nicht-Invertierten zu verwischen oder zu überbrücken – sei es Literatur, Graphik oder praktische und theoretische Wissenschaft – hat ein Anrecht, im „Strom“ Platz zu finden.

Hiermit ist die Rolle, die dem „Strom“ auf der Bühne des Journalismus zufällt, eng umschrieben. Er soll Mittler sein zwischen den feindlichen Parteien. Er soll das Schauspiel, das zu einer Tragödie zu werden droht, durch sein ruhiges, unbeeinträchtigt eingreifen zu glücklichem Ende führen.

Die Größe und Schwierigkeit dieser Aufgabe ist nicht zu verkennen. Darum ist es Sache des Lesers, nicht nur den „Strom“ zu lesen, sondern ihn auch jenen andern Kreisen einzuführen, deren Verständnis er für sich erstrebt.

Berlin, den 15. Mai 1921

Die Redaktion.

Ob und wie dieses Programm umgesetzt wurde, läßt sich derzeit nicht beurteilen, weil die Hefte des *Strom* nicht zur Verfügung stehen. Auffallend ist, daß der Verlag in seiner eigenen Zeitschrift *Die Freundschaft* die neue „Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur“ kaum beworben hat,²⁵ die denn auch schon in der ersten Junihälfte 1921 wieder eingestellt wurde.²⁶

25) Eine einzige Anzeige findet sich in: *Die Freundschaft* 3 Nr. 21 (28. 5. - 3. 6. 1921) Bl. 6v: „Der Strom“. Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur. Heft 2, - Mk. Abonnement pro Quartal 12, - Mk. Schultz-Verlag, Berlin. Das nächste Heft erscheint Dienstag, 31. Mai.“ - Eher unerwähnt andere Hinweise in der *Freundschaft* an:

Die Freundschaft 3 Nr. 20 (21.-27. 5. 1921) Bl. 4v: „Der Strom trägt die Gedanken und Empfindungen des Invertiertenvolkes von diesem zur grossen vollen Menschheit.“

Die Freundschaft 3 Nr. 21 (28. 5. - 3. 6. 1921) Bl. 4v: „Der Strom braucht keine Reklame zu machen, weil er der einzige Mittler ist für die Kultur u. Kunst der Invertierten.“

Die Freundschaft 3 Nr. 21 Bl. 4v: „Wilde Szenen spielten sich, wie uns einer unserer Mitarbeiter mitteilt, vor kurzem auf einer der Straßen des westlichen Berlin ab. Aus einem zunächst nicht ersichtlichen Grunde waren zwei Passanten in Streit geraten, der in eine solenne Prügelei ausartete. Hinzukommende stürzten sich kurzerhand in das Gedränge und schlugen mit. Nach einer Viertelstunde lagen auf dem Pflaster zwei einzelne Arme, ein Strohhut, eine reinseidene Krawatte, vier Fingernägel, eine Pleureuse, drei Augen, ein gebrauchtes, hellblaues Strumpfband, sechzehn Hosenknöpfe, ein Knie, zwei Nasenbeine, achtzehn Monokel, neun Nagelfeilen und fünf Ohren. Erst die schnell herbeigerufene Sicher-

Die Herausgeber des *Uranos*, die sich offenbar von Anfang an der Unpopularität ihres Konzeptes bewußt waren,²⁷ haben ihre redaktionellen Grundsätze mit der Übernahme der Zeitschrift durch den Verlag „Fuß und Hand“ leicht modifiziert: Die Zeitschrift sollte nun „mehr nach der aktivistischen Seite hin“ ausgestaltet werden, „um engere Fühlungnahme mit unserern Lesern zu nehmen und vorzüglich die Fragen zu erörtern, die die praktische Lebenshaltung der Uranier und ihre Anerkennung durch die Gesellschaft angehen.“ Durch die Einrichtung eines Briefkastens wollte man mit den Lesern ins Gespräch kommen und bat um „persönliche Stellungnahmen, Gegenvorschläge und Opposition“. Die Leitidee jedoch wurde beibehalten: „Die Arbeitsrichtung des 'Uranos' liegt unveränderlich fest in der Ver-

heitspolizei: konnte die erbitterten Kämpfer auseinander bringen, indem sie für die Hartnäckigen, die sich am Zeitungskiosk um das letzte Heft des 'Strom' geschlagen hatten, Abonnements beim Verlag bestellten.“ Das war für einen „Unzufriedenen“ zuviel der Ironie. Er teilte seine „Empörung“ mit und wollte die „Freundschaft“ nicht mehr lesen. Ihm hielt die Redaktion (*Die Freundschaft* 3 Nr. 24, 18.–24. 6. 1921, Bl. 3v) entgegen: „Vergessen Sie nicht die große Kultur- und soziale Arbeit, die die 'Freundschaft' verrichtet. . . . Darum möchten wir doch ernsthaft ersuchen, sich nicht über jede Kleinigkeit zu empören, wieviel mehr könnten wir es tun, da wir Tag für Tag mit einer Menschengruppe zu tun haben, die nicht komplizierter und eigenartiger sein kann. Und doch erneuert sich bei uns stets die Lust zum Weiterkämpfen in der Kenntnisnahme, daß unser Kampf langsamen aber stetigen Erfolg hat, weil Menschen mit goldenen Herzen und hohen und reinen Ansichten uns unterstützen. Also der guten Sache wegen bleiben Sie wie Ihre Freunde uns treu und für jede sachliche Kritik sind wir zugänglich.“

26) *Die Freundschaft* 3 Nr. 23 (11.–17. 6. 1921) Bl. 4v [Vermischtes]: „Berlin. Die Halbmonatsschrift 'Der Strom' hat vorläufig ihr Erscheinen eingestellt.“

27) Siehe S. 3: „Es mag der Fall sein, daß wir im Laufe der Zeit, durch äußere Umstände gezwungen, kleinere Konzessionen an Form und Inhalt machen müssen, um aus idealen Gründen die Zeitschrift überhaupt in unserem Sinne aufrechterhalten zu können. Sollten Abänderungen bedingt sein, die unsere Auffassung und unser Programm im Wesen berühren, so werden wir solidarisch von der Leistung zurücktreten.“

teidigung des Uranismus nach außen und in der Erforschung und Pflege uranischer Wesensart im Innern. Sein Endziel ist: Eingehen eines geläuterten, sich seines Wertes bewußten Uraniertums in die Gesellschaft, als deren anerkannter wertvoller Faktor.“ (S. 152)

Die stärkere Ausgestaltung der Zeitschrift „nach der aktivistischen Seite hin“ nimmt sich in den drei im Verlag „Fuß und Hand“ erschienenen Heften allerdings recht bescheiden aus – im wesentlichen bestehen sie aus einer Theater- und einer Filmkritik durch René Stelter bzw. Heinz Stratz (S. 146–150), einer einmaligen Rubrik „Neue homoerotische Literatur“ (Karsch-Haack) (S. 183–184) sowie im Abdruck eines Leserbriefes (Edgo Lland) (S. 214–215).

Die Hintergründe für den erneuten Verlagswechsel nach Heft 9 liegen im Dunkeln. In der *Freundschaft* vom 4. Februar 1922 teilte die Karl Schultz-Verlagsgesellschaft „zur Kenntnisnahme“ mit, daß sie „die Verlagsrechte der Zeitschrift 'Uranos' vom Verlage 'Fuß und Hand' erworben“ habe, und kündigte an, „den 'Uranos' in nächster Zeit neu erscheinen zu lassen. Verhandlungen darüber sind bereits angebahnt und dürften in Kürze zu einem Abschluß führen.“²⁸ Hauptgegenstand der sich offenbar dann doch in die Länge ziehenden Verhandlungen – das Dreierheft 10/12 erschien erst Anfang Juni 1922 – war wohl, bei wem die Verlagsrechte lagen, die die Herausgeber für sich beanspruchten: In mehreren im April erschienenen Anzeigen wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass „die Herausgeber Professor Ferdinand Karsch [und] René Stelter . . . im Besitze aller Rechte auf die Zeitschrift [sind]“.²⁹ Mit der erneuten Übernahme des *Uranos* durch die Karl Schultz-Verlagsgesellschaft wurde die Zeitschrift in den übrigen Blättern des Verlags – *Die Freundschaft* und *Der Merkur* – regelmäßig beworben.³⁰

28) *Die Freundschaft* 4 Nr. 5 (4. 2. 1922) Bl. 1v.

29) *Die Freundschaft* 4 Nr. 14 (8. 4. 1922) Bl. 6r; 4 Nr. 15 (15. 4. 1922) Bl. 4r; 4 Nr. 16 (22. 4. 1922) Bl. 3v.

30) Werbeanzeigen für den *Uranos* sind abgedruckt in *Die Freundschaft* 4 Nr. 11 (18. 3. 1922) Bl. 5v; 4 Nr. 14 (8. 4. 1922) Bl. 6r; 4 Nr. 15 (15. 4.

Die Beziehungen zwischen Verlag und Herausgebern waren durch den zwischenzeitlichen Verlagswechsel offensichtlich nicht nachhaltig gestört worden: Karsch-Haack hat in den Jahren 1921 bis 1923 zahlreiche Beiträge in der *Freundschaft* veröffentlicht³¹ und René Stelter war zwischen Mai und Ende Juli 1923 sogar als Redakteur der *Freundschaft* tätig.³²

Das letzte Heft des ersten Jahrgangs vermittelt den Eindruck, als sei der *Uranos* auf gutem Wege, sich zu konsolidieren.³³ Neben

1922) Bl. 4r; 4 Nr. 16 (22. 4. 1922) Bl. 3v; 4 Nr. 18 (6. 5. 1922) Bl. 4r; 4 Nr. 23 (10. 6. 1922) Bl. 5v; 4 Nr. 24 (17. 6. 1922) Bl. 5v; 4 Nr. 25 (24. 6. 1922) Bl. 5v; 4 Nr. 31 (5. 8. 1922) Bl. 4r; 4 Nr. 33 (19. 8. 1922) Bl. 4r; 4 Nr. 34 (25. 8. 1922) Bl. 3v; 4 Nr. 35 (2. 9. 1922) Bl. 3v; 4 Nr. 37 (16. 9. 1922) Bl. 3v; 4 Nr. 41 (14. 10. 1922) Bl. 3r; 4 Nr. 45 (11. 11. 1922) Bl. 3r; 4 Nr. 47 (25. 11. 1922) Bl. 3r; 4 Nr. 48 (2. 12. 1922); 4 Nr. 51/52 (22. 12. 1922) Bl. 8v; 5 Nr. 7 (5. 5. 1923) Bl. 4v; 5 Nr. 8 (19. 5. 1923) Bl. 4r und v; 5 Nr. 9 (2. 6. 1923) Bl. 4r/v; 5 Nr. 10 (16. 6. 1923) Bl. 4r/v; 5 Nr. 11 (30. 6. 1923) Bl. 4r/v; 5 Nr. 12 (14. 7. 1923) Bl. 4r; 5 Nr. 13 (28. 7. 1923) Bl. 4r. *Der Merkur* 1 Nr. 2 (7. 10. 1922) Bl. 1v; 1 Nr. 4 (21. 10. 1922) Bl. 2v; 1 Nr. 5 (28. 10. 1922) Bl. 2v; 1 Nr. 10 (10. 11. 1922) Bl. 1v; 2 Nr. 1 (6. 1. 1922) Bl. 1v; 2 Nr. 3 (20. 1. 1922) Bl. 1v; 2 Nr. 4 (27. 1. 1922) Bl. 1v; 2 Nr. 5 (3. 2. 1922) Bl. 2v; 2 Nr. 6 (10. 2. 1922) Bl. 1v.

31) Vgl. SCHMIDTKE, Schriftenverzeichnis Ferdinand Karsch-(Haack)s Nr. 289, 292, 295, 298, 300, 301, 303, 309, 313, 315, 317, 318, 319, 320, 321, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 344, 345, 346, 347, 361. Nach Nr. 354 ist zu ergänzen: 354a: Das masculine Weib im Spiegel des Weirgeschehens. In: *Die Freundschaft* 5 Nr. 12 (14. 7. 1923) Bl. 1r-v.

32) Vgl. *Die Freundschaft* 5 Nr. 7 (5. 5. 1923) Bl. 4r [Impressum]: „Verantwortlich für redaktionellen Teil und Inserate: René Stelter, Berlin-Karlshorst, Prinz-Heinrich-Strasse 1.“ *Die Freundschaft* 5 Nr. 13 (28. 7. 1923) Bl. 2r: „An unsere Leser! ... Herrn René Stelter, der in freundlicher Weise die Redaktion der Halbmonatsschrift übernommen hatte, sprechen wir auch an dieser Stelle bei seinem Scheiden aus der Redaktion für seine Mühewerwaltung unseren verbindlichsten Dank aus und hoffen, dass er ein treuer Mitarbeiter unserer Zeitschrift bleiben wird ...“

33) René STELTER kündigte sogar (S. VII) an: „Es wird in Erwägung gezogen, ihn späterhin mehrsprachig herauszugeben.“

wissenschaftlichen Beiträgen, Belletristik, Poesie sowie Exzerpten aus literarischen Werken entsprechend dem Programm der Zeitschrift und den früheren Heften, gab es jetzt auch eine umfangreiche Rubrik „Aktueller Teil“ (S. 245–264), u. a. mit einem Bericht über einen „Anthroposophischen Hochschulkursus“ Rudolf Steiners im März 1922 und eine „kritische Beleuchtung und Anregungen“ von René Stalter zum „Theater des Eros“ (S. 248–252) (Ewald Tscheck schickte dem Artikel noch die Frage hinterher: „Muß man Theater spielen, wenn man nicht die ökonomischen, nicht die schauspielerischen und nicht die dichterischen Kräfte hat?“ S. 252)

Die Rubrik „Bewegung“ beginnt mit Thesen zur Frage „Warum haben wir in Wahrheit noch keine ‚Bewegung‘?“ (S. 257) Die Antwort: Die „uranische Bewegung“ müsse „über dem durchschnittlichen Niveau der Bewegungen“ stehen, „Forschung und wissenschaftliche Arbeit“, ein „Zweckverband zur Abschaffung des § 175“ und „Vergnügungs- und Geselligkeitsvereine“ seien noch keine „Bewegung“. Teil einer in diesem Sinne verstandenen ‚richtigen‘ Bewegung sollte ein „Bund von Studierenden an den Berliner Hochschulen“ werden, neben den auch eine „Vereinigung von Alt-Akademikern“ treten sollte (S. 260); als Ansprechpartner wird Ferdinand Karsch genannt.

Unter der Rubrik „Berichte“ (S. 261 f.) wird u. a. über die Feierlichkeiten zum 25-jährigen Bestehen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (WhK), den zweiten Verbandstag des „Deutschen Freundschaftsverbandes“, über Vorträge Hirschfelds im Reichstag und in Holland informiert. Und unter der Rubrik „Mitteilungen“ wird auf die von Ewald Tscheck organisierten Veranstaltungen der „Individualisten“ hingewiesen: „Vorträge philosophischer Natur, über Dichtung, Kunst und über Lebensauffassungen wechseln einander ab; oft werden sie von dichterischen Darbietungen getragen oder eingerahmt. Reichliche Diskussionen und Diskurse. Besondere Kunstabend werden andererseits auch veranstaltet.“ (S. 263)³⁴

34) Zu Tschecks Engagement für den Individualistenbund um Anselm Ruest (eig. Ernst Samuel), vgl. Keilson-Lauritz, Geschichte der eigenen Geschichte S. 132, 474.

Von ähnlicher Art war auch der öffentliche „Uranos-Abend“. Die erste und offenbar einzige Veranstaltung dieser Art fand am Mittwoch, dem 7. Juni 1922 im Lessing-Museum (Friedrich Nicolai-Haus) in der Brüderstraße 13 in Berlin-Mitte statt und bot „Uranische Dichtungen der Literatur aller Zeiten und Länder“.³⁵ Zu diesem Abend hat Eduard Oskar Püttmann in der *Freundschaft* (Nr. 24 vom 17. 6. 1922, Bl. 6v) einen ausführlichen Bericht veröffentlicht:

Öffentlicher

URANOS-ABEND

Mittwoch, den 7. Juni 1922, 8 Uhr abends
 Saal des Lessing-Museums
 Brüderstraße 13
(nahe U-Bahn-Station Spittelmarkt)

Uranische Dichtungen der Literatur aller Zeiten und Länder
 u. a.

Li-Tai-Po, Hafis, Jean Paul, Verlaine,
 Rimbaud, Whitman, Stefan George, Brezina

Zur Deckung der Unkosten werden M 5.— erhoben / Zweifiger
 Überschuß fließt dem W.-h. K. zu / Um zahlreichen Besuch
 wird gebeten.

Zum ersten Mal ein Abend, an dem Perlen der homoerotischen Literatur der Öffentlichkeit an würdiger Stätte geboten wurden. René Stelter hatte ein entsprechendes Programm zusammengestellt. Fritz Nürnberger brachte Li-Tai-Po, Hafis, Bergerac, Novalis, Jean Paul, Whitman, Verlaine, Rimbaud, George u.a. zu Gehör. Zweifellos besitzt der junge Künstler ein schönes innerliches Feuer und ein

35) Vgl. auch *Die Freundschaft* 4 Nr. 22 (1922) Bl. 4r.

Organ, das geschaffen ist, mephistofast gefärbt, dramatische Töne hervorzubringen. Das bewies klipp und klar sein Vortrag des herlichen „Weinliedes“ von Li-Tai-Po in der Bethgeschen Uebersetzung, das übrigens auch in der Vertonung Gustav Mahlers gestungen wurde. Ebenso gelang ihm die Wiedergabe von Prosa: er las aus Platos „Gastmahl“, aus Jean Pauls „Hesperus“ und jene Stelle aus der „Histoire comique des États et empires de la lune et du soleil“ des Cyrano von Bergerac, die von der Liebe und dem Tod des Orest und des Pylades handelt und schildert, wie aus den Körpern der beiden entseelten Freunde Zauberbäume wachsen, deren Früchte in denen, die sie genießen, leidenschaftliche und treue Liebe erwecken. Indessen verführte ihn die nur bescheidene Modulationsfähigkeit seiner Stimme zu einer sich bis zur Maniertheit steigenden, den Sinn und Rhythmus der Sätze zerhackenden Verwendung von Zäsuren und von Uebertonungen einzelner Worte, ja Silben, sobald er sich vor die Aufgabe gestellt sah, reine Lyrik zu sprechen. Man empfand diese Unart des sonst recht artigen Sprechers besonders störend, als er Georges ganz auf musikhafem Wortfluß eingestelltes und dennoch so wortplastisches Gedicht „Der Jünger“ vorlas.

So viel über den Urans-Abend, der durchaus geeignet war, gerade invertierte und nicht invertierte Intellektuelle für den Befreiungskampf der Homoeroten zu gewinnen.

Eduard Oskar Püttmann

1922/23 erschien noch ein zweiter (letzter und unvollständiger) Jahrgang der Zeitschrift, der zur Zeit als verschollen gelten muß.³⁶ Trotz der anvisierten monatlichen Erscheinungsweise

36) Als „Kriegsverlust“ gilt das Exemplar der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz Berlin (Signatur Kd 999/105). Die Deutsche Bibliothek (früher Deutsche Bücherei) Leipzig hat bis in die jüngste Zeit über ein Exemplar verfügt, das dort aber zur Zeit nicht auffindbar ist (Schreiben vom 9. 5. 2000). Nachforschungen in den größeren Bibliotheken des deutschsprachigen Raums sowie in den Archiven und Bibliotheken zur

erschienen auch diese Hefte jeweils mit erheblichen Verzögerungen und zumeist als Doppelhefte: Heft 1 Anfang August 1922,³⁷ das Doppelheft 2/3 in der zweiten Novemberwoche 1922,³⁸ in der zweiten Januarhälfte 1923 das Doppelheft 4/5,³⁹ und Anfang Mai 1923 mit Heft 6 die letzte Ausgabe des *Uranos*.⁴⁰

Homosexuellenforschung waren ergebnislos. Daß der Verlust des Leipziger Exemplars relativ jungen Datums sein muß, belegen Zitate aus dem Beitrag von René Stelter, „Rückblick und Ausblick auf die Bewegung, die Organisationen, die führenden Persönlichkeiten“ im letzten Heft des *Uranos* (2 [1922/23] S. 162 ff.) bei Manfred HERZER, Die Erlösung der Freunde - Literatur, Theater und Film. In: *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung*, Berlin 1997, S. 105, sowie bei Manfred HERZER - James STEAKLEY, Nachwort zu Magnus HIRSCHFELD, *Von Einst bis jetzt. Geschichte der homosexuellen Bewegung 1897-1922*, Berlin 1986, S. 212. Herzer und Steakley benutzten das Leipziger Exemplar (mündliche Mitteilung von Manfred Herzer). - Zu dem Artikel „aus der spitzen Feder des jugendlichen Chefredakteurs René Stelter“ konnte man im *Eigenen* 14 (1923) S. 16 lesen: „(René Stelter) unterrichtet ... in oft pikanter Weise über die beiden Hauptströmungen der verflorbenen Kampfsperiode, ... ohne freilich der Entwicklung der Dinge und ihren tiefer liegenden Ursachen immer gerecht zu werden und ohne die entscheidenden Tatsachen genau zu kennen. Er nimmt auch wohlwollend Stellung zu den neuen Kampfgenossen der jüngsten Zeit, wie sie nach dem Kriege plötzlich zum Vorschein kamen, um die Propaganda für unsere Sache mit manchem guten Willen zu unterstützen und hauptsächlich dem geselligen Zusammenschluss zu dienen. Was die *Freundschaft* nach dieser Richtung getan hat, was das 'Théater des Eros' zu leisten suchte und was der 'Bund für Menschenrecht' für Aufgaben erfüllen soll, wird mit kluger Umsicht und Sachlichkeit behandelt.“

37) Vgl. die Anzeigen in: *Die Freundschaft* 4 Nr. 31 (5. 8. 1922) Bl. 4r; 4 Nr. 33 (19. 8. 1922) Bl. 4r; 4 Nr. 34 (25. 8. 1922) Bl. 3v: „... Die erste Nummer des Jahrg. II ist erschienen ...“

38) Vgl. die Anzeigen in: *Die Freundschaft* 4 Nr. 45 (11. 11. 1922) Bl. 3r; 4 Nr. 47 (25. 11. 1922) Bl. 3r; 4 Nr. 48 (2. 12. 1922) Bl. 3r: „Die Nr. 2/3 als Doppelheft soeben erschienen. Sämtliche einschlägigen Berliner Lokale s. beliefert ...“ sowie *Der Merkur* 1 Nr. 10 (10. 11. 1922) Bl. 1v: „Die Nr. 2/3 als Doppelheft soeben erschienen ...“

39) *Der Merkur* 2 Nr. 3 (20. 1. 1922) Bl. 1v; 2 Nr. 4 (27. 1. 1922) Bl. 1v;

Zum Inhalt des zweiten Jahrgangs gibt es einige Hinweise in der *Rassegna di studi sessuali* von 1923. Diese Zeitschrift nehme sich, so erfuhren die Leser des *Uranos*, „auch der Invertierten-Frage aufklärend und verteidigend“ an: Zu dem Herausgeber Professor Aldo Mieli „und zu seinen Bestrebungen steht der 'Uranos' in freundschaftlichen Beziehungen“,⁴¹ Bei den in der *Rassegna* genannten Beiträgen tauchen neben bekannten Autoren aus dem ersten Jahrgang wie A. Habicht, F. Karsch-Haack, P. Putlitz und E. Tschack auch neue Namen auf: Eduard von Mayer, der Weggefährte Elisarions von Kupffer, und F. Otto.⁴²

Sabine Schmückle

2 Nr. 5 (3. 2. 1922) Bl. 2v; 2 Nr. 6 (10. 2. 1922) Bl. 1v; „Nummern 4/5 als Doppelheft neu erschienen.“⁴⁰) Vgl. *Die Freundschaft* 5 Nr. 7 (5. 5. 1923) Bl. 4v; 5 Nr. 8 (19. 5. 1923) Bl. 4r; 5 Nr. 9 (2. 6. 1923) Bl. 4r; „Neu 'Uranos' Heft 6“. – Die abweichenden Angaben in: Deutsches Bücherverzeichnis. Eine Zusammenstellung der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher, Zeitschriften und Landkarten. Bearbeitet von der Bibliographischen Abteilung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Neunter Band (1921 bis 1925 P-Z). Leipzig 1927, S. 1067 – danach soll der Jahrgang 2 des *Uranos* zwischen Juli 1922 und Juni 1923 in zwölf Nummern im Karl Schulz-Verlag erschienen sein – spiegeln wohl nur die geplante Erscheinungsweise wider. Vgl. auch das Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums 1911-1965, hg. von Reinhard ODERSCHLEP, München u. a. 1981, Bd. 136, S. 289.

41) *Uranos* 2 (1922/23) S. 31; zitiert nach einer Kopie im Schwulen Museum.

42) *Rassegna di studi sessuali* 3 (1923) S. 223: „Uranos, II (1922-1923) N. 1: P. Putlitz, L'eterno mascolino; E. Tschack, L'idea delle leghe maschili nel romanticismo tedesco; F. Karsch-Haack, La prostituzione in Cina. – N. 2/3: F. Karsch-Haack, Schopenhauer; Ed. v. Mayer, La nuova visione del mondo del clarismo; Come giunsi al clarismo; A. Habicht, Che cosa produce la donna?; Fr. Otto, Eras come principio propulsore nell'educazione. – N. 4/5: F. Karsch-Haack, La poesia persiana nel sec. XIX; Minor, Non dimenticate Wyneken; Ed. v. Meyer [I], seguito. – N. 6: Ed. v. Meyer [I], seguito. – Inoltre in ogni numero poesie, racconti, notizie di attualità etc.“

Register

Siehe auch das Inhaltsverzeichnis (oben S. III-IV).
Nachweise zu Beiträgen im *Uranos* sind fett gedruckt.

- Abū Nuwās 29
Abū Tammām 29
Adelung (Eduard Oskar Plütmann) 211-212
Ahrens, Theodor 21, 72
'A'īsa (Ehefrau des Propheten Muhammad) 26
Aischylos 220
Alexander der Große 80
Allein und frei (Theodor Hermann Pantenius) 180
Almqvist, Carl Jonas Love 176
Altes Testament → Bibel
Altruismus und Sexualität (Helene Stöcker) 241
Amaru 219
Anagenetos → René Stelter
Anakreon 100, 104, 174
Andere Liebe (Friedy Konrad) 262
Andersen, Hans Christian 176
Antonius (Erich Janke) 252
Aphorismen (Ilse Franke) 243
Arabische Nächte (Hans Bethge) 68
Arion (August Wilhelm Schlegel) 141
Ariosto, Ludovico 142
Aristogeiton 172
Aristoteles 155, 186
Arnim, Achim (Ludwig Joachim) Freiherr von 172, 173, 221
Arnim, Bettina von → Brentano [Elisabeth] Bettina
Artabazus 18
Astyages 18
Atherton, John 27
'Attār, Farīd ad-Dīn 218
Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes (Justinus Kerner) 174
*Aufzeichnungen aus einem Toten-
hause* (Dostojewski) 194, 195, 236-240
Augustin 35
'Aun ar-Rafiq 66
Auswahl aus des Teufels Papieren (Jean Paul) 232
Baccino 85
Bacon, Francis 141, 222
Baltische Monatschrift zu Riga 180
Balzac, Honoré de 176, 193
al-Bāqī, Mahmūd 'Abd 29
Bastian, Adolf 81
Beaumont, Francis 172
Bell, Sanford 52
Berg, Lodewyk Willelm Christiaan van den 28
Bergauer, Klaus Ferdinand III, 82-83, 164-170, 189-193
Berlins drittes Geschlecht (Magnus Hirschfeld) 98
Berühmte Homosexuelle (Albert Moll) 38, 124

- Bessmeruay, Marie 237
 Berthe, Hans 68
 Bibel 25, 26
Bild und Traum (Peter Hamacher) 99
 Binder, Wilhelm 156
 Bismarck, Otto von 223
 Blake, William 218, 222
 Blouw, Dr. med. 262
 Blüher, Hans 39-41, 48, 51-54, 78, 82
 Böhme, Jakob 218
 Boëthius, Anicius Manlius Severinus 25
 Boitje, Etienne de la 172
 Bonstetten, Carl Victor von 25
 Bonus, Ch. III, 17
 Bottlinger, Kurt Felix III, 39-41, 51-53
 Brand, Adolf 72, 249, 263
 Brandler-Pracht, Karl 243
 Brandt, Paul (= Hans Licht) 18, 156-162, 183-184, 264
 Brentano, Clemens 142, 172, 173
 Brentano, [Elisabeth] Bettina 172-174
 Breuer, Josef 51, 52
Briefe über die Galanterien von Berlin, auf einer Reise gesammelt von einem österreichischen Offizier (Johann Friedel) 97-98
 Brückner, Alexander 194, 195, 237
Die Brüder Karamasow (Dostojewski) 194
 Bruno, Giordano 186, 241
Buch der schönen Jünglinge [Hübân-nâme] (Fädil Bey) 29, 30
 Buddha 209, 210, 218, 243
 Bühr, Hans 148
 al-Buhārī, Abū 'Uḫāda al-Walīd b. 'Uḫaid 29
 Bulwer-Lytton, Edward George Earl 242
 Bumke, Herr 71
 Burckhardt, Jakob 89
 Burggraf, Waldfried 211-213
Der Bursche vom Herrn Leutnant (Walter Hans Wedell) 211, 213
 Busch, Moritz 223
Bustān (Sā'di) 29
 Byron, George Noël Gordon, Lord 176
 Caesar, Gajus Julius 222
 Caesareon 251
 Calderón de la Barca, Pedro 141, 142, 220
Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild (Max Maria von Weber) 39
 Carpenter, Edward 261
 Carrière, Moriz 243
 Cervantes Saavedra, Miguel de 242
 Chauffours, Etienne Benjamin de 26
Christus und Sophie (Johannes Schlaf) 142
Confessions (Jean Jacques Rousseau) 129
 Cormann, Herr 71
 Corriath, Kurt 245
 Courths-Maler, Hedwig 6, 7
 Cyrus 18
 Dach, Simon 172

- Die Dämonen* (Dostojewski) 194,
195, 240
 Danielsen, Max H. 72
 Dante Alighieri 141, 222, 242
 Darwin, Charles 187
 David 25
David und Jonathan (Paul Hey-
se) 124
 Dekker, Edward Douwes
 → Multatuli
 Dettmering, Dr. jur. III, 253-
256
 Deussen, Paul 104-107, 133
*Die deutsche Wandervogelbewe-
gung als erotisches Phänomen*
(Hans Blüher) 39-41
 Devrient, Ludwig 173
Dies Buch gehört dem König
([Elisabeth] Bettina Brenta-
no) 173
 Dillen[ius], Karl Ludwig 39
 Dörner, Christian Heinrich 19
 Donatello (Donato di Niccolò di
Berto Bardi) 155
 Dostojewski, Fjodor Michailo-
witsch 194-205, 233-240
*Dostojewski geschildert von seiner
Tochter* 204
*Drei Abhandlungen zur Sexual-
theorie* (Sigmund Freud) 51
Dreimäderlhaus (Franz Schubert)
174
 Droste-Hülshoff, Annette ([Anna
Elisabeth] von) 174, 219
 Dukmeyer, Friedrich 14
*Dumpe Trommel und berauschtes
Gang* (Klabund) 83
*Durch die libysche Wüste nach der
Oase des Jupiter Ammon*
(Georg Steindorff) 81
*Durch die libysche Wüste zur
Amonsoase* (Georg Steindorff)
81
 Dyck, Anthonis van 221
 Eberlein, Richard 64
 Ebermeyer, Herr 71
 Eckhart, Meister 218
Edvard II (Christopher Mar-
lowe) 141, 252
 Eichendorff, Josef Freiherr von
173, 175
 Eichendorff, Wilhelm von 173
Der Eigene (Zeitschrift) 263
Der Einzige (Zeitschrift) 263
Elegien an Kyrnos (Theognis)
156-163
Die Elegien des Theognis (Wil-
helm Binder) 156
Die Elemente der Metaphysik
(Paul Deussen) 104
 Elias, Walter III, 36-37
 Elisabeth 41
 Ellis, H. Havelock 261
Empedokles (Friedrich Hölderlin)
140
 Endter, Johann Andreas 26
*Erinnerungen an Friedrich Nietz-
sche* (Paul Deussen) 104, 107
Erinnerungsblätter (Alexander
von Ungern-Sternberg) 128
Erk König (Franz Schubert) 175
Eroici furori (Giontano Bruno)
241
Der Eros und die Kunst (Ludwig
Frey) 124
Erotes (Lukian) 184
Erziehung und Selbsterziehung
(Friedrich Wilhelm Förster)
244

- Es hilft uns nichts* (Georg Stammer) 119
- Etearchos 80
- Ethik oder Wissenschaft vom Sein-sollenden* (Rudolf Seydel) 243
- Eulenburg-Hartefeld, Philipp Graf zu 261
- Euripides 222
- Die Exzellenz und ihr Sohn* (Friedrich Fromm) 184
- Fädil Bey, Hüseyin (= Fädil-i Enderüni) 29, 30
- Fahrt zum Hades* (Frauz Schubert) 175
- Faust* (Goethe) 220, 223
- Fechner, Gustav Theodor 221
- Feofsnoff, Michael 195
- Fischer-Schweinitz 148
- Flamment Patroklos?* (Waldfried Burggraf) 211-213
- Flaubert, Gustave 176, 222
- Fliegeljahre* (Jean Paul) 141
- Fletcher, John 172
- Fließ, Wilhelm 219
- Förster, Friedrich Wilhelm 244
- Forel, August 102
- Fragmente* (Jean Paul) 142
- Fragmente* (Friedrich Schlegel) 142
- Franke, Ilse 243
- Freud, Sigmund 39, 40, 41, 51, 52, 82, 219
- Die Freunde* (Ludwig Tieck) 172
- Die Freundschaft* (Zeitschrift) 22
- Frey, Ludwig 124
- Friedel, Johann 98
- Friedemann, Hermann 218
- Friedlaender, Benedict 139, 219, 222
- Friedrich, Caspar David 175
- Friedrich I. von Württemberg 38, 39
- Fromm, Friedrich 184
- Fudûsi, Muhammad b. Sulaymân 29
- Die Furcht vor dem Weibe* (Film) 149-150
- Der Gärtner* (Rabindranath Tagore) 70
- El galan Castrucho* (Lope de Vega) 252
- Ĝāmī, 'Abd ar-Rahmân 29, 30
- Ganymed* (Franz Schubert) 175
- Garbe, Richard von 208
- Geiger, Ludwig 89
- George, Stefan 222
- Gerstäcker, Fritz 213
- Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat* (Kaspar Riffel) 27
- Geschlecht und Charakter* (Otto Weininger) 53
- Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie* (Otto Stoll) 22
- Gibbon, Edward 90
- Giese, Karl 213
- Giles, Herbert A. 177-180
- Giotto di Bondone 221
- Gitanjali* (Rabindranath Tagore) 50, 63, 79, 151
- Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker* (Ferdinand Karsch-Haack) 22
- Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria* (Clemens Brentano) 142
- Görres, Guido 172

- Goethe, Johann Wolfgang 41, 62, 139, 172, 175, 186, 219, 220, 222, 223, 245, 246, 248, 258
- Götz von Berlichingen* (Goethe) 220, 223
- Gogol, Nikolai Wassiljewitsch 221
- Gollanin, Leo 261
- Gozzi, Carlo Graf 141, 252
- Greth, Dorian 211, 262
- Der griechische Roman und seine Vorläufer* (Erwin Rohde) 19
- Gries, Johann(es) Diederich 142
- Grimm, Jacob 172
- Grimm, Wilhelm 172
- Grube, Max 124, 125, 127
- Das grüne Gesicht* (Gustav Meyrink) 244
- Günderode, Karoline von 172
- Günter, Heinz 148
- Gulistan (Sa'di) 29
- Das Gut Stepantschikowo und seine Bewohner* (Dostojewski) 195, 234-236
- Habicht, Anatolia III, 241-245
- Hadiža (Ehefrau des Propheten Muhammad) 26
- Hadrian* (Paul Heyse) 252
- Häfiz, Šams ad-Dīn 29, 258
- Hafsa (Ehefrau des Propheten Muhammad) 26
- Hagestolz* (Adalbert Stifter) 174
- Hamecher, Peter 72, 99, 172
- Harden, Maximilian 261
- Hardenberg, Friedrich von → Novalis
- Harmodius 172
- Hartmann, Franz 242
- Hartmann, Robert 28
- Hārūn ar-Rašīd 29
- Hauenstein, Horst 262
- Heine, Heinrich 28
- Heraklit 187
- Herder, Johann Gottfried 140
- Hermes Trismegistos 245
- Herodor 80
- Herwegh, Georg 245
- Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (Wilhelm Heinrich Wackenroder) 143
- Herzfeld, Marie 89
- Herzog Ernst von Schwaben* 142
- Herzog Ernst von Schwaben* (Ludwig Uhland) 174
- Hesperus* (Jean Paul) 141
- Heyse, Paul 124, 184, 252
- Hiller, Kurt 72
- Hirschfeld, Magnus 1, 72, 98, 100-102, 124, 125, 129, 186, 249, 261, 262, 264
- Hölderlin, Friedrich 140, 141, 151
- Hössli, Heinrich 41
- Hoffmann, E. T. A. 173
- Holtei, Heinrich von 127
- Holtei, Karl Eduard von 121-129
- Holtei, Marie von 127
- Holzbacher, Julie 127
- Homer 83
- Die Homoerotik in der griechischen Literatur. Lukianos von Samosata* (Hans Licht (= Paul Brandt)) 183
- Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* (Magnus Hirschfeld) 18, 125, 264

- Die Floren. Eine Monatsschrift* (Friedrich Schillee) 221
- Humbert, Jean 68
- Humboldt, Wilhelm Freiherr von 221
- Hymnen für die Erde* (Walt Whitman) 47-48, 95, 120
- Hyperion* (Friedrich Hölderlin) 140, 151
- Ibn Hiğga, Abū I-Mahāsīn Taqī ad-Dīn Abū Bakr 67-68, 216
- Ibsen, Henrik 220, 222
- Der Idiot* (Dostojewski) 194
- Ignatius von Loyola 244
- Im Banne der Vergangenheit. Erzählung aus dem kurländischen Leben* (Theodor Hermann Pantenius) 180
- Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem kurländischen Leben* (Theodor Hermann Pantenius) 180
- Imzermann, Karl Lebebrecht 244
- Inclusa* (Karl Heinrich Ulrichs) 100
- Janke, Erich 252
- Janus, Hans (= Hans Kohnert) 72
- Jean Paul 88, 89, 140, 141, 173, 222, 232, 252, 256, 263
- Jeanne d'Arc 41
- Jesper, C. M. III, 7, 129, 176, 205
- Jesus 25, 26, 35, 155, 218, 243, 247
- Joel, Herr 71
- Johann Christoph* (Romain Rolland) 216
- Johannes 25
- Jonathan 25
- Jordan, Karl Friedrich 72
- Le journal d'une femme de chambre* (Octave Mirbeau) 245
- Julius II. 155
- Die junge Schweiz. Ja jeune Suisse* (Organ der Schweizer Studentenschaft) 5
- K. III, 143-144
- Kahnert, Hans → Janus, Hans
- Kambyses 80
- Kant, Immanuel 35, 222
- Karhī, Ma'rūf b. Faizurān 29
- Karl von Holtei. Ein Lebensbild* (Max Kurnik) 128
- Karsch(-Haack), Ferdinand III, V-VI, 1-3, 13-14, 18-19, 21, 22, 25-30, 38-39, 48, 64-68, 71, 80-82, 84-92, 96, 97-99, 104-108, 120, 121-129, 156-163, 180-184, 194-205, 216, 223, 233-240, 259, 261, 264
- Kassner, Rudolf 82, 218
- Kaufmann von Venedig* (Shakespeare) 141
- Kawi-Balinesisch-Niederländisch Woordenboek* (H. Neubronner van der Tuuk) 22
- Kerner, Justinus 174
- Kits, Willi III, 14-17
- Klabund (= Alfred Henschke) 83
- Kladderadatsch* (Zeitschrift) 121-122

- Kleist, Heinrich von 172
Das Kloster (Emile Verhaeren) 252
Des Knaben Wunderhorn (Achim von Arnim) 172
 Kober, J. L. 122
 Konradt, Fredy 262
Die konträre Sexualempfindung (Albert Moll) 38, 124
 Kopp, Dr. 255, 262
 Koran 25, 26, 28
 Krafft-Ebing, Richard I, 100, 101
 Krasinski, Zygmunt 176
 Kuhlenbeck, Ludwig 241
 Kung-Fu-Tse 218
 Kúnos, Ignaz 91
 von Kupffer, Elis[ar]ion 156-163
Kurländische Geschichten (Theodor Hermann Pantenius) 180
 Kurnik, Max 122, 128, 129
 Kyrnos 156
Kyropádie (Xenophon) 18, 19
 Laotse 221
 Las Casas, Bartolomé de 26
Laß tief in Dir mich lesen (August von Platen) 175
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 186
Leitfaden des Hustbeschlages (Richard Eberlein) 64
 Lennau, Nikolaus 174
 Lenoir, Henry III, 246-248
 Leonardo da Vinci 84-91, 243
 Lerberghe, Charles van 221
 Lermontov, Michail 176
 Lessing, Gouthold Ephraim 121
Der letzte Komödiant (Karl von Holtei) 121
 Li Tai Po 219, 258
 Licht, Hans → Brandt, Paul
 Lichtenberg, Georg Christoph 222
Lieblingmünne und Freundestiebe in der Weltliteratur (Elis[ar]ion Kupffer) 156-163
Lied eines Schiffers an die Dioskuren (Franz Schubert) 175
 Linden, J. 141
 Lionardo-Tornabuoni 85
 Lland, Edgo III, 214-215
Lob der Tränen (Franz Schubert) 175
 Loeben, Otto Heinrich Graf von 173
Loher und Maller (Karl Simrock) 142
 Lope de Vega 252
 Ludwig Alexander, Herzog von Württemberg 38
 Ludwig XIV. 261
Ludwig der Bayer (Ludwig Uhland) 174
 Lukian 184
 Maimūna (Ehefrau des Propheten Muhammad) 26, 66
 Malecki, Roman III, 144-146
Die Malteser (Friedrich Schiller) 40
 Maria Stuart 41
 Marlowe, Christopher 141, 252
 Matthison, Friedrich von 39
 Matussek, Bruno 252
 Mayrhofer, Johann 175
 Meitzenreis, Richard 81
 Meier-Graefe, Julius 194
Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung (Adolf Bastian) 81

- Mereschkowski, Dmitri 89, 195
Merlin (Karl Lebebrecht Immermann) 244
 Méry, Joseph 124
 Meyer, Guido von 104, 106
 Meyrink, Gustav 244
 Mezger-Ravensberg, Ludwig 102
 Michaelis, Hermann 264
 Michelangelo di Buonarroti Simoni 155, 222, 258
Mignonlieder (Franz Schubert) 175
 Mirbeau, Octave 245
 Mnioch, Johann Jakob 139
 Moeller van den Bruck, Arthur (= Arthur Moeller) 195
 Mörike, Eduard 174, 175
 Molière 221
 Moll, Albert 1, 38, 102, 124-126, 129
 Moltke, Kuno von 261
Monsieur Auguste (Joseph Méry) 124
 Montraigne, Michel Eyquem, Seigneur de 25, 172
 Morgenstern, Christian 37, 248
 Morozew, Herr 261
 Moses 245
 Müller, Johannes (von) 25
 Müller, Max 61
Münchhausen und Clarissa. Ein Berliner Roman (Paul Scheer-
 bart) 222
 Müntz, Eugène 90
 Muhammad (Prophet) 25, 26, 28, 64, 66
 Mukatali (= Edward Douwes Dekker) 222, 241
Musen-Almanach für das Jahr 1802 (August Wilhelm von Schlegel / Ludwig Tieck) 139
 Muther, Richard 90
 Mygind, Eduard III, 151
 Mynonas 222
 Napoleon I., Bonaparte 263
 Neubronner van der Tuuk, Hermann 22
 Neues Testament 25
 Niemann, Walther 72
 Nietzsche, Friedrich 41, 104-108, 194, 195, 222, 243, 244
Netotschka Nestanowus (Dostojewski) 195-205, 233
 Noack, Franz 148
 Nöldeke, Theodor Eduard Bernhard 26
Nord und Süd 128
 Novalis (Friedrich von Hardenberg) 142, 218, 221, 243
Novellen der Freundschaft (Peter Hamecher) 172
 Nowacki 176 (Juliusz Slowacki [1809-1849] gemeint?)
 Nürnberger, Fritz 263
 Nume, Hans III, 164-170
 Nystrom, Dr. 261
 Oehlenschläger, Adam 176
 Orlando di Lasso (Roland de Lattre) 221
 P. III, 84, 103
Der paidon eros in der griechischen Dichtung (Paul Brandt) 156-163
 Pantonius, Theodor Hermann 180-182

- Pantenus, Wilhelm 180
 Paracelsus, Theophrastus Bombastus von Hohenheim 219, 247
 Pascal, Blaise 26
 Pasquino, Bartholomeo di 85
 Paulus 26
 Perikles 222
Das perverse Berlin. Kulturkritische Gänge (Anonym) 98
 Phaidros (Platon) 82
Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst (Wilhelm Heinrich Wackenroder) 143
Die Philosophie der Bibel (Paul Deussen) 104
Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart (Moriz Carrière) 243
 Phokylides 156
 Pico, Giovanni, Graf von Mirandola 218
 Piero da Vinci 85
 Pieter, Jonge 27
 Pischon, Carl Nathanael 28
 Platen-Hallermünde, August Graf von 28, 29, 141, 175
 Platon 82, 83, 107, 142, 154, 155, 209, 218, 222, 243
Die Plejaden. Ein Gedicht in zehn Gesängen (Adolf Friedrich Graf von Schack) 243
 Plock, Georg 72, 261
 Plotin 141
 Polignac 156
 Polypaides 156
 Polypaos 156
La Pornocratie ou les Femmes dans les temps modernes (Pierre-Joseph Proudhon) 222
Der Postillon (Nikolaus Lenau) 174
 Potpeschnigg, Heinrich 127
 Potpeschnigg, Joseph 127
 Potpeschnigg, Karl 127
 Potpeschnigg, Marie → Hoitei, Marie von
Prometheus (Karl Heinrich Ulrichs) 1
 Proudhon, Pierre-Joseph 176, 222
 Pu Sung-Ling 177-180
 Püttmann, Eduard Oskar III, 211-212, 233-234, 251
 Puller von Hohenburg, Richard 27
 Purlitz, Paul von III, 3-6, 34-35, 59-63, 133-135, 208-210
 Putze, Hubert 233
Der Putzmacher von Glarus. Heinrich Hößli (Ferdinand Karsch) 107
 Rabsin, E. K. 195, 204
 Raihāna (Ehefrau des Propheten Muhammad) 26
 Raimund, Ferdinand 173
 Raphael 221
 Ravalsson-Mollten 90
 Raven, Werner 211-213
Requiem für Mignon (Robert Schumann) 175
 Reuter, Carl 128
Richard II. (Shakespeare) 141
 Richter, Johann Paul Friedrich → Jean Paul
 Richter, Ludwig 175

- Riffel, Kaspar 27
Rigische Zeitung 180
Rodion Raskolnikow (Dostojewski) 194, 195, 240
 Rogée, Luise 127
 Rogge, H. C. 262
 Rohde, Erwin 19
 Rolland, Romain 216
Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft (Hans Blüher) 39-41
 Römer, L. S. A. M. (Lucien) von 27
Das rote Gold (Theodor Hermann Pantenius) 180
 Rousseau, Jean Jacques 129
 Rûmî, Galâl ad-Dîn 141, 218
 Runge, Philipp Otto 175
- Sachs, Ernst III, 163
 Sa'dî, Abû 'Abd Allâh Muşarrif ad-Dîn Muşlih 29
 Sagitta (John Henry Mackay) 100
 Saltarelli, Jakob (Jacopo) 85, 87, 90, 91
 Saltarelli, Johannes (Giovanni) 85
 Sand, George 219
 Sappho 174, 219
 Savigny, Karl Friedrich 172
 Schack, Adolf Friedrich Graf von 243
 Schäring, Anton 27
 Scheerbart, Paul 222
 Schi-Ging 83
 Schiller, Friedrich 40, 41, 220, 221, 241
 Schlaf, Johannes 142
 Schlegel, August Wilhelm (von) 141, 143
 Schlegel, Caroline (von) 142
 Schlegel, Dorothea (von) 142
 Schlegel, Friedrich (von) 141, 142, 143, 222
 Schleiermacher, Friedrich 142
Schlesische Presse 128
 Schopenhauer, Arthur 35, 40, 208, 222
 Schreiner, Curt III, 256
 Schubert, Franz 174, 175
 Schumann, Robert 174, 175, 221
Ein schwaches Herz (Dostojewski) 233
Die schwarze Jacobs (Paul Heyse) 124, 184
Schwarzwaldau (Karl von Holtei) 122, 123, 124
 Schweitzer, Ernst Emil 72
 Schwind, Moritz von 175
 Scognamiglio, Nino Smiraglia 84, 89-91
 Séailles, Gabriel 89
Sein Junge (Walter Hans Wedell) 146-149, 248-249
Selbsterlösung (Adrien Turel) 241
Eine seltsame Geschichte (Edward George Earl Bulwer-Lytton) 242
Seltsame Geschichten (Fu Sung-Ling) 177-180
 Seuse, Heinrich 218
 Seydel, Rudolf 243
 Shakespeare, William 141, 220, 222, 242, 244, 258
 Shelley, Percy Bysshe 176
 Sibers, Jules 261
 Sickingen, Franz von 27

- Siebenkäs (Jean Paul) 141
 Sitzler, Jakob 157-163
 Snouck Hurgronje, Christiaan 65
 Sohar 218
 Sokrates und Alkibiades (Friedrich Hölderlin) 140
 Solmi, Edmondo 89
 Sophokles 155, 220, 258
 Spee, Friedrich von 172
 Spengler, Oswald 4
 Spiegelmann (Franz Werfel) 23-24
 Spitzweg, Carl 175
 Stammler, Georg 119
 Steinach, Eugen 100, 103, 262
 Steindorff, Georg 81
 Steiner, Rudolf 222, 241, 244, 246-248
 Steinhart, Karl 107
 Stelter, René IV, VI-VIII, 1-3, 8-9, 19-21, 22 (Anagenetos) 24, 31-32, 42-50, 68-69, 72, 73-79, 96, 108-112, 116-119, 120, 146-149, 152, 153-155, 184, 185-189, 206-208, 211-213, 216, 223-232, 248-252, 257-258, 264
 Stendhal 194
 Stifter, Adalbert 174
 Stirner, Max (= Johann Kaspar Schmidt) 222
 Stöcker, Helene 241
 Stoll, Otto 22
 Stratz, Heinz IV, 6-7, 32, 33, 112-116, 135-139, 149-150
 Strindberg, August 208, 222
Der Strom (Zeitschrift) 152, 182
Stufen (Christian Morgenstern) 37
Symposion (Platon) 82, 218, 243
Das System der Vedānta nach den Brahma-Sūtra's des Bādarāyana und dem Commentare des Śaṅkara über dieselben als ein Compendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkte des Śaṅkara aus (Paul Deussen) 104
Tagebuchblätter (Moritz Busch) 223
Tagebücher (August von Platen) 175
 Tages 221
 Tagore, Rabindranath 50, 63, 70, 79, 151
 Tanā'I (= Hwāǧa Husain) 218
 Tasso, Torquato 141, 142
 Theagenes 156
Das Theaterstück. Eine aufgefundenen Neujahrserinnerung an die sibirische Gefangenschaft Dostojevskijs (Marie Besmertny) 237
 Theognis 156-163. *Theognidis Reliquiae* (Jakob Sirzler) 157-163
 Thutmosis III. 80
 Tieck, Ludwig 143, 172
 Titan (Jean Paul) 141
Tod der Barmekiden. Arabischer Haremstoman (Paul Scheerbart) 222
 Tolstoi, Aleyej Konstantinowitsch, Graf 222
Tristan und Isolde 62
Triumph der Freundschaft (Gozzi) 142
 Tschaikowski, Peter 175

- Tschack, Ewald (= St. Ch. Waldecke) IV, 130-133, 139-143, 163, 170-171, 172-176, 217-223, 223, 252, 263
- Türkische Volksmärchen aus Stambul* (Ignaz Kúnos) 91-95
- Turel, Adrien 241
- Ueber den Geschlechtsunterschied in der organischen Natur* (Wilhelm von Humboldt) 221
- Ueber männliche und weibliche Formen* (Wilhelm von Humboldt) 221
- Über Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen gehalten zur 20-jährigen Gründungsfeier der Clark University in Worcester Mass. September 1909* (Sigmund Freud) 51
- Uhland, Ludwig 29, 174
- Ulrichs, Karl Heinrich 1, 2, 41, 100, 101, 103, 182
- Umm Habiba (Ehefrau des Propheten Muhammad) 26
- Ungern-Sternberg, Alexander von 128
- Untergang des Abendlandes* (Oswald Spengler) 4
- Upanischaden* 63, 133, 134, 208, 209
- Uranus* (Karl Heinrich Ulrichs) 1, 182
- Uzielli, Gustavo 89, 90
- Verbeck, Major 27
- Verhaeren, Emile 252
- Verrocchio, Andrea del 85, 87, 88, 89, 90
- Vierzig Jahre* (Karl von Holtei) 121, 122, 124, 125, 127, 129
- Vindex* (Karl Heinrich Ulrichs) 100
- Vit, Dorothea 142
- Die von Kelles. Ein Roman aus Livlands Vergangenheit* (Theodor Hermann Pantenius) 180
- Vrchlický, Jaroslav 176
- Wackenroder, Wilhelm Heinrich 143
- Wahlverwandschaften* (Goethe) 246
- Wahrmond, Adolf 19
- Waldecke, St. Ch.
→ Tschack, Ewald
- Walden, Fredy 262
- Walter, Erich IV, 9-11, 54-59, 77, 78, 79
- Walz, Christian 19
- Der Wanderer* (Franz Schubert) 175
- Weber, Karl Julius 25
- Weber, Max Maria von 39
- Wedell, Walter Hans 146-149, 211, 213, 248-249
- Weil, Arthur IV, 72, 100-103
- Weininger, Otto 40, 53, 219
- Weiß, Ernst 211
- Weisse und schwarze Magie* (Franz Hartmann) 241
- Werestschagin, Wassili Wassiljewitsch 12
- Werfel, Franz 23-24
- Werne, Ferdinand 28
- West-östlicher Diwan* (Goethe) 175
- Whitman, Walt 47-48, 95, 110, 120, 221, 222, 258
- Wilde, Oscar 27, 221

- Wilhelm Wolfschild. Roman aus dem baltischen Leben* (Theodor Hermann Pantenius) 180
 Winternitz, Moritz 62, 133
Wir fanden einen Pfad (Christian Morgenstern) 248
 Wirich II. d. Ä. von Schöneck 27
 Wirz, Caspar 84, 88
 Wolf, Hugo 175
 Wüllner, Ludwig 261
 Wynaken, Gustav 245
 Xenophon 18, 19
 Yi Ching 218
 Zador, Leo IV, 240
Zanoni (Edward George Earl Bulwer-Lytton) 242
 Zenu, K. F. IV, 177-180
Zwei Männer in Betrachtung des Mondes (Caspar David Friedrich) 175
 Zwerner, Samuel Marinus 66

1870 startete Karl Heinrich Ulrichs (1825–1895) die erste „urnische Zeitschrift“, die er *Uranus* nannte. Das Vorhaben scheiterte schon nach dem ersten Heft.

50 Jahre später griffen der Historiker Ferdinand Karsch-Haack als „Leiter für Wissenschaft und Kritik“ und der Literat René Stelter als „Leiter für Lebensgestaltung und Belletristik“ die „Lieblingsidee“ von Karl Heinrich Ulrichs wieder auf; ihre Zeitschrift *Uranos* erschien zwischen 1921 und 1923.

Vollständig liegt nur der erste Jahrgang (1921/22) vor; schon der zweite Jahrgang (1922/23) blieb ein Torso.

Der *Uranos* wollte die Zeitschriften der „Bewegung“ ergänzen und in die Gesellschaft hineinwirken. Ziel war es u. a. „zu zeigen, wie sich Gesellschaft und Staat vergangener und gegenwärtiger Zeit in den einzelnen Staatswesen zu der Erscheinung des Uranismus gestellt haben und wie es häufig in vollendeter Weise gelungen ist, das Uraniertum zum Nutzen und Frommen der Allgemeinheit wie zum Wohlbefinden der Uranier zur Geltung zu bringen.“

ISBN 3-935596-32-4

ISSN 0940-6247

MännerschwarmSkript Verlag



9 783935 596329